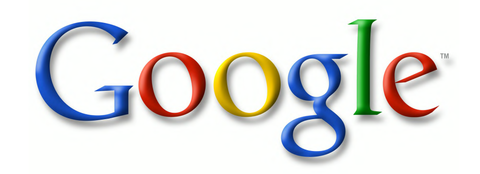



Nataly von Eschstruth
Von Gottes Gnaden

Anna H. Howard.

Von Gottes Gnaden.

Erster Band.



Von Gottes Gnaden.

Roman

von

Nataly von Eschstruth.

Erster Band.



Jena,
Hermann Costenoble.
1894.

Meiner geliebten Freundin

Frau Olga Kindler von Knobloch

geb. Freyin von Berswordt

in herzlichster Zuneigung gewidmet.

Schwerin, 4. August 1894.

1. Kapitel.

Es bildet ein Talent sich in
der Stille ....

Das ist der Tag des Herrn! —

Still, friedlich, einsam im Sonnenglanze liegt das Flachland. Der Himmel ruht wie eine mächtige, hochgewölbte Kuppel von Saphir über der Welt, die Sonne ist die strahlende Münsterrose, tausend jubelnde Vöglein sind der Domchor, welcher Gottes Lieb und Lob dem weiten All verkündet.

Ja, es ist Sonntag, — so feierlich und festlich geschmückt wie heute hat die Haide lange nicht ausgeschaut.

Die Erika blüht, wie ein zartrother Schleier liegts duftig über dem braunen Land; die Ginsterbüsche schwanken graziös im Lufthauche, wie zarte Reiherbüsche auf schönem Frauenhaupt, und sobald sich die Halme regen, funkeln Milliarden von Thautropfen, gleich köstlichstem Geschmeide, so weit das Auge blickt!

Die Gegend ist weder interessant, noch schön oder wechselreich, — verwöhnte Menschen finden sie sogar trostlos und begreifen es nicht, wie man hier Jahr aus, Jahr ein leben kann. Die aber, welche hier ge-

boren sind oder welche sich aus der lauten, leichtsinnigen Welt voll Undank, Schwindel und Falsch geflüchtet haben, um hier zu vergessen, daß sie im neunzehnten Jahrhundert leben, sie schütteln die Köpfe über jene Blinden, deren Hasten und Treiben viel zu nervös und überreizt ist, um die Schönheit des Friedens noch begreifen und würdigen zu können!

Die Sonntagsruhe, welche draußen in dem Jahrmarktsgewühl der Städte, alle acht Tage einmal, scheu und zaghaft anklopft, welche nur in verhängten Schaufenstern ihr mattes Bild spiegelt und schnell verjagt wird von dem wüsten Lärm der Schenken und Vergnügungslokale, — — hier wohnt sie ständig! Hier hat sie ihren Tempel errichtet, hier wogt ihr Odem segnend durch die klare Luft, welche noch keine qualmende Fabrikesse mit den Bacillen des Zeitgeistes verseuchte. —

Der ganze Charakter der Landschaft ist Ruhe. Die Haide beherrscht sie, — kein Acker, kein Feld gräbt die Furchen des Fleißes durch sie hin, nur die Biene allein arbeitet in rastloser Emsigkeit, sammelt goldene Schätze aus den Kelchen der Haideblümlein und trägt sie zu Hauf in die Körbe des Imkers. Wer bemerkt es und wen stört es? — Leise, ganz leise surrt und summt es in der schwülen Sommerluft, nur die Blumenstengel nicken und wiegen sich, wenn die kleine Sammlerin trunken an der Dolde hängt, nur wie Goldfunken stiebt es durch den Sonnenschein, wenn die tausend Flügel sich regen. —

Alles andere Leben der Haide pflegt behaglich der Sonntagsruhe. —

Regungslos sonnt sich die harmlose Natter im Sande, Eidechsen huschen hervor und lassen es sich im warmen Lichte wohl sein und die Kaninchen blinzeln schlaftrunken durch Halm und Rispe.

Der dunkle Strich am Horizont ist Nadelwald. Der Himmel hinter ihm trägt schwefelgelbe Färbung, so leuchtend und grell, daß es aussieht, als habe man die schwarzen Kiefernspitzen auf Goldpapier geklebt. —

Dort wirbeln auch feine, zartblaue Dampfwölkchen in die Höh, und tief herabhängende Strohdächer heben sich wie große Ameisenhügel von der Erde ab. —

Ein Dorf am Saum der Haide, — der Uebergang der Einsamkeit zu Welt und Leben.

Dort regen sich Menschenhände, dort beginnt der Kampf ums Dasein, dort ringt die Genügsamkeit dem ärmlichen Boden das tägliche Brod ab. —

Nur wenige Häuser sind's. Wie ein Schwarm scheuer Küchlein drängen sie sich um die Glucke, die plumpe, schmucklose Kirche inmitten des Friedhofs. Sie trägt keinen Thurm, dazu braust der Sturm allzu verderblich von der See herüber; die Mauern sind stumpf und sonder Zierde aufgeführt wie ein Steinwürfel, in welchen man Bogenfenster eingelassen, hoch und schmal, vom Erdboden bis unter das Dach. Ein niedriger Glockenstuhl trägt das Kreuz, und rechts und links der Thüre stützen Säulen ein Dach, welches den

schlichten Steinfiguren der Apostel ein Schutz gegen die Unbill des Wetters sein soll. —

Der Kirchhof ist so schlicht und prunklos, wie der Sinn derer es gewesen, die auf ihm ihr letztes Kämmerlein bezogen. —

Erlen und Holderbüsche, ein paar verkümmerte Syringensträuche und wilde Rosen fristen ein kärgliches Dasein im Sande. — Schwarze Kreuze wachen über den Grashügeln und nur dicht an der Kirchmauer leuchtet ein weißes Marmormonument in sauber gepflegtem Gärtchen. Dort ist das Familiengrab der Gutsherrschaft, und unter dem segnenden Christus schläft als Erster, der darein gebettet, der alte Oberst, welcher seiner Zeit den „Haidehof“ ausbauen ließ. —

Der Haidehof ist ein bescheidenes Gutshaus, aber die Bauern sind nicht wenig stolz darauf und nennen es „das Schloß.“ — Für ihre Begriffe ist es freilich ein gar prachtvolles Anwesen, es ist aus massiven Steinmauern gefügt, trägt ein Schindeldach und große, helle Fenster, hinter welchen schneeweiße Mullgardinen so festlich leuchten, als feiere man alle Tage Hochzeit oder Kindtaufe dahinter!

Gegen die armseligen Lehmhütten, deren Strohdächer beinah bis auf die Erde niederhängen, sticht es freilich sehr schmuck ab. Die Haidebauern haben sich auch beinahe die Augen aus dem Kopf geguckt, als es dermalen erbaut wurde, und Vater Claasen hat recht prophezeit, als er nach langem Schweigen endlich die Thonpfeife aus dem linken Mundwinkel in den rechten

schob, und sprach: „Dat möt 'n närschen Mann sin, der dat Hus opricht. — Riek möt 'r sin, denn so'n Kram talt he nich mit Musdreck, — un' rechtsaffen möt he sin, denn he geiht nich op Lug un Schien rut, un hät sik sin lüttes Hus onner der Ird ok gliekfen bi de Kirch torecht buddeln laten, aber'n Quaskopp möt he doch sin, — worüm will'n rieker Mann sik alleen un verlaten hier onner de Imker setten?" —

Die Andern nickten und schwiegen, sie sprachen niemals viel und Vater Claasens Rede war die längste gewesen, die man nächst denen des Herrn Pfarrers in Ellerndörp gehört.

Anfänglich sah man nicht viel von dem neuen Gutsherrn. Er kam von Zeit zu Zeit mit der Post herausgefahren, um den Bau des Hauses zu besichtigen, und die einzigen Dorfbewohner, welche ihm alsdann im Verkehr näher traten, war Peter Hagen, welchen er als Gärtner gemiethet und dessen Frau, Modder Dörten, welche späterhin im Hause die Stelle der Wirthschafterin bekleiden sollte.

Mit ihnen schritt der Oberst durch die neuen Gartenanlagen, in seiner kurzen, etwas militärisch rauhen Weise anordnend und befehlend, ohne jedes überflüssige Wort, — auf den ersten Blick als Sonderling zu erkennen.

Er war ein kleiner Herr, hager und verschrumpft, mit zahllosen Falten und Fältchen in dem lederfarbenen Gesicht. Ein grauer Schnurrbart sträubte sich über der Oberlippe, die Nase war scharf gebogen, die Augen

blitzten ein Gemisch von Ingrimm und Erbitterung, und wenn der alte Herr seiner Gewohnheit gemäß mit der Hand nervös durch die spärlichen Haare fuhr, hob sich ein Krakehlschopf über der hohen Stirn, welcher ihm vollends ein kampfliches und drohendes Ansehen gab. —

Oberst Koltitz war allem Anschein nach ein menschenscheuer und menschenfeindlicher Mann, Krankheit und Nervosität standen ihm im Gesicht geschrieben, und als er mit hastigen Schritten, den Kopf vorgeschoben, die Hände auf dem Rücken, die ersten Male die Dorfstraße entlang schritt, ohne rechts und links zu blicken, da nickten die Haidebauern bedenklich vor sich hin und flüsterten einander zu: „De Kierl is all dösig in Koppe!! De hätt ne Ul' sitten!!" — Als aber die Mauern des neuen Hauses höher und höher wuchsen und der Oberst öfters aus der gelben Postchaise stieg, ward's besser. Er fing an, auf der Straße um sich zu blicken und langsamer zu gehen.

Er musterte die einzelnen Kaden und Häuser, allerdings noch immer mit einem Gesicht, als ob er beißen möchte, klappte mit dem falschen Gebiß, als wolle er das friedliche Haidedorf unter die Zähne nehmen wie ein Fuchs den Hasen, und griff schon ein paarmal ungeduldig nach dem Hut, als etliche Weiber schüchtern ihr „Gooden Dag ok" boten.

Je öfter er kam, desto versöhnlicher schaute er drein. Modder Dörten kam athemlos an den Brunnen und berichtete: „Hüt snakt he ganz manirlich! He was ok

taufriddden mit'n Gaarden un hätt' vor sich hinsmunzelt wie'n Kader in Sünnschin!" — Das war eine gute Mähr. — Sie kam sogar noch besser. Nachmittags war der Oberst an des Dorfschulzen Gartenzaun stehen geblieben und hatte lütt Hanning gefragt: „Du! is wahr, daß Dein Vater noch Kartoffeln zu verkaufen hat?" —

Hanning hatte zeitlebens noch kein hochdeutsches Wort gehört. Tödtlich erschrocken steckte sie vier Finger ihres braungrauen Händchens gleichzeitig in den Mund und lutschte sie aus Verlegenheit schneeweiß.

Da wetterleuchtete es allerdings wie zornige Ungeduld in den schartigen Zügen des alten Herrn. Aber nur einen Augenblick, dann strich er wie in jähem Verstehen mit der Hand über die Stirn. „Lütt Döskopp! Hät Din Vadder noch Tüfften in' Keller?"

Hanning machte eine Schwenkung nach rechts und lutschte verschämt zur Abwechslung an der linken Hand, — aber sie nickte dabei.

„Verköpt he ok'n Deel?" —

Das ging über des Flachskopfs Horizont. — Die blauen Augen starrten so durchaus verständnißlos zu dem Frager auf, daß Koltitz das Verfehlte seines Unternehmens einsah.

Er klappte ein paarmal mit dem Gebiß und stiefelte mit Riesenschritten weiter.

Aber das nächste Mal klopfte er an die Thür des Schulzen und trat ein. Er nahm sogar Platz, obwohl Jochen Weese theils aus freudiger Ueberraschung, theils

aus Hochachtung, gar nicht dazu aufgefordert hatte. Heute sprach der Oberst von vornherein ein gutes und deutliches Platt, ward verstanden und erhielt jede gewünschte Zustimmung. Die Tüfften waren in Ellerndörp erstaunlich billig; wie Sonnenschein ging es über des alten Haudegens Gesicht. — Er ward redselig und Jochen Weese versetzte seiner schweren Zunge einen moralischen Stoß und gab auch Auskunft; er sprach für seine Verhältnisse enorm viel und alles, was er sagte, war bieder, derb, ehrlich und treu gemeint.

Koltitz wollte gern noch ein paar Acker zu seinem Gute zukaufen.

Das würde am besten im Krug „aftausprechen sin,“ meinte Jochen. Am Sonntag Abend, da kamen die Dörfler bei Modder Mariken zusammen, tranken ihr „Städtisches“ und kegelten.

„Gut!“ nickte der Oberst, „so komm' ich nächsten Sonntag in den Krug!“

Und er kam. Mit höchster Spannung und größtem Interesse erwartete man sein Erscheinen.

Die Stimmung war feierlich und beklommen wie in der Kirche.

Die kurze Thonpfeife im Mund, saßen die Väter des Dorfes zusammen, pafften dicken Qualm und sprachen kaum ein Wort. Als die Post auf dem Sandweg heranquietschte, hoben Alle mechanisch den Kopf und Jochen Weese, welcher dem Fenster am nächsten saß und hinausschauen konnte, trat gelassen in die Schuhe, welche er für gewöhnlich unter dem

Tische auszog und sprach: „He kimmt!“ — Und er kam.

Die Ellerndörper standen respectvoll auf und wer von ihnen vergaß, die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, schob sie wenigstens von einem Winkel in den andern. Auch dies war ein Zeichen von reger Antheilnahme an dem Ereigniß. —

Bei den Haidebauern wurden nicht viel Worte beim „Affprechen“ gemacht. Grade nur das Nothwendigste. Ja, sie wollten dem Herrn das gewünschte Land verkaufen, und so und so viel solle es kosten.

Man übertheuerte Niemand in Ellerndörp, und der magere Grund und Boden ward nicht mit Gold aufgewogen.

Der Oberst schmunzelte abermals und ein Handschlag besiegelte den Kauf, bis der „Affekat“ es schriftlich gemacht haben würde.

Und dann sprach man über andere Dinge. Erst von Land und Leuten, von Bienenzucht und Fetthammeln, von Dünger und Pferden, von Wetter und schwerer Zeit. — Das war der Uebergang zu Ernsterem. Hungersnoth, Krieg — anno 1813 und 1870! — Ein alter Mann mit schneeweißem Haar hatte als Lütter dabei gestanden, wie die Postpferde vor der Kalesche der Fru Königin von Paretz umgeschirrt worden waren, — er hatte auch leibhaftige Franzosendüwel von des großen Napoleon Armee gesehen. Drei andere Männer waren anno 70 dabei gewesen. Der eine hatte den Einzug in Paris geschaut, der andere sah

Straßburg brennen, der dritte hatte als 89er Grenadier bei Loigny tapfer dreingehauen — dick un' düll, daß die Lappen flogen! Er wird gesprächig, als die Erinnerung ihm das Blut schneller durch die Adern jagt. Auch das lederfarbene Angesicht des Obersts färbt sich höher. Nun soll er erzählen, wo er die Rothhosen gezaust hat.

Er thuts. Seine scharfen Augen blitzen wie Wetter und Brand. Bei Metz ist er mit seinen wackern Reitern drauf losgeritten, als wolle er mit den Schwadronsgäulen die ganze welsche Brut in Grund und Boden stampfen. Um die Ohren hat's ihm gepfiffen von mörderischem Blei, und hier — hier im Schulterblatt ... da hats eingeschlagen. Der Satan hat seine Hand im Spiel gehabt, — der Knochen ist steif geblieben bis auf den heutigen Tag. —

„Dorüm hätt hei woll n' Dienst upgeben?" frägt Jöschen Lenzke harmlos. —

's ist, als ob die schlichten Worte Messerstiche gewesen. Koltitz zuckt unter ihnen zusammen, und der Athem pfeift durch die gekrampften Lippen. Dann lacht er scharf auf und stiert in das Bierglas. „Nee, Kinnings, nich dorüm!" schüttelt er den Kopf, „nich dorüm." —

Was wissen die Bauern von Ellerndörp, wie steil und glatt die Leiter ist, von derem Ende der Feldherrnstab herab winkt.

„Hett he dat Drillen un' Kummißstieweln all satt kregt?!" frägt Jöschen abermals.

Da schnellt ihm das hagere Gesicht des alten Herrn zu, als wolle er beißen. Es zuckt und arbeitet in den faltigen Zügen, das Weiße des Augapfels wird roth.

„Nee, Mann! mich haben sie satt bekommen!“ donnert die Kommandostimme — „mich, weil ich mürbe und abgenutzt bin, weil ich meine Haut zu Markt getragen und meine Nerven zugesetzt habe! Nun ist der alte Kerl abständig geworden, — taugt nichts mehr ... soll jüngeren Kräften Platz machen — — und wenn der Hund an den Knüppel soll, dann hat er Leber gefressen!“ — Koltitz richtete sich jäh auf, das graue Haar klebte auf der feuchtperlenden Stirn. Seine Faust zitterte auf dem Tisch: „Hat mir Keiner vorwerfen können, daß ich meine Pflicht und meinen Dienst verabsäumt hätte — hab' meinen Urlaub genommen wie alle Andern auch ... aber die Herren Lieutenants haben sich erzählt: „Der Alte ist leberkrank! muß schon wieder nach Karlsbad!“ und oben hat man die Achseln gezuckt und gesagt: „Wie kann ein so kranker Mann noch feldtüchtig sein?“ — Da bin ich jedes Jahr kränker geworden, — nicht an meinem Leibe, Kerls! sondern in den Mäulern meiner Widersacher! Und wie wir wieder in's Manöver ritten, da ist das Geschwätz am ärgsten gewesen. Bah, was hab ich drauf gegeben? — Jung und frisch wie ein Fähnrich hab' ich mich gefühlt, hab gedacht: wenn ein Mann anno 70 so schneidig und tapfer seine durchschossenen Knochen durch die Schlachten getragen hat, dann weiß man, was man ihm schuldig ist. Ein

Regiment muß man mir geben, — wills schon zeigen, daß der Koltitz noch reiten kann! — Und wie der General zu mir gesagt hat: „Oberstlieutenant Koltitz, übernehmen Sie heute die Führung des Regiments!" da wußte ich, daß ich in mein Examen ging, hab' den Säbel in die Faust genommen, meine Dispositionen getroffen — und heidi ritten wir drauf los, daß die Funken stoben! — War just ein böser Tag, hier in der Seite haben die Schmerzen gewühlt, — mein verfluchter englischer Traber — hatte die Mähre acht Tage vor dem Manöver erst kaufen müssen, weil mein Brauner an Influenza einging — — kurzum, die Bestie stieß, daß ich dachte, das Gedärme flög' mir zum Halse raus . . . . aber Tod und Teufel! ich biß die Zähne zusammen und ritt meine Attacke, daß der Boden rauchte! — Und gut ging's! brillant ging's! Ein Hundsfott will ich sein, wenn's nicht so war! Haben auch beim besten Willen nicht gewußt, wie und wo sie mir eine Nase drehen sollten! Der General hat nur nach Schluß der Kritik gefragt: „Fühlen Sie sich krank, Oberstlieutenant Koltitz? Sie hängen mir so unglücklich im Sattel!" — Ich lachte und schnellte in die Höhe. „Seitenstechen, Excellenz — sind ein bischen gar zu schneidig zugeritten!" — — Und das war eine rindviehische Dummheit von mir. Aber ich war zeitlebens ein ehrlicher, braver Kerl — hab' die Wahrheit gesagt und nicht überlegt, ob's vortheilhaft sei oder nicht. — Nun gar heute! Hatte ja meine Sache ausgezeichnet gemacht, hatte vor aller Welt ge-

zeigt, was ich konnte, — wie sollte es mir nun noch fehlen! Als wir in's Quartier zurückritten, überlegte ich mir: welches Regiment man mir geben werde. Das liebe, alte, in welchem ich dermals vor Metz das eiserne Kreuz erkämpfte, wurde frei; sicher bekam ich es nun als Kommandeur — und dieser Gedanke . . . Teufel ja — 's war immer mein höchster Wunsch gewesen — der machte mich wie besoffen vor Freude! — Wir lagen in einem Schloß, zusammen mit dem Höchstkommandirenden und seinem Stab. Das Diner war gut, der Sect floß in Strömen . . . und ich — in meiner Aufregung — ich that, was ich jahrelang vermieden hatte, ich begoß mir gründlich die Nase. — Da kam's. Am andern Tag lag ich, rasend vor Schmerz — hülflos und jammervoll wie ein räudiger Hund. — Narrheit, kein Mensch ist gefeit gegen solch eine verdammte Krankheit, — wäre vorübergegangen wie alle andern Anfälle auch, — aber . . . nun war's an der großen Glocke . . . und wenn für die Rangliste das Schlachtefest hereinbricht, wenn erst der Stuhl mit der weißen Schürze draußen hängt, dann kommt alles zur Strecke, was Aergerniß giebt.“ —

Der Sprecher ließ das Haupt tief zur Brust sinken, das hagere Gesicht sah erschreckend aus unter den Seelenqualen, welche es spiegelte. — „Vierzehn Tage später — — hatte ich meinen Abschied im Haus.“ — — — — Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Die Bauern von Ellerndörp konnten es wohl nicht recht begreifen und verstehen, warum der alte kranke Mann

so gewaltig nach einem Regiment gestrebt, — er war doch reich, konnte sich ein Gut kaufen und ein Haus bauen, — er hätte sollen zufrieden sein, die Plagerei endlich los zu werden .... aber .... es sieht eben anders in einem Herrenkopfe wie unter einem Bauernschädel aus. Sie empfanden es instinktiv, daß dem Oberst ein herbes Leid widerfahren und das ehrten sie. Stumm saß die kleine Runde am Schenktisch. Nur ein ernsthaftes Nicken mit dem Kopf, mächtig gepaffte Dampfwolken und ein Schlurren mit den Holzschuhen waren die äußern Anzeichen ihrer Theilnahme.

Endlich kraute sich der Schulz in dem blonden Haar. „Nu laten's man gaud sin, Herr, dat sin olle Kamellen, die vergeten's bal, wenn's von dat infamigte Snack nix mehr seihn un hüren!"

Koltitz wischte mit dem Taschentuch über Stirn und Kopf. Der Zug krankhafter Erbitterung trat stärker wie je in dem faltigen Gesicht hervor. Er lachte herb auf: „Ja, ja! vergessen! wenn ich von der ganzen Welt nichts mehr sehe und höre! Darum komme ich ja zu Euch, Kinder! Hier, in Eurer weltfernen Einsamkeit, will ich die Wunde ausbluten lassen, — hier sitzt sie! hier in der Brust, — ah — und das schmerzt tausendmal mehr wie die französische Kugel! ... Die Löcher, welche deutscher Undank in Herz und Seele reißt, die heilen und vernarben nicht, — nie, — niemals." —

Ein Aufstöhnen rang sich aus der Brust des Sprechers, dann hob er jäh den Kopf und sein Blick

blitzte voll leidenschaftlichen Hasses durch das niedere Fenster, über die stille, sonnegoldene Ebene hinaus. „Hier ist's am Ende der Welt, weiter hinaus konnte ich nicht, das Meer setzt die Grenze. Bis hierher bin ich vor den Menschen gelaufen, wie ein Paria, wie ein Geächteter, dem es auf der Stirn steht, daß man dem invaliden, abständigen Kerl kein Regiment geben konnte! — Bah, vielleicht erzählt man sich auch: Der Alte war ja ein zu dummes Luder — taugte nichts, drum hat man ihn weggejagt!" —

„Nee, nee, Herr, so wat seggt keen Minschenseel' nich!" —

„Und warum nicht? Heute „Hosianna" und morgen „Steinigt ihn!" — wer den Rock ausgezogen hat, ist nur noch eine Vogelscheuche, mit welcher selbst die Spatzen auf dem Dach Schindluder treiben. — Will ihnen aber keine Gelegenheit dazu geben. Hier gefällt es mir, Kinder, ich bleibe bei Euch. Bin ein guter, verträglicher Kerl, der keinem Menschen was in den Weg legt, nur die Uniformen machen mich rasend! Ich kann keine Uniform mehr sehen! 's ist wie ein Stich durch's Hirn und läßt mich toll werden!" —

Und Koltitz blickte so wild um sich, als fürchte er sich, solch eine verhaßte Uniform möchte ihm auch hier, wie ein Unglückshase, über den Weg laufen!

„Nee, Herr, ok nich! — Soldaten's hevven wi nich in Dorpe. De swart Lening ihr Hinnrich deint all in Hamburg, awerst he kümmt nich as Urlauber, he hätt keen Fenning op Reisen tau gahn!" —

Wieder eine kurze Stille, der Oberst schien weit ab mit seinen Gedanken und die Bauern gafften schweigsam vor sich hin, wie Wiederkäuer, welche die ungewohnt viele geistige Nahrung, die man ihnen aufgetischt, erst verdauen müssen.

Endlich räusperte sich Peter Claasen. Er hatte die Empfindung, den alten Mann erst auf bessere Gedanken bringen zu müssen, ehe er in die gelbe Postchaise zurückstieg.

„Is 'n smucket Hus, wat he but, Herr, rinklich grot förn einsamten ollen Mann wie he is.“ —

Koltitz schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht einsam, ich habe Frau und Kind.“ —

„All Dunnershagel!“ — Die Ueberraschung der kleinen Tafelrunde war so perfekt, daß dem Schulzen, ohne daß er's wollte, der despektirliche Ausdruck entfuhr. Und dann starrten sich Alle sprachlos an und wußten nicht, wie sie diese Neuigkeit schnell genug in sich verarbeiten sollten. Das Gerücht hatte den Oberst als alten Junggesellen verschrieen, man hatte es im Dorf als Thatsache genommen und sich damit abgefunden; nun kam's wie ein Wirbelwind und riß den ganzen, mühseligen Aufbau Ellerndörper Phantasie wieder zusammen.

Jochen faßte sich zuerst. „Mit Respect tau fragen, Herr, will de gnä' Fru ok hier rut, an's Enne der Welt komm'?“ —

Koltitz sah plötzlich ganz vergnügt aus. „Das versteht sich, Kinnings! Meine Frau und meine Tochter

werden mich doch nicht allein hier sitzen lassen? Sind, Gott sei Dank, Beide sehr raisonnabele Frauenzimmer, pfeifen auch den Teufel auf die ganze miserabele Welt! Aber gut sind sie, gut wie die lieben Engel im Himmel. Meine Alte war vielleicht zu gut zu mir, hat niemals den Pantoffel geschwungen — und das taugt auch nichts. Einem Wesen auf der Welt muß der Mann sich fügen können, in Liebe und Freundschaft und mit aller Vernunft! — Wenn Einer überall nur das Kommandiren gewohnt ist, wenn er im Hause ebenso befiehlt wie in der Kaserne, dann wird er ein Eisenfresser, ein Dickkopf, der dann überall im Leben mit dem Kopf durch die Wand will. . . . Taugt nichts, taugt nichts. — Aber gut werdet ihr's bei Mutterchen haben, oh und erst die Erika! ja, wenn ich die beiden Frauensleute nicht gehabt hätte! — das Mädel hat mich am besten wieder zu Raison gebracht, — Gott lohn's ihr und behüte sie vor einem Soldaten, soll nie eine Offiziersfrau werden, mein Lütting, wär' schade drum.“ —

„Dat gnä' Frölen is woll noch siehr jung?“ —

Koltitz nickte und griff in die Brusttasche. Er zog eine kleine rothlederne Tasche hervor und klappte sie auf. „Hier! seht's euch selber an, 's ist die Erika!“

Wunderlich, die Bauern erkannten den Sprecher kaum wieder. Rührende Zärtlichkeit strahlte auf dem runzlichen Gesicht, die scharfen, haßerfüllten Augen leuchteten so weich, als ginge nur ein einziger, großer Strom von Glück, Liebe und Vaterstolz durch sie hin.

Der Schulze nahm die Photographie und hielt sie weit ab von den Augen. „Deiwel ja! Dat is 'n smucket Göhr!“ nickte er voll höchster Anerkennung.

„Un' wat'n Zopp!!“ staunte Jochen.

„Wie 'n lütten Druvappel!“ stimmte sein Nachbar bei.

„Un Knooken hätt' se! De arbeit' för Twee!“

Von Hand zu Hand ging das Bildchen und Jöschen wischte es zuvor an der Hose ab, um noch besser zu erkennen. Alle waren eitel Anerkennung.

Auch der Oberst blickte zum Schluß lange darauf nieder, in das runde, liebliche Gesicht mit den großen Blauaugen. Die schauten ganz absonderlich drein, so seelenvoll und sinnig, als seien die Gedanken in dem Köpfchen den Jahren und dem stolzen Backfischzopf, welcher es schmückte, weit vorausgewachsen.

„Un siehr kluk is de lütte Dirn woll ok?“ fragte der Schulze nachdenklich.

„Mächtig klug! Hat Mutterwitz und helle Augen! Die schaut nicht blind um sich, und doch sieht ihr reines, ideales Gemüth alles nur gut und veredelt. Ist Zeit, daß sie hier heraus kommt, ehe die nichtsnutzige Welt ihren Kinderglauben mordet!“

Der Oberst schob das Bildchen in die Brusttasche zurück. Er war plötzlich vortrefflicher Laune, eilig und voll Ungeduld, daß der Hausbau schnell voranschreite. Ehe der Herbst das Laub über die Haide fegt, wollte er Einzug in der neuen Heimath halten.

Den Bauern drückte es schier das Herz ab, zu er-

fahren, ob der Oberst wohl allein das Gut bewirthschaften werde? —

Claasen hatte endlich den Muth, ihn nach langem Räuspern darum zu befragen.

Koltitz schien gern über seine Pläne zu sprechen. Er griff die Frage hastig auf und erzählte, daß er als Offizier zu wenig Erfahrung besitze, um ohne zuverlässige Hülfe ein solches Risico wagen zu können. Der Zufall komme ihm dabei zu Hülfe. Ein entfernter Vetter von ihm sei gelernter Landwirth, habe mit großem Geschick ein Gut bewirthschaftet und sei erbötig, Ellerndörp auch für ihn zu verwalten und in Schwung zu bringen. Das solle dann die Lehrzeit für den Oberst sein. Ein Gestüt einzurichten, reize ihn persönlich unendlich. Er sei passionirter Pferdefreund und Züchter, habe als Cavallerist die nöthigen Kenntnisse und erachte Ellerndörp als ganz besonders geeignet dazu.

Das solle sich aber alles erst mit der Zeit finden. Fürs erste lechze er nach Ruhe und Frieden, wolle vor allen Dingen den nächsten Winter behaglich hinter dem Ofen sitzen und zuhören, was der Seesturm draußen zu erzählen habe! —

Der alte Herr rieb sich schmunzelnd die Hände. Welch eine Wohlthat wird das sein, wenn es nicht alle zehn Minuten klingelt, um eine Visite zu melden! Welche Erquickung, wenn die Klatschbasen seine arme Frau nicht permanent mit Ungeheuerlichkeiten aufregen, wenn nicht aller Augen mehr voll ängstlicher Spannung an der Stirn des Divisionärs hängen, ob dieselbe Sturm

oder Sonnenschein prophezeit! — Nun wird er sich nicht mehr auf Bällen und Diners langweilen, wird nicht mehr stundenlang bei Wind und Wetter in der Droschke sitzen, um Visiten zu fahren, wird sich nicht mehr die Gelbsucht an den Hals ärgern, wenn giftig süße Theilnahme ihn frägt: „Herr Oberstlieutenant, fühlen Sie sich denn jetzt etwas wohler? Ich hörte, Sie hatten einen neuen Anfall Ihres Leidens?!“ —

Nein, nun ärgert man ihn nicht mehr. Er hat den bunten Rock ausgezogen, den ein letztes Almosen noch mit dem Titel und Charakter des „Oberst“ geschmückt. Ein Oberst ohne Regiment; ein Reiter ohne Pferd. — Er wirds vergessen. —

Still, ganz still und wundervoll gemüthlich soll es in dem Gutshaus von Ellerndörp werden.

Mutterchen wird ihn hegen und pflegen, sie werden Freiherrn sein und endlich einmal thun und lassen können, was ihnen beliebt. Erika aber trägt Sonnenschein in's Stübchen, sie wird singen und lachen, wird Blumen pflegen und den Hühnerhof befehligen, sie wird sich mit Vetter Wigand gut, sehr gut vertragen, so gut . . . daß . . . .

Ja, wenn die Gedanken des alten Herrn bis zu diesem Punkt gelangt waren, dann strich er jählings mit der Hand über die Augen und schmunzelte, sprang auf und rannte mit verklärtem Lächeln im Zimmer auf und ab. — Seine Pläne, seine Pläne! über alle andern sprach er, über diesen letzten nicht, aber er war ihm der liebste von allen. —

Die Sonne sank tiefer. Blutrothe Lichter flammten über die Haide. Da rollte und quietschte die gelbe Postchaise langsam wieder im Sande herzu.

Der Oberst sprang auf. Er schüttelte reihum die Hände, derbe, rauhe, ehrliche Hände; „treibt, Kinder! treibt die Arbeiter, daß das Haus wächst!" nickte er zum Abschied. Und dann stieg er in die Post.

Die Bauern standen, die Mützen in der Hand, und schauten ihm nach.

„He is doch düchtig abstännig un' klappricht!" nickte Peter Claasen nachdenklich vor sich hin, „dat is nich gaud, wann so'n oller, miserablichter Kierl noch 'n Hus upricht!"

„Nee, dat duht nich gaud."

„Un worüm nich, Vadder Claasen?"

Der Bauer machte eine kurze Bewegung mit der Hand, setzte die Mütze auf und wandte sich schweigend zum Gehen.

Da fragte Keiner mehr, wußten sie doch Alle, was er meinte. Nein, es thut nicht gut, die Erde aufzureißen und ein Haus zu bauen, 's ist ein Aberglauben dabei. Eins aus der Familie muß in die offene Erde hinein. — Das gnä' Frölen ist ein junges Blut und die Gutsfrau gesund und rüstig, — — im Herbst aber fällt welkes Laub — und der Alte ist welk und morsch, wie ein Blättlein am Lebensbaum, welches ein Frost getroffen. —

Die Bauern von Ellerndörp gingen schweigsam nach Hause. Sie hatten heute mehr gehört und erfahren,

wie sonst in einem Jahr. Das lastete auf ihnen. Ihr armer Verstand konnte es nicht ergründen, ob dem Oberst ein Unrecht geschehen, sie begriffen nur, daß er ein kranker Mann war, dem ein Leid widerfahren, und weil er nun zu ihnen gehörte, so war sein Kummer auch der ihre. — Das Gutshaus wuchs heran und die Bauern von Ellerndörp schüttelten ernst die Köpfe, — beim Richtfest war die Krone herabgestürzt, das bedeutet nichts Gutes.

---

2. Kapitel.

Schnee lag über der Haide.

In wundervoller Reine und Klarheit leuchtete das flache Land, so weit der Blick reichte, wenn die Sonne am Himmel stand und die ruhige Luft vor Kälte flimmerte; schöner aber noch war es, wenn Himmel und Erde verschmolzen in grauen Schleiern, wenn ein geheimnißvoll falbes Licht seine Schatten um die Rüstern und Schlehdornbüsche malte, — wenn die Raben mit melancholischem Schrei einsam die matten Schwingen regten.

Dann stand der Oberst am Fenster und starrte stundenlang hinaus in den Wirbeltanz der Flocken, hinüber zu den Dächern des Dorfes, welche wie spitze Schneehaufen emporragten. Wenn die bläulichen Rauchfahnen darüber hinkräuselten, wußte er, daß nun Modder Fieken oder Mutting Hanne die Suppe auf dem Feuer hatte. Und wenn das gedämpfte Bellen eines Hundes von der Dorfstraße herüberklang, ein

Bellen, welches von Haus zu Haus zu vollerem Accord anwuchs, schrill und tieftönig, cholerisch und sanguinisch, kläffend und grollend, dann sah Koltitz nach der Uhr und nickte zufrieden vor sich hin. Die Post fuhr ein. Manchmal summte er dann in den Bart: „Und hat sie keinen Brief für Dich, — mein Herz — mein Herz!“ und er rieb sich behaglich die Hände dazu und nickte ingrimmig vor sich hin: „Fehlte auch noch! Briefe! Zeitungen! Verfluchter Kram, der einem nur die Ruhe stört. Ich mag nicht wissen, wie's draußen aussieht, ich habe die Brücke hinter mir abgebrochen. Mögen sich die Menschen raufen oder vertragen, mögen sie sich herumzanken, sich hassen oder lieben, — mich ficht' es nicht mehr an. Hier hört die Welt auf, hier verklingt ihr Lärm. — Ah — und das ist schön, wunderbar schön. Narren sind Alle, die es so haben könnten und sich dennoch zu Lastthieren der Welt machen. Was trägt's ihnen ein, ihr Rennen, Jagen und Hasten, der wilde, unbarmherzige Kampf um Phantome? Sie reiben sich auf, sie überstürzen ihre kurzen Lebenstage, sie haben keine Zeit, um glücklich zu sein. Narren sind sie, Narren! — Hier ist's still, und wenn es einmal stürmt und braust, so ist's nur draußen vor dem Haus, über die Schwelle weht kein Gifthauch mehr.“

Und grade den Sturm, den rauhen, wilden Nordlandsturm liebte Koltitz über alles. Er nannte ihn sein Hoforchester, seine göttliche Kapelle, welche einzig und allein für ihn die zaubervollen Märchenweisen der

Unendlichkeit spielte. Dann saß er im behaglichen Lehnstuhl am Fenster und lauschte.

Die Bäume im Garten ächzten und stöhnten, es pfiff und schrillte um die Fenster und wenn ein neuer Windstoß daherfuhr, klang es, als rolle sich das Weltmeer brausend über die Haide heran.

Das Feuer prasselte im Kamin, Funken stoben um die dicken Eichkloben, wenn sich Erikas rothüberflammtes Gesichtchen neigte, die Gluth übermüthig anzublasen und zu schüren! —

Ja, Erika! Sie liebte ihn auch über alles, den wilden, unhöflichen Gesell, den Schneesturm, welcher ihr so ungalant das blonde Köpfchen zauste und ihr die wunderlichsten Geschichten erzählte! Der Vater hörte nur Melodieen aus ihm hervorklingen, das junge Mädchen aber verstand Worte, Lieder, Märchen — tausenderlei närrische Dinge, welche sie andern Tags weitererzählte, der Modder Dörten und dem Liesing, wenn sie am Spinnrad saßen und gar nicht satt werden konnten, des gnä' Frölen's wundervolle „Läuschen und Riemels“ anzuhören.

Wenn der Kukuk in der Schwarzwälderin viermal seinen Namen gerufen, wurde der Oberst schon ungeduldig.

„Jettchen! liebes Jettchen — es schlägt schon viere! Wo bleibt das Rackerzeug wieder mit dem Kaffee? Verdammte Unpünktlichkeit! Lodderei infame! Da soll doch gleich ein Himmelschockneundonnerwetter —“

„Aber Maus! sei doch nicht so niedlich!“ klagte eine

weiche Stimme voll zärtlichen Vorwurfs, „die Uhr geht doch zehn Minuten vor!“

Frau Jettchens schmächtige kleine Gestalt versank in dem hohen Polstersessel am Ofen. Ihr Kopf, schlicht frisirt und mit schwarzer Spitzenbarbe belegt, neigte sich Tag für Tag mit gleicher Emsigkeit über die feine Leinenstickerei, als sei Erikas Hochzeit bereits in nächster Woche, als müsse die Ausstattung über heut und morgen fertig sein.

Frau Oberst Koltitz war eine sehr sympathische Erscheinung, die verkörperte Güte und Sanftmuth, still, aber reich an schönen und idealen Gedanken, welche sich in jedem Urtheil über Welt und Menschen ebenso liebevoll und verklärend ausdrückten, wie ihr Mann sie voll schwärzesten Pessimismus verdammte. Wo er haßte, verzieh und liebte sie; wo er anklagte, wußte sie zu entschuldigen; wo er Verrath und Schlechtigkeit sah, enthüllte sie immer noch eine gute Seite, fand stets Gründe, das wirklich Schlechte selbst nachsichtig und mitleidig zu beurtheilen.

Ihrem Mann gegenüber war sie etwas schüchtern, beinah ängstlich. Sie fürchtete seine Heftigkeit und suchte sie durch liebevollen Vorwurf zu entkräften. Der Kosename „Maus“ hatte früher in der Garnison viel Heiterkeit erregt und die so gern lästernde Welt hatte schnell die Komik der Gegensätze herausgefunden. Wenn der leicht gereizte Gatte, grimmig wie ein Nußknacker, in kräftigster Weise losschimpfte, nichts weniger wie allerliebst anzuschauen in solchem Augenblick, gab

es wohl keine verblüffendere Entgegnung seitens der Gemahlin, als ihr zärtliches „Aber Maus, sei doch nicht so niedlich!“ Und ebenso scherzhaft wirkte dieser nämliche Einwurf, wenn Koltitz, in guter Laune, die bedenklichsten Geschichten auftischte, bei deren saftiger Pointe Frau Jettchen jedesmal hold erröthend lispelte: „Aber Maus, sei doch nicht so niedlich!“ Die kleine Frau war entschieden überzeugt von ihren Worten, aber die Schandmäuler der Gesellschaft hatten die „niedliche Maus“ bald zum geflügelten Wort gemacht.

Wie stets, beruhigte sich der Oberst auch diesmal schnell. Er zog sich einen Stuhl neben den Sessel seiner Frau und trommelte ihr liebevoll mit den Fingern auf den Rücken.

„Mach' keinen Spectakel, Alte! Ist doch nicht meine Schuld, daß der donnerwettersche Kukukskasten nachgeht! Die Liese soll übrigens sofort zum Uhrmacher laufen —“

Der Sprecher verstummte unter dem eigenthümlichen Aufblick der Gattin.

„Zum Uhrmacher? Bei diesem Schneesturm vier Meilen weit in die Stadt laufen? Ich fürchte, Väterchen, sie findet keinen, der heute Abend noch mit ihr hier heraus watet!“

„So, so; Teufel ja, vergesse immer noch, daß wir ja Gott sei Lob und Dank in einer Atmosphäre athmen, die auf Meilen weit keine Stadtluft verpestet. Famos, Jettchen! gar zu gemüthlich. Hör' mal, wie

es draußen heult, man könnte sich einbilden, es wären Wölfe; und jetzt prasseln wieder ein paar Ziegeln vom Dach — ausgezeichneter Sturm! Frisch und gesund! Der pustet mal kräftig durch und schleppt keine Bacillen und keinen Straßenstaub mit sich 'rum! Und wie kuschelig ist's hier im warmen Stübchen! Keine verfluchte Corridorklingel, die einem alle Minuten auf die Nerven geht! Keine Ordonnanzen, keine Visiten, ich brauche nicht alle zehn Minuten in den kalten Uniformsrock zu fahren, weil irgend so ein paar wurstige Menschen die Stuben voll Schneewasser trampeln wollen! Nicht wahr, Jettchen, Du findest das auch ein molliges Leben? Jettchen, Herzchen ..... Himmelschockdonnerwetter, warum antwortest Du denn nicht?!"

„Aber Maus!" — Jettchen zog den erregten Mann liebevoll wieder auf den Stuhl, von welchem er aufgesprungen, nieder. „Ich zählte doch grade die Kreuzchen hier — siehst Du .. dieses Muster bedingt Aufmerksamkeit, — ein, zwei Kreuzchen ... Stich ... ein, zwei Kreuzchen ... Doppelstich —"

„Verdammte Kreuzchen! wirf sie in die Ecke, Jettchen, dieses monotone Gezähle kann einen ja rasend machen! Also hör' mal, Jettchen, daß Dich die Frau Generalin .. und der Gelbschnabel von einer Majorsprotze hier nicht mehr ärgern können, und daß der Hauswirth keinen Scandal mehr macht, weil die Frauenzimmer die Wäsche unausgerungen auf den Boden hängten und das Wasser bei Kalkulators durch-

trippte .... he, Jettchen, kommst Du Dir nicht vor wie im Himmel?"

Frau Koltitz fädelte neues Garn in die Nadel. „Gewiß, Mäuschen, es ist reizend. Du weißt, daß ich mir eine solche Idylle wie die hiesige mein Leben lang brennend gewünscht habe! Ich habe Dich ja, Väterchen, Dich! und ich weiß Dich glücklich und zufrieden, das ist die Hauptsache. Aber ...."

„Alterchen, gieb mir 'n Schmatz!" — Koltitz nahm in derber Liebkosung den Kopf der kleinen Frau zwischen beide Hände und küßte sie voll Dankbarkeit. „So; und was meinst Du nun mit Deinem „Aber?"

Ein leiser Seufzer. „Die Erika, Männchen! Das arme Wurm ist noch zu jung für diese klosterhafte Einsamkeit."

„Papperlapap! — sieht das Mädel etwa aus, als ob sie sich langweilt und wegsehnt? Freut sich ihres Lebens wie ein Fisch im Wasser! Jung! ja, sie ist noch jung an Jahren, aber ein merkwürdig ausgereifter Charakter. Ich sage Dir, Jettchen, das Kind weiß die Menschen besser noch zu beurtheilen wie wir! Die hat den Schwindel und die Comödie da draußen in der großen Welt durchschaut, die pfeift was auf diesen gleißnerischen Klimbim, hinter dessen schöner Außenseite kein Körnchen von Aufrichtigkeit steckt —"

„Nein, nein, Väterchen! Erika war gern unter Menschen, sie hat sich immer gut amüsirt und denkt ohne jede Erbitterung an die Vergangenheit zurück. Daß sie die Feste und Vergnügungen der Residenz

nicht vermißt, ist eben eine der goldenen Absonderlichkeiten ihres anspruchslosen, treuen Gemüths. Sie liebt uns und fügt sich heiter und ohne Murren in unsern Willen, aber grade diese Selbstlosigkeit des guten Kindes rührt mich, und ich empfinde es als Schuld —"

„Schnickschnack! Du ahnst gar nicht, Jettchen, wie gern die Erika hier ist!" — Koltitz blinzelte geheimnißvoll und stieß die sehr überrascht aufblickende Gattin leise mit dem Ellenbogen an.

„Aber Väterchen . . ."

„Ja, ja, Väterchen!" höhnte der Oberst, sie persiflirend. „Das Väterchen ist nicht so dumm und so egoistisch, wie Du denkst! He, Alte — mach mal ein bischen die Augen auf, wenn unsere Kleine neben dem Goldjungen, dem Wigand, sitzt —"

Frau Henriette schüttelte ernsthaft den Kopf. „Einbildung!" entgegnete sie sehr entschieden, „Du siehst, weil Du sehen willst. Es giebt keine größere Gleichgültigkeit als wie zwischen Erika und Wigand!"

„Potz Hagelkreuzdonnerwetter — das Mädel sollte ihm nicht gefallen?! Da soll doch . . ."

„Aber Maus! Maus! schrei doch nicht so! Nein, ich glaube nicht, daß Erika diejenige ist, welche den so sehr hausbackenen, poesielosen Mann erobern wird. Wigand ist ein grundbraver, vortrefflicher Mensch, aber ich taxire ihn auf einen Geschmack, welcher lediglich in einer sehr schlichten, nur wirthschaftlich prosaischen Frau sein Ideal findet. Unser Kind hat aber zu lange schon die elegante Großstadtluft geathmet, Erika ist ja fleißig

und tüchtig, aber der Grundzug ihres Wesens ist eine sinnige, zarte Schwärmerei, für welche ein derber Landmann nie Verständniß haben wird!"

Koltitz lachte, allerdings ein wenig ärgerlich. „Das ist ja alles Nebensache, Jettchen! Die Verhältnisse passen dafür desto brillanter! Was könnte dem armen, mittellosen Jungen besseres passiren, als sich in ein schuldenfreies, schönes Gut hineinsetzen, als eine Frau finden, die ihm alles, was er braucht, auf dem Präsentirteller zuträgt!"

„Wigand ist ein viel zu ehrlicher und treuer Mann, um zu berechnen, und was würde ihm auch alle Berechnung helfen, wenn er keine Gegenliebe findet?"

Koltitz fuhr sich entrüstet mit beiden Händen in die grauen Haare. „Keine Gegenliebe?! ich schlage das Mädel todt, wenn sie so einfältig ist —"

„Maus, sei doch nicht so niedlich!"

Der Oberst stiefelte mit Riesenschritten im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er stehen und wühlte in Frau Henriettes sorglich geordnetem Arbeitskorb, als wolle er Salat mengen. „Dummheiten, wir zanken uns um Kaisers Bart. Abwarten, Jettchen, die Einsamkeit hat schon manch trocknen Stab in Myrthen grünen lassen! So, und nun Maul halten, Alte — draußen klirren endlich die Kaffeetassen!"

Die Thüre öffnete sich mit jenem eigenartig langsamen Rucken, welches unverkennbar verräth, daß die Klinke unter erschwerenden Umständen mit dem Ellenbogen niedergedrückt wird. Mit dem Füßchen nach-

helfend und den wuchtigen Thürflügel zurückschiebend, erschien eine schlanke Mädchengestalt auf der Schwelle.

Ein dunkelbraunes Kleid aus Tuchstoff, einfach, aber sehr chic und modern, umschmiegte die graziösen Glieder, ein gesticktes Schürzchen schützte es vor etwaigen Flecken und die Frisur des blondlockigen Köpfchens zeigte, daß Fräulein Erika ihre Toilettenkünste an dem Geschmack der Großstadt herangebildet.

Dennoch lag über der ganzen Erscheinung des jungen Mädchens etwas durchaus frisches, harmlos natürliches; ihr Aussehen verrieth weder Koketterie noch Eitelkeit, sie kleidete sich gut und elegant, weil es ihrem Schönheitssinn zuwider war, etwas Unschönes oder Geschmackloses im Spiegel zu sehen.

Auf silberblitzendem Brett klirrten die Kaffeetassen in ihrer Hand und dieweil Liesing mit Kanne und Sahngießer folgte, trällerte ihre junge Herrin, gleichsam als einladenden Zuruf für die Eltern: „Kaffeechen, Kaffeechen, Du himmlischer Trank!“

Des Obersten Gesicht verklärte sich. „Komm, Alte!“ nickte er und folgte dem Töchterchen in das Nebenzimmer, wo der Kaffeetisch, so sauber und appetitlich wie ein Stillleben im Goldrahmen, zum Niedersitzen einlud. Der große, selbstgebackene Kuchen, in dessen Mitte ein Strauß Immergrün prangte, war ein Meisterstück der Modder Dörten; das Spiritusflämmchen unter dem silbernen Theekessel züngelte in bläulichem Licht, und mild verschleiert schwebte die elegante Broncelampe über der kleinen Tafel, das sturm-

umbrauste Zimmer des Haidehauses ebenso festlich zu erleuchten, wie ehemals den Speisesaal in der Residenz.

„Soll ich einschenken, Väterchen, oder warten wir auf Wigand?“

„Einschenken, kleiner Affe. „Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muß nehmen was übrig bleibt!“ Wo steckt denn der Monsieur mal wieder?!“

„Er scheint in den Ställen aufgehalten zu sein!“ Die weißen Händchen füllten sehr gelassen die Tasse des Obersts und die Grübchen in den Wangen vertieften sich unter fröhlichem Lachen. „Ich hoffe wenigstens nicht, daß ihn der Sturm fortgeblasen oder daß er im Schnee stecken geblieben ist! Seine Stiefeln sind doch massiv genug, um beides zu verhindern!“

„Was hast Du nur immer mit seinen Stiefeln?“ ärgerte sich der alte Herr, „ein Landwirth kann doch bei seinen Promenaden durch Stall und Sturzacker keine welschhahnenledernen Stiefelettchen tragen wie Du!“

„Weiß ja, Väterchen, weiß ja! Die viereckigen Nägelungeheuer sehen nur so drollig aus, und geben dem guten Wigand eine ebenso absonderliche Façon wie seine Düffeljacke à la Onkel Bräsig!“

„Albernheit! eine famose, praktische, dauerhafte Joppe! Schaffe mir auch so eine an.“

Erika biß lachend in ihr Stück Kuchen. „Dann verklage ich Dich, Papa! Die Aussicht auf zwei solche Exemplare würde eine Männerfeindin aus mir machen.“

„Weiß der Teufel, wie ihr Frauenzimmer an so

ein bischen Kleiderplunder hängt! Den Rock, an dem guckt Ihr Euch die Augen blind, aber was drunter steckt, ist Nebensache!"

„Hm ... beinah hast Du recht! Kleider machen Leute!"

„Machen Fatzken und Gigerln!"

„Machen „Onkel Bräsigs und Cavaliere!"

„Gelbschnabel!"

„Schnäbelchen, wenn ich bitten darf."

„Jettchen, schämst Du Dich nicht Deiner Erziehungsresultate?"

„Das überlasse ich Dir, Väterchen!"

„Willst Du etwa auch gegen den Wigand zu Felde ziehen?"

„Auch? Kein Mensch steht in Waffen."

„Du spottest über den braven Kerl!"

„Verlangst Du etwa, daß ich für seine Stiefeln schwärmen soll?"

Koltitz rührte etwas verlegen in seiner Tasse. — „Hm ... es wäre mir schon lieber."

Erika lehnte sich auf den Stuhl zurück und lachte schallend auf: „Mütterchen, was muß doch ein Mann für ungeheuerliche Vorstellungen von den Idealen eines Mägdleins haben!"

„Albernes Ding! .. ich habe auch Commißstieweln schief gelaufen und verkörperte trotzdem das Ideal Deiner Mutter! Aber das kam daher, weil sie ein vernünftiges Mädel war, weil sie nicht auf mein Rindsleder, sondern auf meine vorzüglichen Eigen-

schaften sah, weil sie nicht sitzen bleiben wollte und dachte: Wie er aussieht, ist Wurscht — ich angle mir meinen Fritze —"

„Aber Maus, sei nicht so niedlich!"

Erika lachte immer ausgelassener. „Heiliger Sissifax, die Sache wird immer hübscher! Nun soll ich wohl gar nach Wigand angeln?!"

Jähe Stille. Das Ehepaar Koltitz wechselte einen hastigen Blick, der Oberst paffte ein paar kurze Dampfwolken und zog die Stirn in unheimliche Falten, Erika aber schnitt sich äußerst harmlos noch ein Stück Kuchen ab und fuhr ungenirt fort: „Na, Gott sei Dank, daß keine Menschenseele auf solch einen verrückten Gedanken kommt! Das ist das allerhübscheste an Ellerndörp, daß es keine Damenkaffees giebt, in welchen ganz unschuldige Menschen nolens volens zusammen verheirathet werden. Wigand ist ein lieber, braver Mensch, der beste und treuste Freund, den man haben kann, und seine schönste Eigenschaft ist die, daß er absolut kein Heirathscandidat ist. Wigand als Liebhaber ist eine unendlich komische Vorstellung. Kannst Du Dir diesen Mann von Stahl, Eisen, Rindsleder und Düffel wohl lyrisch denken, Mama?" und sie prustete abermals laut auf vor Lachen.

Gleicherzeit dröhnte ein mächtiges Bellen im Hausflur. „Marsch in die Küche, Wodan!" befahl eine tiefe, sehr ruhige Männerstimme und dann stampften wuchtige Schritte herzu.

„Guten Abend! Bitte sehr um Verzeihung, daß

ich unpünktlich war, Freese kam aus der Stadt zurück und bat mich, sogleich abrechnen zu dürfen."

Lupus in fabula stand in der Thüre. Eine hohe, reckenhafte Gestalt, breitschultrig und massiv. Das Gesicht war nicht hübsch zu nennen, aber frisch, gesund und beseelt von zwei so grundehrlichen, treuherzigen Augen, daß sie an die eines Kindes gemahnt hätten, wenn sie nicht allzu ernst, beinahe resignirt in die Welt geschaut hätten.

Die angefeindeten Stiefeln gaben dem Bein und Fuß allerdings ein auffallend klobiges Ansehen, ebenso ungeschickt wie die Jagdjoppe, welche ohne jede Spur von Eitelkeit, lediglich von ihrem Besitzer getragen wurde, weil sie billig, warm und bequem war. Ihr Schnitt war ungeschickt und verunstaltete die stattliche Figur des jungen Mannes, ebenso wie der blonde Vollbart etwas ungepflegt in den Tag hineinwuchs. Wigand hatte nicht viel Zeit für Toilette übrig. Allmorgendlich ein Bad in kaltem Wasser, daß das ganze Zimmer überschwemmt war, bildete den Hauptbestand seiner Körperpflege. Die Haare waren des kürzeren Verfahrens wegen geschoren und schnell mit der Bürste bearbeitet, und weil das Rasiren allzu lange aufhielt, ließ der niemals unthätige Landmann den goldblonden Bart wachsen, wie es ihm just beliebte.

Seltsamerweise legte Herr von Landen umsomehr Werth auf das Aussehen seiner schönen Hand und seiner Zähne. Er pflegte beide in einer Weise, welche gegen seine sonstige Gleichgültigkeit wider seinen äußern

Menschen um so greller abstach. Nie sah man ihn ohne Handschuhe im Freien, nie benutzte der sonst eifrige Raucher die landesübliche, von allen Landwirthen sonst so geliebte Pfeife.

Darum war seine Hand, trotz aller Arbeit und trotz alles persönlichen Zugreifens, weiß und tadellos bis zur Nagelspitze und seine Zähne so leuchtend weiß, daß der eitelste Indier ihn darum hätte beneiden können.

Was aber besagten diese einzigen Vorzüge bei der sonst so wenig repräsentabeln Erscheinung?

Erika sah nur die rindsledernen Stiefeln und die ungeheuerliche Joppe mit den imitirten Hirschhorn-knöpfen und weil sie absolut nach keinen Vorzügen an Wigands Erscheinung suchte, so übersah sie dieselben als etwas selbstverständliches.

In seiner ruhigen, etwas ungelenken Weise trat er zum Kaffeetisch und nahm Platz.

Der Oberst hatte ihm mit schier zärtlichem Nicken die Hand entgegengestreckt: „Du weißt, mein braver Junge, daß der Dienst immer entschuldigt!“ und Erika lachte ihm fröhlich zu: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!“ — schenkte ihm Kaffee ein und legte ihm den Kuchen vor. —

Er hatte ihre Hand mit freundlichem Druck geschüttelt und die der Hausfrau respektvoll geküßt, nun ließ er sich von der Cousine bedienen, als sei dies ganz in der Ordnung und aß und trank schweigsam, aber mit bestem Appetit.

Dann erzählte er Erika, daß er eine Menge frischer

Hasenfährten entdeckt habe und morgen für einen Sonntagsbraten sorgen werde, auch treibe sich ein Flug Feldtauben um die Kornmiethen herum, unter denen er aufräumen wolle.

„Max, schieß' nicht! ich bin die weiße Taube!“ hatte sie lachend erwidert, aber trotzdem eifrige Pläne gemacht, wie die Jagdbeute als höchst delicates Fricassee verarbeitet werden solle! —

Die jungen Leute verkehrten äußerst harmlos und heiter zusammen, mit einer Vertraulichkeit, wie sie zwischen Bruder und Schwester herrscht. Wigands Blick weilte voll warmer Herzlichkeit auf dem anmuthigen Bäschen und in Erikas Wesen drückte sich die Achtung vor seiner Vortrefflichkeit und die Dankbarkeit aus, welche die ganze Familie Koltitz dem Manne zollte, der Ellerndörp in so ausgezeichneter Weise verwältete.

Die Hagelkörner prasselten gegen das Fenster und der Sturm pfiff um den Giebel.

„Tolles Wetter! Wohl dem, der hinter dem warmen Ofen sitzt,“ schmunzelte der Oberst, sich die Hände reibend, gleicherzeit horchte er hoch auf. Die Klingel der Hausthüre rasselte, Wodan meldete mit durchdringendem Organ irgend etwas außergewöhnliches; Modder Dörtens und eine fremde Stimme wurden laut. Die Augen des alten Herrn wurden starr, die finstere Falte, welche sich zwischen die Brauen senkte, das nervöse Zittern der Nasenflügel prophezeiten die krankhafte Erregung, in welche ihn alles versetzte,

was nicht auf dem tagtäglichen Programm des Hauses stand.

„Es wird wohl einer von den Knechten sein. Gewiß will er sich bei Wigand noch irgend welchen Befehl holen," sagte Erika gleichmüthig, aber sie wechselte einen schnellen Blick mit dem Vetter, dessen Mahnung derselbe auch sofort verstand und sich hastig erhob.

Zu spät. Schon stand Liesing in der Thüre und meldete in sichtbarer Erregung über den absonderlichen Fall, daß der Briefträger da sei und absolut den Herrn selber sprechen wolle.

Die Hand des Oberst zitterte, daß der Kaffeelöffel, welchen er hielt, gegen die Tasse klirrte. Die braungelbe Färbung seines Gesichtes kündete Sturm. „Himmelschockbombenelement, werft den verfluchten Kerl zum Haus hinaus, ich will keine Briefe, ich verlange keine Briefe — ich schieße auf jeden, der es wagt, hier meinen Frieden zu stören!"

„Aber Maus, sei doch nicht so niedlich, es ist ja vielleicht ein Geldbrief," ängstigte sich Frau Jettchen. „Der Brief ist an den Herrn Oberst gerichtet, Liesing?"

„Nee, der Warnke seggt, 's is för'n Baron."

„Ah, also für mich?"

„Siehst Du, Väterchen, er will ja nur zu Wigand." — Erika schlang beide Arme um den aufgeregten alten Herrn und zog ihn sanft auf den Stuhl zurück.

„Wigand, Junge, willst Du etwa solch Teufelszeug von Papier und Tinte annehmen?" fuhr Koltitz auf.

„Gewiß, lieber Onkel. Der Brief kann ja äußerst wichtige Nachrichten enthalten."

Die ruhige Bestimmtheit des Sprechers wirkte.

„In Gottes Namen, hol' ihn Dir, mein Junge, ich alter Narr vergesse immer, daß Du noch keine Tonsur auf dem Kopfe trägst." Er stützte die Stirn auf die Hand und starrte vor sich hin, aber er schaute doch jählings auf, als Wigand nach einer Minute zurückkam, eilig an den Schreibtisch trat und einen Postschein unterzeichnete.

„Eingeschriebener Brief?"

„Ja, lieber Onkel."

„Hm." Man sah es dem runzlichen Gesicht an, daß der alte Herr begann, neugierig zu werden. „Der Kerl soll in die Küche gehen und sich wärmen, gebt ihm einen Schnaps und was zu essen."

„Gewiß, Papachen, ich will selber dafür sorgen." Erika sprang mit kaum unterdrücktem Jubel auf und eilte hinaus. Ihr lustiges Lachen und eine sehr eifrige Unterhaltung mit Warnke schallten in das Zimmer zurück.

„Nun läßt sie sich natürlich wieder tausenderlei Neuigkeiten von dem verfluchten Kerl erzählen," grollte der Oberst.

„O ja," nickte Frau Henriette gleichmüthig, „erzählen wird er schon können. Es sollen ja colossale Veränderungen in der Welt vor sich gegangen sein — Bismarck sei thatsächlich von seinem Amte zurückgetreten —"

Koltitz fuhr jäh empor, stierte seine Frau an, wie ein Gespenst, und wiederholte langsam: „Bismarck? der alte, eiserne Bismarck ... auch beim alten Eisen? Das ist ja Unsinn, undenkbar, Jettchen, ganz unmöglich.“

„Es ist eine Thatsache, Väterchen. Warnke wird wohl Zeitungen bei sich haben, wenn es Dich interessirt, wirf einen Blick hinein und überzeug' Dich.“

Das Haupt des pensionirten Offiziers war tief, tief zur Brust gesunken, die Schatten um seine Augen erweiterten sich. Einen Moment saß er regungslos, dann griff er mit beinah heftiger Bewegung nach der Schelle und setzte sie stürmisch in Bewegung. „Warnke soll in mein Zimmer kommen, Liesing, bringt ihm das Essen dorthin,“ befahl er kurz, erhob sich und schritt, ohne rechts und links zu blicken, durch die Seitenthür.

„Wigand, Wigand, hast Du gehört? Er wird eine Zeitung lesen und alles erfahren!“ rief Frau Koltitz erregt und verschlang die Hände krampfhaft im Schoß.

Herr von Landen blickte von seinem Briefe auf. „Es ist ein Segen, Tantchen. Gott sei Dank haben wir nun wenigstens eine Tatze des Bären aus der Höhle gelockt.“

„Wenn es nur gut ausschlägt, wenn er sich nicht so furchtbar aufregt! Jede Alteration ist ja Gift für ihn!“

Erika trat hastig ein. „Mama, ist es kein Irrthum, Warnke soll in Vaters Zimmer kommen?“

Frau Koltitz wandte sich ihr lebhaft zu. „Ach,

Kind, mir ist unbeschreiblich bang, wie es ausfallen wird; er wird über Bismarck lesen!"

„Gott sei Dank!"

Das junge Mädchen setzte sich neben die Mutter nieder und zog zwei Briefe aus der Tasche. „Hier, Mutting, von der Generalin von Marburg und der Frau Oberstlieutenant! Warnke hat sie heute in der Küche abgegeben, weil er nun doch einmal her mußte."

Frau Henriette blickte erfreut auf die Adressen nieder. „Wie lieb und freundlich von den Damen. Sie halten treue Freundschaft und nehmen so herzlichen Antheil an Väterchens Ergehen. Könnte Papa nur ein einziges Mal solch einen Brief lesen, er würde sich überzeugen, mit wieviel Zuneigung man im Regiment unserer gedenkt."

Wigand trat näher. „Es würde ihn nicht bekehren, Tantchen. Sein Menschenhaß ist krankhaft und liegt wohl in der Natur seines Leidens; fixe Ideen sind unheilbar. Wir Alle sehen es mit Angst und Sorge, wie krank er ist, nur er selber will es nicht Wort haben, er selber behauptet, kerngesund zu sein."

„Das ist ja an dem ganzen Elend schuld, Wigand. Ich versichere Dich, daß Fritz effectiv nicht mehr auf dem Pferde sitzen konnte, daß es ihm unmöglich war, noch Dienst zu thun, und dennoch wollte er es nicht Wort haben, dennoch nahm er es als größte Ungerechtigkeit, als bitterste Kränkung auf, daß man ihm endlich den Abschied gab, weil er freiwillig nicht gehen wollte. Ach, das war eine furchtbare Zeit, den krank-

haft überreizten Mann über diesen Schlag hinauszubringen, sein Haß, sein Ingrimm sind durchaus ungerechtfertigt, aber wehe Jedem, der ihn davon überzeugen will. Hörst Du nebenan? Jetzt erzählt er dem wildfremden Mann, dem Landbriefträger, die Geschichte seines Abschieds. Mit wahrer Wollust verbeißt er sich nun wieder in seinen Weltschmerz, voll Genugthuung, daß ein Mensch ihm zustimmt. Wer hätte so etwas früher für möglich gehalten."

„Er ist krank, Tantchen; das erklärt alles."

Frau Koltitz seufzte tief auf und Erika blickte ernst und nachdenklich auf den Teppich vor sich nieder.

Wigands Blick haftete auf ihrem Antlitz und es lag plötzlich ein wunderlicher Ausdruck in seinem Auge. Ein Gemisch von Spannung und Sorge, ein ängstliches Forschen, als wolle er in ihren tiefsten Gedanken lesen.

„Es ist Euch Damen wohl sehr schwer geworden, Euch hier in dieser Einsamkeit zu vergraben?"

Das junge Mädchen verharrte regungslos, Frau Koltitz aber schüttelte wehmüthig den Kopf. „Ich bin vom Land gebürtig und liebe die Stille und Ruhe eines Gutshauses. Was habe ich noch in der Welt zu verlieren? ich bin gerne hier und verlange nichts besseres."

Der junge Landwirth wandte den Blick nicht von Erika ab. „Du, Tantchen, Du! Das ist wohl begreiflich, aber die Kleine sehnt sich gewiß gewaltig nach der Residenz und den alten Freunden zurück." Seine

Stimme klang nicht so fest wie sonst und die Unruhe in seinem Gesicht trat stärker hervor.

Erika hob jählings den Kopf. Sie blickte voll zu ihm auf und lachte ebenso vergnügt und heiter wie sonst. Wie Sonnenschein gings über sein Antlitz. „Zurücksehnen? in mein schönes Pensionat? oder in die herrlich amüsanten Backfischkaffees, wo es zum guten Ton gehörte, in irgend einen Helden der Salons sterblich verliebt zu sein? Nein, Wigand, ich gehöre zu den unnatürlichen jungen Damen, welche weder eine Intima noch eine unglückliche Liebe zurückgelassen. Die Menschen beschäftigten bis jetzt nur meinen Verstand und mein Talent „zu beobachten," ich amüsirte mich am Ganzen, nicht am Einzelnen. Das Einzige, was ich bedauere, und zwar recht schmerzlich bedauere und vermisse, ist das Theater. Eine schöne Oper, eine gute Tragödie oder ein Lustspiel gehören zu den größten Genüssen, welche man mir bieten kann. Dafür gebe ich alles andere hin. Hab's auch gründlich genossen. Die gute Mutter hatte für uns abonnirt, da war ich allabendlicher Gast in der Loge."

Als habe eine milde Hand beruhigend und klärend über seine Stirn gestrichen, lächelte Wigand mit aufleuchtendem Blick zu ihr nieder. Niemand sah und bemerkte es. „Du überraschst mich, ich habe bislang stets die Litteratur für Deine größte Passion gehalten."

„Für die größte? Je nun, sagen wir, meine Vorliebe für gute Bücher geht mit meiner Freude an

schönen Stücken Hand in Hand. Die Muse der Tragödie und die der Dichtung sind Geschwisterkind."

Frau Henriette neigte sich wieder über ihre Stickarbeit. „Ich versichere Dich, Wigand, es war ein Genuß, mit dem Kind in das Theater zu gehen. Oft begriff ich es selber nicht, woher die kleine Person ein so tiefes, reifes Verständniß für die Kunst her hat. Das verleitete mich, sie getrost alle Bücher lesen und alle Stücke sehen zu lassen, ausgenommen die mit französischer Tendenz. Das treffende Urtheil und die hohe, seelische Auffassung alles dessen, was sie sah und hörte, mußten wohl ein angeborenes Talent sein. Hat ihr auch nichts geschadet, im Gegentheil, ich freue mich nun doppelt, daß sie einen so reichen Schatz der Erinnerung mit in diese einsame Welt genommen."

„Wird sie aber nicht als Sehnsucht nach Verlorenem an Dir zehren, Erika?"

Sie schüttelte mit aufleuchtendem Blick das Köpfchen. „Nein, die Sehnsucht und die Erinnerung werden mich wohl erfüllen, aber sie werden nicht an mir, sondern ich von ihnen zehren. Die Bücher folgen mir ja als treue Freunde hierher, ihnen sind göttliche Flügel gewachsen, Berg und Thal siegreich zu überwinden. Das Theater verlangt, daß man zu ihm kommt und solcher Prätension muß man Consequenz entgegensetzen." Sie lachte wieder leise auf. „Meine Schaubühne ist nun Ellerndörp und wer Augen im Kopf hat, kann hier gar manches Lustspiel, gar manch tiefernstes Drama sehen. Es gehört nicht immer

Lampenlicht dazu! das kleine, blitzende Sternchen der Poesie leuchtet bei Tag und Nacht."

Wie in stiller, entzückter Bewunderung hing Wigands Blick abermals an ihrem Köpfchen, es deuchte ihm, der goldene Stern, von dem sie soeben sprach, flimmere geheimnißvoll über ihrer Stirn. Aber er wußte nicht, wie er das sagen sollte, er fand überhaupt keine Antwort, seine Zunge war nicht geübt, die Trägerin seiner Gedanken zu sein. Niemand achtete darauf; Frau Koltitz strich zärtlich mit der Hand über die blonden Löckchen ihres Kindes, und das Feuer im Kamin flammte unter einem Windstoß hoch auf.

Die Thür des Nebenzimmers ward geöffnet. Der Oberst trat wieder ein. Sein Gesicht drückte die beste Laune aus. Er war so animirt wie lange nicht. Einen Pack Zeitungen auf den Tisch werfend, nahm er behaglich im Lehnstuhl Platz. „So, Kinder, nun wollen wir mal sehen, was es in der verrückten Welt für Neuigkeiten giebt!"

---

3. Kapitel.

Wigand trat an die Seite des alten Herrn und stützte sich mit beiden Händen auf die Sessellehne. Er richtete sich mit kurzem, militärisch strammem Ruck empor, was er immer that, wenn er einen Entschluß gefaßt und denselben zur Ausführung bringen wollte.

„Neues, lieber Onkel? Du möchtest gern etwas Neues erfahren?“ fragte er in seiner ruhigen Weise, „nun, so wäre ich wohl in diesem Augenblick der geeignetste Mann, um es Dir zu erzählen.“

„Du, mein Junge? Schmökerst Du etwa heimlich Zeitungen?“

„Ich las sie regelmäßig, Onkel, denn ich möchte kein Barbar werden, der hier in der Haide vollkommen verwildert. Ich bin jung und kehre einst in die Welt zurück, da darf ich ihr nicht fremd werden.“

„Natürlich, natürlich, vergesse immer mal den Unterschied zwischen Dir und mir. Also Du willst

mir erzählen? Um so besser, so kann ich meine Augen schonen."

„Ich spreche nicht von Zeitungsneuigkeiten, lieber Onkel."

„Potz Wetter! giebt's noch private Nachrichten?"

„Ja, dieser Brief enthält sie."

„Ah, richtig, der eingeschriebene Brief."

„Welcher für Euch Alle wohl ebenso interessant sein dürfte, wie für mich."

Die Damen blickten jählings auf. Erika trat neben den Sprecher und neigte das Köpfchen neugierig auf das Couvert hernieder, der Oberst aber schnellte in seinem Sessel zurück und seine Stirn umwölkte sich.

„Hollah, was giebt's? Wie sollten mich noch Dinge interessiren, die von draußen kommen?"

„Der Absender des Briefes ist Geheimrath Eikhoff."

„Eikhoff?" — Koltitz rieb sich die Stirn. „Dein Vormund? Was will er?"

Wigand setzte sich nieder. „Du kennst ihn als vortrefflichen Mann und schätztest ihn, so viel ich weiß, immer sehr hoch; auch Onkel Eikhoff hielt stets große Stücke auf Dich."

„Braver, anständiger Kerl." Der Oberst nickte nachdenklich vor sich hin; „vergesse es ihm nie, daß er Dich armes Wurm dermalen so liebevoll bei sich aufgenommen. War vielleicht etwas Egoismus dabei. Du solltest seinem eigenen, nichtsnutzigen Schlingel als nachahmungswerthes Exempel vor die Augen gestellt werden."

„Nein, Onkel. Was Eikhoff an mir gethan, geschah ohne jeden Hintergedanken und was Joël anbelangt, so ist er viel verleumdet worden.“

„Na, das mag sein, wie's will, auf jeden Fall hattest Du einen vortrefflichen Einfluß auf den Bengel und wenn Eikhoffs Dich als mittellose Waise aufnahmen und erzogen, so hat ihnen diese Barmherzigkeit reiche Früchte getragen. Nun aber — Luft, Clavigo! Was will der Alte von Dir?“

Koltitz rückte erregt auf seinem Stuhl hin und her, es war, als beunruhige ihn etwas, als fürchte er, der Brief könne vielleicht Anrechte an den Pflegesohn geltend machen, welche ihn heimberiefen.

„Das Einfachste wäre es, lieber Onkel, ich lese den Brief vor.“

„Gut, gut, aber 'raus mit der wilden Katze, ich hab's Warten verlernt.“

Wigand schlug den Brief auseinander. Es waren mehrere Bogen, welche die dicken, energischen Federzüge des Geheimraths zeigten. Er las:

„Mein lieber, braver Sohn!

Bist es nicht gewohnt, so lange Episteln von dem schreibfaulen Onkel zu bekommen, darum wirst Du schon der Außenseite dieses Briefes ansehen, daß es sich um etwas Besonderes handelt. Laß mich ganz aufrichtig sein und zum Verständniß der Sache ein wenig zurückgreifen auf Dinge, die Dir vielleicht bekannt sind, die Du vielleicht in jugendlicher Harmlosigkeit ehemals übersehen hast. Es betrifft Joël. Du kennst den

Jungen, stehst ihm nahe wie ein leiblicher Bruder, hast Freud und Leid von Kindheit auf mit ihm getheilt. Er ist ein absonderlicher Mensch, nicht schlecht, nur ein wenig leichthin, spielt sich absolut auf den Genialen, Gottbegnadeten, will nichts Reelles leisten, sondern bummelt als der Sohn wohlhabender Eltern, in ewiger Ekstase, aber niemals wahrer Begeisterung, durch sein Künstlerdasein dahin. Es ist die Schuld meiner guten Frau. Elly war von jeher eine etwas überspannte Natur, voll Phantasie und hochgradige Schwärmerei für alles, was Kunst, namentlich Musik, streift. Noch ehe Joël geboren, war es bei ihr beschlossene Sache, das Kind müsse etwas ganz Außergewöhnliches werden. Als der Junge in ihren Armen lag, seufzte sie mir als Erstes zu: „Ach, August, mein Sohn muß einmal ein zweiter Wagner werden.“ Das wurde fixe Idee. Der Bengel wurde von Kindesbeinen an von der Mutter auf den Künstler gedrillt, und je mehr ich dagegen wetterte, desto eigensinniger verschanzte er sich hinter Mama, welche ihm so herrliche Dinge von seinem künftigen Ruhm erzählte. Na, das Elend war besiegelt, als der Schlingel in der That ein wenig Talent für Musik zeigte. Unsinn, war gar nicht der Rede werth. Aber Elly verstand es aufzubauschen und elektrisch zu beleuchten. Jede Tonleiter, die er klimperte, war etwas Großartiges. Der Junge selbst wurde natürlich ganz verdreht bei diesem ewigen Weihrauch, den die verblendete Mutter dem Zukunftsgenie schon in den Windeln streute. Er spielte sich auf den

Musikenthusiasten auf, wollte nicht lernen, trieb sich in allen Konzerten herum, kurzum die Saat trug Früchte. Du hast theilweise die Kämpfe mit erlebt, Wigand, Du kennst auch die Nervenkrämpfe, welche Elly mit virtuoser Pünktlichkeit bekam, wenn ich energisch wurde; das hat mich endlich mürbe gemacht. Ich willigte ein, daß Joël Musik studirte. Vier Jahre lang hat er nun Konservatorium und Musikschule unsicher gemacht, er und Elly sind auch von seiner Unsterblichkeit vollkommen überzeugt, — ich nicht. Er spielt, wie eben Tausende spielen, recht hübsch, recht genial mit wuschelichen Locken und mächtiger Aktion in Armen und Händen, — aber gottbegnadet ist das nun und nimmermehr. Er komponirt auch. Mutter findet es zauberhaft und himmlisch, die Leute, welche gute Diners bei uns essen, applaudiren sich die Hände wund, weil sie dann bald wieder eingeladen werden, und die Lehrer, welche die Flamme des Genius hinter der Stirn meines Sprossen nähren, werden enorm honorirt und versichern infolgedessen alles, was die verblendete Mutter hören will.

Vier Jahre lang habe ich mir den Schwindel mit angesehen und massenhaftes Geld zum Fenster hinausgeworfen, nun endlich riß mir die Geduld. Ich wollte Erfolge sehen.

Die Erfolge bestehen in ein paar Dudeldidums, welche bildschöne Titel führen und merkwürdig an einen gewissen, ausländischen Finanzminister erinnern; Anleihen, lauter Anleihen. Ein solches Ding hat er

4*

auch „Ouverture“ (zu einer noch nicht ersonnenen Oper) getauft, und rührte mich hauptsächlich die Thatsache daran, wie hörbar der junge Künstler alter Meister gedenkt. Na, Schwamm drüber, lieber Wigand. Wie gesagt, es steckt absolut kein Genie von Gottes Gnaden hinter dem Jungen; ist alles nur Mache und mühselig zusammengeklexte Unsterblichkeit.

Um hie und da mal ein paar Phantasien und Tonleitern zu hören, ist mir dieser Kunstsport zu theuer, es muß ein Ende gemacht werden, und wenn Elly Tag und Nacht ihre Krämpfe haben sollte, einmal wird sie die Anstrengung schon satt bekommen. Da der berühmte Sohn bereits gewaltig verbummelt ist, außerdem nichts gelernt und keine Examen bestanden hat, um einen Beruf zu ergreifen, bleibt nichts anderes übrig, als ihn Schollenhüpfer (pardon, lieber Junge) werden zu lassen. Ich will ihm seinerzeit ein Gut kaufen, damit der Bengel festsitzt, vorher aber soll er tüchtig und praktisch lernen. Damit kommen wir endlich auf des Pudels Kern. Du weißt, daß ich große Stücke auf Dich halte, Wigand.

Dein Einfluß auf Joël war stets ein vorzüglicher, Dein musterhaftes Vorbild muß auch ferner auf den Jungen einwirken, wenn noch etwas aus ihm werden soll.

Auch den biedern alten Koltitz achte ich sehr hoch und sehe auch in ihm grade den richtigen Mann, welcher den allzu weltlich gearteten „Künstler“ zur Vernunft bringen würde. Also kurz heraus, ich möchte

meinen Schlingel gern als Volontair zu Euch nach Ellerndörp schicken. Wollt Ihr ihn? Frag' Koltitz und schick' mir bald Bescheid.

Auf Dein Wort mußt Du mir versprechen, daß Du den Jungen stramm herankriegst, tüchtig gedrillt und gezwiebelt muß er werden, damit mal die Flausen unter den Künstlerlocken 'rausgeklopft werden.

Das wird ihm gut thun, „fern von Madrid," ohne Oper, Austernlokale, Café chantant und elegante Weiber, welche dem hübschen Bengel vollends den Kopf verdrehen. Hübsch ist Joël nämlich, sehr hübsch sogar, leider Gottes.

Na, mein wackerer Wigand, nun ist's gesagt, und nun bitte ich um offene und ehrliche Antwort, ob Ihr den Herrn Volontair zum April haben wollt, denn bis dahin habe ich ihm noch Galgenfrist gegeben. Bekommt er bis Ostern eine anständige Stellung als Kapellmeister, Dirigent 2c., von welcher er später mal leben kann, bon, dann mag er in Gottes Namen unsterblich werden, andernfalls bin ich von Stahl und Eisen und stutze dem Musenjüngling die Götterschwingen.

Und somit Gott befohlen. Grüß mir die ganze liebe Familie Koltitz und leg' ein gutes Wort bei ihr für Deinen Pflegebruder ein. Du selber aber, mein braver, lieber Sohn, sei in alter Liebe umarmt von Deinem getreuen Pflegevater Eikhoff.

N. S. Meine verdammte Gicht ist wieder toller wie je, bin ein verschrumpfter, krüpplicher Invalide.

Tante Elly jung, schön, nervös und viel beschäftigt, wie immer, ihr Sohn .... siehe oben." — — —

Wigand schwieg und blickte auf, direkt in Erikas Augen. Sie leuchteten — wohl aus Vergnügen über die Nachschrift. Harmlos wandte er sich zu dem Oberst: „Ich habe geredet, lieber Onkel, und harre Deiner Entscheidung!" lächelte er in seiner gutmüthigen Weise. „Was der Vater über seinen Einzigen schreibt, braucht Ihr nicht allzu wörtlich zu nehmen. Der Geheimrath ist ein Mann, welchem nichts unverständlicher ist, wie Kunst und Genialität. Ob Joël wirklich so wenig begabt ist und so mäßiges leistet, wie er behauptet, kann ich nicht beurtheilen, da ich ihn seit drei Jahren nicht mehr gesehen; ehemals war er ein seelensguter Junge, welcher nur an der leidenschaftlichen Sucht krankte, berühmt zu werden."

„Ich kenne Elly," nickte Frau Henriette nachdenklich, „und glaube es dem Geheimrath gern, daß ihre Eitelkeit den Keim dazu in die Seele des Sohnes legte."

„Verrückte Weiber! Weiß der liebe Gott, was sie in ihrem Größenwahn für Unheil stiften." Koltitz blies grollend ein paar blaue Dampfwolken und blickte starr vor sich hin. „Aber daß der Alte grade Ellerndörp zur Besserungsanstalt für den Schlingel ausgesucht hat! Ich — bah — ich! was soll ich wohl für guten Einfluß auf solch einen Allerweltsnarren ausüben!"

Erika legte schmeichelnd den Arm um den Nacken des Obersts. „Papachen, wer weiß, warum es das

Schicksal so fügt," rief sie eifrig. „Wigand sagt, daß der Geheimrath kein Verständniß für Kunst und Musik habe. Denk, wenn er dem unglücklichen jungen Mann Unrecht thut, wenn er in seiner Verblendung ein wirkliches Genie, ein gottbegnadetes Talent unterdrückt. Du verstehst so viel, so sehr viel von Musik, Väterchen; denk doch, welch eine herrliche That, wenn Du in Joël dennoch einen wahren Künstler entdeckst und ihn, kraft Deiner Fürsprache, wieder seinem echten Berufe zuführst."

Koltitz blies noch dichtere Rauchwolken. Er sah sehr geschmeichelt aus. „Kleine Hexe Du," schmunzelte er, „ich glaube gar, Du willst mich zum Kunstmäcen stempeln. Unsinn, mein alter Schädel faßt nichts mehr auf."

„Väterchen!"

„Schmeichelkatze!" Er schmunzelte noch mehr. „Ich werf' den Kerl zur Thür hinaus, daß er sich Hals und Beine bricht."

„Maus, sei nicht so niedlich!"

„Wie herrlich wird das sein, wenn Joël uns jeden Abend aus Deinen Lieblingsopern vorspielt. Daß er sehr gut spielt, gesteht ja selbst sein Vater zu."

„Wenn man den Lümmel wenigstens mal ansehen könnte, bevor man sich mit ihm copulirt."

„Kannst Du ja, Väterchen. Laß sein Bild kommen."

„Damit kann ich sogleich aufwarten. Er schickte mir vor wenig Wochen die neueste Aufnahme."

„Mag ein guter Hansaff sein.“

„Sehr hübsch wäre er, schreibt der Geheimrath.“

„Der alte Knasterbart scheint ebenso verblendet und vernarrt in den Luftibus, wie die Frau Mutter.“

„So hole ich das Bild.“

„Schnell, schnell.“

Wigand schritt lächelnd zur Thüre. Er war kein Diplomat und hatte sich entsetzt vor der Aufgabe, welche ihm der Pflegevater gestellt; jetzt athmete er hoch auf. Seine Angelegenheit lag in den besten Händen, die Tante und Erika warfen sich zum Anwalt seines armen Joël auf. Und welch trefflichen Gedanken hatte die Kleine wieder entwickelt.

Gott im Himmel, wenn Eikhoff seinen Sohn ungerechtfertigter Weise aus den Bahnen riß, welche ihm von Gott bestimmt waren. Kein entsetzlicheres Loos, als ein Künstler sein, welcher von den Henkersknechten des Realismus und der nüchternen Prosa zu Tode gehetzt wird. Ein unverstandenes Streben und Schaffen, — grauenvoll!

Wigand hatte stets eine treue, zärtliche Liebe für den älteren Vetter empfunden. Er, der nüchterne, talentlose Mann, welchem es wie ein Wunder erschien, wenn Menschenhände einem so unbegreiflichen Instrument wie Klavier und Geige die süßesten Melodien entlockten, der es ganz unfaßlich fand, wie man eine Melodie, geschweige eine ganze Oper ersinnen, einen Roman schreiben oder Verse dichten konnte, er bewunderte ehrlichen Herzens die Begabung des Pflegebruders

und war entzückt von seinen Leistungen. Er verstand ja nichts davon, aber es gefiel ihm und er lauschte voll andächtiger Verehrung, wenn Joël in seiner leidenschaftlichen, ungeduldig dahinstürmenden Weise am Flügel phantasirte.

Das ganze selbstbewußte, sichere, weltgewandte Wesen, die Schönheit und Eigenart des jungen Mannes imponirten ihm von Stunde an, wo er den verwöhnten Knaben zuerst kennen lernte. Er war viel zu bescheiden, viel zu selbstlos, um überhaupt einen Maßstab zwischen ihm und sich selber anzulegen.

Er konnte damals noch keinen Unterschied zwischen Arroganz und Selbstbewußtsein machen, und weil er selber so ungelenk, schüchtern und eckig war, so imponirten ihm selbst die Unarten und Unliebenswürdigkeiten Joëls, weil dieselben meist mit verblüffender Originalität in Scene gesetzt wurden.

Alle andern Knaben, das ganze Haus des Geheimraths huldigten dem hübschen Jungen, er verlangte es in seiner rücksichtslosen, dominirenden Weise und es geschah. Schon in der Tanzstunde war er der Held des Tages, die Mädchenherzen flogen ihm zu, gleichviel ob er sie begehrte, während Wigand, kaum beachtet, der wesenlose Schatten neben dem jungen Sonnengotte war. Er war es neidlos, er freute sich von Herzen des Triumphzuges seines Pflegebruders und fand es selbstverständlich, daß er neben diesem jungen Heros eine kümmerliche Rolle spielte.

Joël bemerkte es mit einer gewissen Rührung. So

unbegreiflich Wigand eine Kunstleistung erschien, so unfaßlich war es für Joël, wie ein Mensch derartige Selbstverleugnung üben konnte. Diese imponirte wiederum ihm. Er lernte schlecht und ungern, Wigand studirte voll eisernen Fleißes Tag und Nacht. Das beschämte den Aelteren.

Oft that es Wigands Vorbild, daß er sich hinsetzte und eine kurze Zeit versuchte, etwas zu lernen. Landen half nach, seinen Bitten und Vorstellungen gelang es, den jungen Eikhoff so weit zu bringen, daß er wenigstens das Einjährig-Freiwilligen-Reifezeugniß erwarb.

Dafür waren ihm die Eltern unbeschreiblich dankbar, und sie vermißten Wigands Einfluß um so schmerzlicher, als derselbe die landwirthschaftliche Schule zu Proskau bezog.

Da war es zu Ende mit dem Fleiß des Vetters. Jahrelang blieben die beiden jungen Männer getrennt, kaum sahen sie sich noch bei flüchtigem Weihnachtsbesuch.

Auch die Korrespondenz schlief allmählig ein. Der eine war zu fleißig, der andere zu faul dazu. In Wigands Erinnerung lebte Joël fort, wie er ihn damals als Schüler gekannt. Sein Talent webte eine Art von Glorienschein um ihn her, er stand unverändert vor Landens geistigem Auge, sowie er ihn ehemals voll naiver Kindlichkeit beurtheilt und bewundert hatte.

Und nun stieg er die stille, schmale Holzstiege zu seiner Giebelwohnung empor, um das Bild des so viel

geliebten und so viel verleumdeten Kameraden zu holen.

Er trug die kleine Flurlampe in der Hand und sein Schatten fiel riesenhaft, schier gespenstig gegen die schneeweiß getünchten Wände.

Da sah es aus, als folge ein böser Geist seinen Schritten.

Der Sturm rüttelte an den Fenstern, daß die weißen Vorhänge im Luftzug zitterten.

Wigand schloß die Kommode auf und entnahm aus ihrem peinlich geordneten obersten Schubfach ein mehr umfangreiches wie werthvolles Album. Es enthielt die Bilder seiner Anverwandten und diejenigen seiner Freunde. Erstere besaß er nicht viel, die zweiteren desto mehr.

Seltsam, er hatte so wenig in seinem äußern Sein und Wesen, was für gewöhnlich Menschenherzen erobert, und dennoch fand er viele Freunde, dennoch schied er nirgends, ohne die wärmsten Sympathien zu hinterlassen. Und bislang hatte ihm die Freundschaft genügt, hatte ihn reich und glücklich gemacht, weil er nach der Liebe nicht begehrte.

Er öffnete das Buch.

Gewohnheitsgemäß weilte sein Blick zuerst auf den Bildern seiner Eltern, alte, verblaßte, kaum kenntliche Photographien. Für ihn waren sie Heiligthümer.

Der schlanke, blondbärtige Offizier hatte ihn zum letztenmal an die Brust gedrückt, ehe Wigand denken konnte. Im Jahre 1864. — Bei den Düppler Schanzen

hatte eine Kugel dieses treue, junge Herz zerrissen, und nicht allein sein Herz, auch das seiner armen Mutter verblutete an dieser unbarmherzigen Kugel. Ihrer entsinnt er sich noch dunkel, schattenhaft. Er sieht sie noch im Krankenstuhl sitzen, die Hände gefaltet, den sehnsuchtsvollen Blick der schwarzen Augen zum Himmel gerichtet. Auch sie ging von ihm. Wigand neigt sich und drückt die Lippen auf die vergilbten Bildchen.

Dann kam er zu Onkel und Tante Eikhoff. Das dicke, jovial blickende Gesicht des Geheimraths lacht ihm entgegen. Etwas aufgedunsen, Säcke unter den hellen Augen, gutmüthig und dennoch energisch. Neben ihm Tante Elly. Jung, schlank, sentimental und sehr elegant. Sie trägt eine Rose im Haar und lehnt sich schwärmerisch an ein geöffnetes Klavier.

Beide waren gut zu ihm, sehr gut.

Und hier der Sohn, Joël. Verschiedene Bilder, er wächst vor den Augen vom Knaben zum Mann. Dieses die neueste Aufnahme.

Wigands Blick weilt lange, voll ehrlicher Bewunderung auf dem genialen Männerkopf. Er ähnelt in allem der schönen, brünetten Mutter. Ueber der Stirn lockt sich das Haar künstlerisch frei, ohne das Haupt länger wie schicklich zu umwallen. Große, wundervoll flammende Augen fordern ein Weltall in die Schranken, und über dem Munde trotzt ein kleiner Schnurrbart. Er trotzt! Ebenso wie die Lippen, welche, etwas arrogant gewölbt, ganze Bände voll erzählen, von Launen, Ungestüm, Leidenschaft und Verlangen! —

In diesem Mund drückt sich der ganze Charakter aus; der glücklichste ist es nicht.

Ein Zug ewiger Unzufriedenheit und Unruhe prägt sich in feiner Linie um die leicht herabgezogenen Mundwinkel aus.

Der ganze Eindruck aber ist frappirend, ist so, wie man sich einen heißblütigen Liebling der Musen, einen himmelanstürmenden, weltenberauschenden Künstler von Gottes Gnaden vorstellt.

Wigand ist stolz auf ihn! Es gereicht ihm zur Genugthuung, dieses Bild heruntertragen, es als Portrait seines, seines Pflegebruders zu zeigen! Ja, er ist stolz und beglückt, sein redliches Herz kennt keinen Neid, und der Gedanke, welch eine Figur er selber neben diesem Helios abgeben wird, dieser Gedanke kommt ihm gar nicht in den Sinn!

Er nimmt das Album unter den Arm, schließt die Kommode und nimmt das Licht wieder zur Hand. Schwarz, unheimlich schreitet sein Schatten ihm zur Seite. Er möchte gern mit viel herzbewegenden Worten zu Joëls Gunsten reden, denn der Gedanke, den geliebten Jugendfreund als Genossen nach Ellerndörp zu bekommen, hat etwas unendlich Erfreuendes für ihn. Er kann aber nicht reden, hat niemals im Leben kraft seiner Zunge Siege erfochten, darum soll Joël durch sein Bild selber sprechen. Er muß dem Oberst wohlgefallen, er muß diesen schönen, genialen Menschen bei sich aufnehmen und helfen, ihn, durch seine Fürsprache beim Vater, der Kunst zurückzuführen.

Als er wieder an den Kaffeetisch tritt und die Photographie darbietet, leuchten seine Augen in stolzer Freude. Erwartungsvoll haftet sein Blick an dem Gesicht seines Onkels.

Der Oberst hält das Bildchen weit ab und prüft es scharf. Seine Frau neigt sich vor und sieht es voll unverhohlenen Interesses an.

„Hm ..“ nickt der Oberst, „hübscher Bengel! Aber so recht ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts. Unbefriedigt, arrogant, eitel und genußsüchtig.“

„Aber, Onkel! wo liest Du diese abscheuliche Conduite ab?“ entsetzt sich Wigand und Frau Henriette schüttelt vorwurfsvoll den Kopf. „Aber, Maus! sei doch nicht so niedlich, ich finde den jungen Mann bildhübsch und distinguirt aussehend!“

„Wo ich's ablese? Da hier!“ Koltitz tippt heftig mit dem Finger auf das Bild und pafft dicke Wolken. „Im Munde liegt's .. im Blick .. und in der Falte zwischen den Brauen! Solche weltschmerzliche Runzeln waren zu meiner Zeit noch nicht Mode!“

„Wer weiß, was der arme Junge leidet!“

„Hier in Ellerndörp wird sich diese Falte schon glätten!“

Erika hob erst jetzt das Köpfchen von ihrer Arbeit und lächelte wunderlich vor sich hin, hastig schob Wigand ihr das Bildchen zu, als wolle er sie durch diese stumme Geste bitten, weitere Fürsprache einzulegen.

Sie ignorirte die Bewegung, fuhr aber unbeirrt fort: „Einen Charakter allein nach dem Anblick einer

Photographie zu beurtheilen, ist doch recht riskirt, Väterchen, und darum schlage ich vor, Du lässest den vielbesprochenen Liebling der Musen in persona hier antrten, damit wir uns überzeugen können, daß er — à la Maria Stuart — besser ist, als sein Ruf!"

Koltitz griff nach den Zeitungen. „Mir ist es in hohem Grade gleichgültig, ob der Hansnarr hierher kommt oder nicht. Wigand hat die Schererei und Ihr Frauensleute die Last mit ihm; ich werde wenig von ihm sehn, denn mich zu seinem Gouverneur machen? da soll sich der Herr Geheimrath gefälligst das Maul wischen —"

„Maus — —!!"

Wigand schaute noch immer ganz verblüfft auf Erika. „Willst Du denn das Bild gar nicht ansehn, Cousinchen?" fragte er vorwurfsvoll und schob es abermals näher.

Nun streckte sie ihre kleine, weiße Hand danach aus. „Ich kenne das Bild, ja!" sagte sie.

„Du kennst es?"

Sie neigte das Köpfchen noch tiefer, aber in ihre Wangen stieg heiße Gluth. „Gewiß, ich durchblätterte ja Dein ganzes Album, als Du uns die Bilder Deiner Eltern zeigtest."

„Ach so, und Du entsinnst Dich noch auf Joël?"

Sie lachte, es klang ein wenig verlegen. „Das versteht sich! Er fiel mir auf, weil er so hübsch ist."

Und dabei sah sie abermals auf das Bild nieder. Seltsam, es lag plötzlich ein Ausdruck in ihren

Augen, welchen er zuvor nicht darin gekannt. Wie verklärt schauten sie darein, regungslos, gleichsam gebannt von dem schönen Antlitz, welches siegesgewiß zu ihr empor lächelt!

Und langsam steigt die rothe Gluth von den Wangen in die Schläfen empor, — und je länger das junge Mädchen die Photographie betrachtet, desto mehr erbebt die Hand, welche sie hält.

Wigand steht und beobachtet das alles — und ihm ist es plötzlich zu Muth, als lege sich etwas schwer auf sein Herz.

Er wendet sich und tritt an das Fenster.

Der Mond leuchtet wie eine mattrothe Scheibe durch das dunstige Schneegewölk und der Wind schüttelt die Tannen vor dem Haus, daß es aussieht, als wollten sie sich, gleich wegemüden Wanderern, auf die weißflockige Erde niederwerfen. —

Landen starrt grade aus. Seine Gedanken wirbeln wie die Schneesternchen draußen, er wird sich seiner Empfindung nicht klar bewußt, aber er hat das Gefühl, als thue ihm plötzlich das Herz weh.

Sein ruhiges, wunschloses Herz. —

Wie kommt das? —

Erika's Augen haben voll Entzücken gestrahlt, als sie Joëls Bild geschaut. — Warum das?

Warum stieg ihr das Blut dabei so heiß in die Wangen? und warum hat sie sein Bild, das sie nur ein einziges Mal geschaut, nicht vergessen?

Weil er so hübsch ist, so hübsch und so interessant.

Wie glücklich, wie beneidenswerth müssen die Menschen sein, welche nur ihr schönes Angesicht der Welt zu zeigen brauchen, um im Sturm die Herzen zu gewinnen!

Wigand ist niemals im Leben neidisch gewesen, er hat den Andern alles von Herzen gegönnt, ihr Geld, ihren Ruhm, ihre Schönheit, — aber heute? — Seltsam. Er ist auch heute nicht neidisch auf den Jugendfreund, aber er drückt die Stirn gegen die kalten Scheiben und denkt: Warum bist Du nicht auch so schön?

Zum ersten mal im Leben denkt er's. — Warum? Er sieht Erika's heißgeröthetes, bewunderndes Gesichtchen noch immer vor sich. Er blickt zwar in den nächtlichen Schneesturm hinaus, aber er sieht doch nur Erika's Augen.

Und jetzt entdeckt er, daß sich die Lampe in der Fensterscheibe spiegelt, daß ein Bild wie Zauberspuk in der kalten Winterluft vor ihm schwebt, — das Bild am Kaffeetisch.

Er kann es deutlich sehen, wie Erika dicht neben die Mutter gerückt ist, wie beide das Bild besehen. Die Kleine plaudert lebhaft, ihre Wangen glühen wie zuvor — und jetzt .. jetzt hebt Frau Koltitz den Finger und droht neckend dem Töchterchen.

Was mag der rosige Mund gesagt haben?

Wie ein Frösteln geht es plötzlich durch Wigands Glieder. Ihm ist es, als zerreiße jählings ein Schleier vor seinen Augen, als schaue er ein Menschenherz,

aus welchem urplötzlich grelle Flammen schlagen. Sein eigenes.

Was ficht ihm, dem stillen, besonnenen, kaltblütigen Mann, plötzlich an? — Er ist doch den Jahren entwachsen, wo eine Primanerleidenschaft über den Jüngling kommt, wie der Dieb in der Nacht, — er ist ein Mann von sechsundzwanzig Jahren, ein Mann, dessen Vernunft stets größer war, wie all seine Passionen, — und nun lodert es plötzlich auf in seiner Brust und droht Leib und Seele in Feuergluth zu tauchen.

Soll ein momentaner Rausch größer sein, wie sein Verstand? soll er sich zum Sklaven unsinniger Empfindungen machen?

Hat er nicht gestern, vorgestern, alle Tage zuvor, so ruhig und sonder Begehren in Erika's rosiges Gesichtchen geschaut?

Warum packt es ihn plötzlich mit unheimlicher Gewalt, daß er wild aufschreien möchte, weil sie dem Bild eines Andern mit strahlenden Augen zulächelt? — Ein armer, armer Thor ist er.

Was hat er mit Erika zu schaffen? Er, der nichts auf der Welt sein eigen nennt, als das, was er im Schweiße seines Angesichts verdient!

Er ist nicht dazu angethan, eines reichen, schönen Mädchens Freier zu sein, und sollte er sie lieben bis zum Wahnwitz. — Er ist häßlich, hat nichts, wie sein treues, ehrliches Herz.

Ist es auch in diesem Augenblick redlich? — Es pocht und hämmert zum Zerspringen, es mahnt in

zitternder Angst: „Halte den Adler fern von Deinem Taubenschlag, laß den Marder nicht herzu, daß er Dein Nest beschleiche!

Warum willst Du Dir selber Deinen Frieden stören? Kannst Du sie nicht selber besitzen, — gut, so soll sie auch keines Andern sein.

Schreib! schreib! wehre ihn ab, auf daß er nicht komme! Noch ist's Zeit!" —

Und wieder blickt er hinaus, auf das Spiegelbild der Fensterscheibe.

Erika hat sich zurückgelehnt in den Sessel vor dem Kamin. Ihre Händchen liegen verschlungen im Schooß und die Augen blicken, glückselig träumend, einem blüthen-duftreichen Frühling entgegen. Sie lächelt. — So hat sie noch nie dreingeschaut; Wigand ist kein Poet, aber ihm ist's, als sei das junge Mädchen in diesem Augenblick ein Stück heiliger, verkörperter Poesie.

Glühend heiß schießt es in die Augen des ernsten Mannes. Ihm ist's, als wolle sein Herzblut in bittern Thränentropfen durch die Wimpern dringen und in seiner Brust krampft es sich zusammen, als litte er Todesweh. — Kurze, qualvolle Minuten.

Soll er wirklich an seinem Pflegebruder zum Schalk werden, an ihm und an ihr? soll er wirklich dazwischen treten, mit roher Hand die Blüthen ihres Traumes zu zerknicken?

Nein, tausendmal nein. — Die Entsagung ist seit Kindesbeinen an sein Loos gewesen, sie hat ihn be-

gleitet bis zu diesem Augenblick, und sie wird ihm zur Seite schreiten bis an seines Lebens Ende.

Warum soll er seinem lieben Joël ein Glück mißgönnen, welches er selber ja doch nie und nimmermehr erringen kann? Er ist häßlich, talentlos, arm, sein Pflegebruder aber hat alles, was Mädchenherzen höher schlagen läßt; er, der Gottbegnadete, pflückt die Rosen und Wigand pflegt als treuer Gärtner die Dornen, daran sie erblühen. —

Er schrickt empor.

Der Oberst hat seinen Namen gerufen.

„Du befiehlst, lieber Onkel?“

„Potz Wetter, da bist Du ja noch, mein Junge! ich dachte, Du säßest bereits und ließest den Antwortsbrief vom Stapel?!“

„Was soll ich antworten?“ Die Stimme des jungen Mannes klingt unverändert und doch ist's ihm, als müßte Jeder sein Herz durch diese Worte schlagen hören.

„Na, zum Donnerwetter, der Schlingel soll kommen!“ Ein Jubellaut von Erika's Lippen. Wigand zuckt zusammen; einen Augenblick krampft sich die Hand auf seiner Brust, dann athmet er tief auf und wendet sich zur Thüre. „Ich danke Dir, lieber Onkel; ich werde es sofort dem Geheimrath mittheilen.“

---

4. Kapitel.

Strenge Herren regieren nicht lang.

Der Winter war allzu hart und strenge gewesen, darum erhob das gefangene Königskind, die Erde, in wildem Trotz den Nacken, die Ketten von Eis und Schnee voreilig abzuschütteln.

Das war ein heißer Kampf. Durch die Lüfte toste es, die Flüsse sprengten ihre Panzer von Krystall und brausten mit dem Sturmwind um die Wette ein wildes Lied der Freiheit.

Des alten Winters Arme waren aber noch stark wie die eines Jünglings. Er umschlang sein sträubend Lieb und preßte es an die eisige Brust, daß der Hülfeschrei das Weltall durchgellte, der weiße Schleier emporflatterte wie Nebel und Dampf und Thränenströme Berg und Thal überflutheten.

Mutter Sonne hörte ihr Kind, sie kam ihm zu Hülfe mit all den tausend goldenen, leichtbeschwingten Geisterschaaren, die den Riesen zu Fall bringen, gleichwie ein Flug gelbschillernder Bienen einen Stier bezwingt.

Da war des Tyrannen Regiment zu Ende, früher wie all die andern Jahre zuvor.

Als die Osterglocken läuteten, stimmten schon die Schneeglöckchen ein in den jubelnden Chor, die Primeln blühten in dichtem Strauß und auf der weiten Haide duftete der Frühling in wonnevoller Pracht aus tausend und abertausend Kelchen, um welche neuerwachtes Leben glückselig die bunten Schwingen regt.

Welch ein Morgen!

In Glanz und Licht gebadet, erwacht, lacht die Welt aus zahllos jung erschlossenen Augen.

Keine Wolke am Himmel, nur Schwärme von jubelnden Vögeln, kein Schatten auf dem Land, nur jene leichten, zitternden Schleier, welche neubelaubtes Gezweig auf den Rasen wirft.

Weit — weit — endlos, still und einsam.

Dort weiden Kühe.

Ihr Geläut tönt melodisch über die thaufrische Haide, und nur der lachende Zuruf der Mägde, welche mit Schemel und Eimer die Schutzbefohlenen der Hürde zutreiben, unterbricht es.

Ein kleiner Rain, mit Brombeergesträuch bewachsen, zieht sich längs der Koppel hin.

Ein Grenzstein leuchtet aus dem Ginster, Erika hat ihn zum Sitz erkoren. Die Hände im Schooß gefaltet, das Köpfchen etwas zurückgeneigt, lächelt sie sinnend zu dem klaren Himmel empor.

Neben ihr, in die frisch sprossende Haide gestreckt, den Kopf auf beide Fäuste gestemmt, kaute Dörting,

die Kommandeuse der sechzehn Schnucken, welche sich, von der Heerde abgesondert, hier ergingen, mit großem Behagen die jungen Sauerampferstengel. Sie blickte mit theils mißtrauischem, theils ehrfurchtsvollem Gesicht auf das kleine Buch, welches die junge Herrin noch aufgeschlagen auf den Knieen hielt und in welches sie bislang eifrig geschrieben.

Endlich brach sie das Schweigen.

„Gnä' Frölen?"

„Was willst Du, Dörting?"

„Se geiht doch nich mihr in die Schol, wat schriewet se all in dat Book in?"

Erika lachte.

„Ich schreibe meine Gedanken auf, lütt' Dirn! Alles, was man an einem so köstlichen Morgen empfinden muß! und wenn's auf dem Papier steht, heißts ein Gedicht."

„Se kann wuhl gar Riemels maken?" Die Hammelhirtin starrte schier entsetzt in das rosige Gesichtchen der Sprecherin.

Erika nickte: „Ist das so etwas Absonderliches?"

Dörting stemmte die Kniee an und rutschte eifrig auf dem Bauche näher. Neugierig hob sie das Gesicht.

„Mak se mal eens."

Das junge Mädchen lachte hell auf. „Du willst es wohl lernen?"

Die braungearbeiteten Hände streckten sich gegen sie aus, als solle ein Ungeheuer abgewehrt werden.

„God in Himmel nich!"

Einen Augenblick blieb's still, dann fuhr Dörting in einem Gemisch von Zutraulichkeit und Wißbegierde fort: „Awerst wissen möt ich giern, wie se 't all tausamm' schrievt. Komm' die Gedankens all uff eens?“

Erika amüsirte sich. „Nein, sie kommen alle einzeln, je nachdem man um sich schaut und um sich hört.“

„Ich sieh nix un' hür' nix,“ entsetzte sich Dörting, wild um sich blickend.

„Hörst Du nicht die Kirchglocken läuten?“

„Jo, se lürren! wat sull dermit?“

„Fällt Dir gar nichts ein, wenn Du diese wonnigen, zaubervollen Klänge hörst?“

Wie ein Jagdhund den Kopf witternd vorstreckt, lauschte. Dörting mit offenem Munde, was ihrem an und für sich schon wenig geistreichen Gesicht nicht grade zum Vortheil gereichte.

Bim — baum — bim — baum — bim — baum — — was sollte ihr dabei einfallen!

Plötzlich zuckte sie triumphirend empor: „Dat et seven Uhr is, dat wi wat eten könn'!“ Und sie griff hastig in die große, aufgesetzte Tasche ihres Zwilchrockes und zog ein Stück Brod hervor.

Erika lachte. „Auch der Appetit ist ein Geschenk von Gottes Gnaden! Also das Glockenläuten erinnert Dich nur an die Frühstücksstunde. Weiter! Sieh' da oben am Himmel die Lerchen und Schwalben. Hörst Du sie jubiliren?“

„Jo, so is all Dag, wenn gaud Wetter is.“

„Verstehst Du, was sie singen?“

Dörting schrak zusammen. „Düwel ok, gnä' Frölen! Dat kann keen Menschensiel nich!"

„An was denkst Du, wenn Du dies glückselige Gezwitscher hörst?"

Wieder eine Pause qualvollen Nachdenkens, dann senkte das Barfüßlein schämig die Augen. „Ich denk' all an dat, wat min Modder immer seggt —"

„Was sagt sie?"

Dörting genirte sich und leckte mit breiter Zunge über das Schmalzenbrodt. „Se seggt, wenn de Swälken över Di flegen, kiek onner Dich, suß geihts Di wie'n Tobias."

Erika lachte schallend auf und lütt Dirn freute sich, daß sie einen Witz gemacht hatte; das kam nicht oft vor.

„Und nun sieh einmal die Blumen hier an, diese duftigen, zarten, entzückenden Blüthen, in welchen die Elfen wohnen und welche die Liebe zum Kranz windet! Was denkst Du bei ihrem Anblick?"

Die Hammelhirtin glotzte mit etwas feindseligem Blick auf die kleinen Zweige vorjährigen Haidekrauts, welche Erikas Hand ihr entgegenhielt. „Danach frag' ich all gar nix," grollte sie, „dat Satanstüg freten jo nich mal mie' Hoammeln!"

Wieder färbte Uebermuth und Vergnügen die Wangen des jungen Mädchens höher. „So, das ist allerdings ein übles Zeugniß für die armen Blüthen! Möchtest Du aber nun auch wissen, was ich bei Glocken, Vogelstimmen und Blumenduft denke?"

„Man tau!" Dörting kaute wieder Sauerampferspitzchen und blickte erwartungsvoll empor.

Da nahm Erika das kleine Buch aus dem Schooß empor, schlug es auf und las leise, mit ihrer weichen, seelenvollen Stimme:

„Keine Wolke treibt am Himmel,
Purpurn rings die Haide glüht,
Und es duftet hold die Blume,
Die mir an dem Herzen blüht!

Glocken läuten! — Vogelstimmen
Wiegen mich in süße Ruh, —
Einzig fehlst bei aller Schöne
Ferner, Wundersamer, Du!

Komm, o komm! In Deine Nähe
Zieht es zauberhaft mich hin, —
Ach ich weiß, daß ich alleine
Da, wo Du bist, glücklich bin!

Wie nach Winterleid am Himmel,
Lenzessonne steigt herauf, —
So geh' Du als Liebessonne
Strahlend meinem Herzen auf!'"

Weit über das kleine Heft hinweg schweifte der Leserin Blick. Weich, träumerisch, schwimmend in feuchtem Glanz der Sehnsucht, leuchteten die sonst so kindlich heiteren Augen.

Das war die echte, lautere Schwärmerei einer Mädchenseele, welche ihrem Ideale nach träumt, sich von einem kleinen Bild, von ein paar rührenden Worten über gebrochene Künstlerschwingen in die warmherzigste

Begeisterung hineinphantasiert. Die Götterfunken der Poesie flammten auf bei dem Anblick der lenzesschönen, zauberstillen Haide. Da schmolzen Glocken, Vogelstimmen und Blüthenduft zusammen zu himmlischem Accord und das junge Herz erzitterte in unbegreiflichem Empfinden, in Gedanken, welche man nicht deuten, nur dichten kann.

Da schuf sich das Göttliche im Menschen ein Bild, vor welchem es all die Liebesblüthen heimlichen Fühlens anbetend niederlegen konnte.

Ein Ideal! Eine jener wesenlosen, lichten, verklärten Gestalten, welche dem Auge des Dichters voran schweben in Sphären höchster und reinster Begeisterung, welche die scharfe Luft und das grelle Licht der Alltäglichkeit nicht vertragen und haltlos in ein Nichts zerrinnen, wenn der Realismus sie fassen und zergliedern will.

Die Ideale tragen Schwingen, sie haften nicht auf der nüchternen Erde, sondern schweben uns leicht zur Seite, sie sind Gnadengeschenke Gottes, ausgestattet mit überirdischen Kräften, mit Armen, so riesenstark und gewaltig, daß sie selbst das sorgenschwerste Herz empor in den Himmel tragen können.

Regungslos wie die junge Herrin saß auch Dörting. Sie hatte den Sauerampfer fallen lassen und kaute statt seiner an den Nägeln. Ein Ausdruck lag auf ihrem rothwangigen, achtzehnjährigen Gesicht, welcher sich schwer beschreiben läßt. Das unbewußte Wohlbehagen, welches jedes Mädchenherz, — und sei es ein

noch so ungeschliffener Diamant, — empfindet, wenn Klänge der Liebe und Sehnsucht es umschmeicheln, und daneben doch das bange Gefühl der Hilflosigkeit, einem Menschengeiste gegenüber, dessem hohen Flug die eigene Seele nicht zu folgen vermag.

Und weil Dörting über ihr Empfinden sich nicht Rechenschaft geben konnte, so machte sie es wie in der Kirche, sie wußte ihre Rührung nicht besser zum Ausdruck zu bringen, als durch ein herzzerreißendes Schluchzen.

Aufs höchste betroffen, starrte Erika sie an. „Aber lütt' Dirn, bist Du närrisch geworden? Warum heulst Du denn mit einem Mal so fürchterlich?"

Die Hammelhirtin stopfte zu ihrer eigenen Beruhigung die Schürze in den Mund.

„Ach gnä' Frölen ... wenn Se ok gor so jämmerlich duhn .. un' sich so doll nach Ihren Schatze hevven ..."

„Aber Dörting, ich habe ja noch gar keinen!!"

„Aewerst Se möchten een'!"

„Darum braucht man doch nicht zu weinen —"

„Un' dat Se dein' Vögelgetwitter gern dösen mocht!"

„Es wiegt mich ja nur in süße Ruh!!"

„Un' dat he so geel wie de Sünn' kumm soll ..."

„Dörting! Döskopp! was hast Du alles aus meinen Versen heraus gehört!" Und Erika lachte, daß sie die Hände in die Seiten stützen mußte. Die Kleine schlang andächtig die Finger in einander und preßte sie gegen die Brust, ihre dunklen Augen blickten wie verklärt zu der jungen Gutsherrin auf.

„Aewerst schün wiers doch! un' an min Jochen möt ik gliek denken, — ach min Jochen! akkrad as ob Se de Riemels för ihn frieven hätt'!“

Das war wieder ein Uebergang zur tiefsten Rührung, und ein wahres Glück, daß just in diesem Augenblick zwei Hammel feindselige Anwandlungen bekamen. Sie rannten die Schädel so nachdrücklich aneinander, daß es krachte und das brachte Dörting wieder zur Vernunft. „Düwelstüg, infamigtes!!“ und mit gellendem Kampfgeschrei stürzte sie sich gegen die Duellanten, den einen am Schwanz rückwärts zerrend und den andern durch einen Gertenhieb auf die Nase, von dem Recht des Stärkeren überzeugend.

Erika war Publikum. Sie lachte und amüsirte sich. Ihre Stimmungen wechselten schnell, denn ihre Schwärmerei war keine krankhafte Sentimentalität. Sie war nur eine Nothwendigkeit, sie vollendete ein Ganzes. Was die Nebel dem jungen Morgen sind, ist die schwärmerische Empfindsamkeit dem Dichterherzen, man muß hindurch, will man auf Bergesgipfeln die Sonne sehn!

In dem Straßenlärm und dem Gewühl der Ballsäle findet man keine Ideale, man muß sie sich selbst schaffen und bilden, fern ab von der Welt. Dort schweben, locken und trügen sie, wie die **Fata morgana**. Man sieht sie vor Augen, aber man greift sie nicht, will man sie in der Nähe sehen, zerrinnen sie in nichts. Und dennoch gereichen sie zum Heil! Als Ziel winken sie, als liebe Gnadenbilder, welche den Traum aller

Sehnsucht verwirklichen, — und indem man ihnen entgegenstrebt, — vergißt man den mühseligen, saueren Weg durch die Wüste eines öden Lebens.

Hat man sich aber durchgekämpft durch die Mühsale, welche den Weg zur künstlerischen Vollendung mit Dornen und Trugsand sperren, dann bedarf man der lieblichen Täuschung nicht mehr. Dann sind der Seele eigene Schwingen gewachsen, der Blick ist klar und frei geworden, überall in Gottes weiter Welt Vollkommenes zu finden, was Funken edler Begeisterung in die Herzen streut. —

Das Glockenläuten war verstummt; Erika erhob sich, dehnte in wohligem Behagen die runden Arme und athmete tief auf.

Es war Zeit, an den Heimweg zu denken. Auf Wigands Wunsch hatte sie die Oberaufsicht beim Buttern übernommen; auch wollte sie gern anwesend sein, wenn Hagen die Mistbeete im Garten einrichtete, und nun hatte sie trotz der vielen Arbeit hier gesessen und die Zeit verträumt!

Schnell setzte sie den großen Strohhut auf, raffte den Handschuh, welchen sie beim Schreiben abgestreift, aus dem Gras und nickte der kleinen Hirtin zu.

„Leb wohl, Dörting, ich muß heim. Denk' an meine Riemels und an Deinen Jochen, aber vergiß die Hammel nicht über aller Poesie!!“

Sie lachte, winkte und schritt hastig durch den thaufrischen Ried.

Die Gräser zitterten und bogen sich unter dem

Saume ihres Kleides, und die Bienen umschwärmten im Sonnenglanz das junge Angesicht, gleichsam, als ließen sie sich von ihm täuschen, es für eine Rose zu halten.

Plötzlich blieb die junge Dame stehen und legte betroffen die Hand über die Augen.

Das Licht blendete; sie schaute lang und angestrengt, und je länger sie blickte, desto glühender stieg ihr das Blut in die Wangen.

Dort, den sandigen Fahrweg von dem Dorf herüber, schritt einsam eine Gestalt. Hoch, schlank, sehr elegant. So sieht Wiegand nicht aus.

Ein hellgrauer Reisemantel weht von den Schultern, ein gleichfarbiger, weicher Filzhut schützt das Haupt. Der Silberknopf des kleinen Spazierstockes blitzt zeitweilig auf und die rostrothen Handschuhe leuchten in dem grellen Licht.

Verirrt sich ein Wanderer nach Ellerndörp? Nein. Es giebt nur eine Lösung für dieses Räthsel: Joël Eikhoff ...

Erika ringt nach Athem, sie hat die Empfindung, als müsse sie an ihrem Herzschlag ersticken.

Er! — Wie kommt er heute schon hierher? heute? und sie erwarteten ihn doch erst in drei Tagen! — Gewiß hat er die Post benutzt, ist am Krug ausgestiegen und legt den Weg zum Gutshaus zu Fuß zurück.

Ist er es auch wirklich?

Ja, er muß es sein, so stolz, so elegant, so sicher kann nur ein Mann wie Joël Eikhoff einherschreiten.

Näher kommt er, immer näher.

Erika ist zögernd weitergegangen. Jetzt steht sie an der Stelle, wo der Wiesenpfad den Weg kreuzt, und bleibt abermals stehen, um den Gast zu erwarten. Anfänglich war sie unschlüssig, ob sie es thun solle, aber dann deuchte es sie selbstverständlich, einem Verwandten, welcher vielleicht Jahre lang unter ihrem Dache leben wird, entgegen zu gehen und ihn willkommen zu heißen.

Wenn sie nur ruhiger werden wollte! Sie fühlt ein Beben und Zittern, als wanke der Boden unter ihr.

Und näher, immer näher kommt er. Ja, er ist's. Sie erkennt sein schönes, stolzes Antlitz.

Groß und forschend brennt der Blick seiner schwarzen Augen auf der zierlichen Mädchengestalt, welche ihm von goldenem Hintergrund entgegenlächelt. Der Himmel flammt in Sonnengluthen, Purpurstreifen strahlen von ihm aus, just als wolle er das blondlockige Menschenkind mit blendendem Glorienschein umgeben.

Joël Eikhoff kneift auch momentan die Augen zusammen, als vermöchten sie nicht in dieses reine Gotteslicht zu schauen. Er sieht, daß die junge Dame auf ihn wartet und dennoch beschleunigt er seine Schritte nicht im mindesten, im Gegentheil, er naht so gleichgültig und phlegmatisch, als finde er es ganz in der Ordnung, daß sich die Damen um seinetwillen die Füße müde stehen.

Endlich erreicht er sie.

Mit einem einzigen Blick umfaßt er ihre Erschei-

nung. Das Gesichtchen sieht dunkelroth aus — aha! die gute Landluft! und der Hut wirft seinen Schatten darauf, — wenig vorteilhaft. — Figur — leidlich chic, aber so durchaus kindlich und zart, so knospenhaft, daß es ein verwöhntes Auge, wie das eines flotten Künstlers, gar nicht für der Mühe werth hält, sich bei solchem Anblick aufzuhalten.

Sehr kühl und förmlich greift Joël an den Hut, ihn kaum um Handesbreite über das Haupt zu heben.

„Fräulein Koltitz?“

Da weicht der Bann. Tief aufathmend, mit strahlendem Lächeln, reicht sie ihm die Hand entgegen. Warme Herzlichkeit durchzittert ihre Stimme, unverhohlenes Entzücken spiegelt sich in den großen Kinderaugen.

„Ja, ich bin es, Vetter Joël! und ich freue mich unbeschreiblich der Ueberraschung, welche Sie uns bereiten. Seien Sie herzlich willkommen!“

Er hält ihre kleine Hand eine Sekunde lang, kaum daß er die seine darum schließt.

Sein Gesicht drückt nicht die mindeste Freude, keine Liebenswürdigkeit, nicht einmal etwas Verbindliches aus.

„So sind Ursache und Wirkung verschieden, mein gnädiges Fräulein!“ spottet er mit einem Anflug von Ironie. „Wat dem Een' sin Ul' is, is dem Annern sin Nachtigall! — philosophirt man ja wohl hier zu Lande!“

Erika ist noch so völlig benommen von ihrer Erregung, daß sie kaum versteht, was er sagt.

Da er ungenirt weiterschreitet, geht sie an seiner Seite mit.

„Wir erwarteten Sie erst am Montag, sind heute eigentlich gar nicht auf einen Gast eingerichtet, Sie müssen fürlieb nehmen!“

Wieder die scharfe Linie um Nase und Lippen: „Wer ein so unfreiwilliger Gast ist, wie ich, macht sich auf nichts besseres denn ein Kerkerloos gefaßt; ich verlange keine Umstände.“

Wie unhöflich und unliebenswürdig das klang. Erika schrickt jäh zusammen, aber gleichzeitig durchzuckt sie der Gedanke, wie unglücklich, wie verbittert ein Mann sein muß, dem man sein Bestes und Liebstes auf der Welt genommen. Ihr Herz erbebt in Mitleid.

„Sie kommen ungern zu uns, ich weiß es!“ klingt ihre Stimme weich und innig, voll naiver Vertraulichkeit zu ihm auf: „Wigand hat uns ja erzählt, wie wehe man Ihrer Seele mit diesem Aufenthalt thut! Aber verzagen Sie nicht! Verlieren Sie nicht Vertrauen und Freudigkeit, es wird gewiß Alles noch gut werden —“

Ein hartes, kurzes Auflachen schneidet ihr das Wort ab. Jeder Andere hätte voll dankbarer Rührung der süßen Mädchenstimme gelauscht, in Joëls Stirn vertieft sich nur noch die Falte und der gehässige Zug um seine Lippen tritt stärker noch hervor.

„Ich bin kein Knabe mehr, den schöne Illusionen über die widrige Wirklichkeit hinweg täuschen!“ stößt er herb durch die Zähne.

Erika hat noch nie in diesem Tone sprechen hören.

Er paßt so vollkommen zu dem tiefen Unglück ihres Ideals. Wie ist er so interessant in seinem Ingrimm, wie schön sieht diese wetterschwüle Stirne aus. Sie ist zartfühlend genug, ein Thema fallen zu lassen, welches den Sturm in seinem Innern schürt, anstatt ihn zu beruhigen.

„Wie kamen Sie auf die amüsante Idee, uns so zu überraschen?“ fragt sie heiter.

„Durchaus nicht aus Sehnsucht nach Ellerndörp!“ spottet er nach wie vor, „mir geht es wie Lord Fergus Ivor, dem schottischen Rebell. Der wollte auch keine Gnadenfrist, sondern sprach: „Henker, mach's kurz!“

„Sie sind vom Krug aus zu Fuß gegangen?“

„Ja; es war mir interessant, sofort die Wahrheit, die ganze, volle, entsetzliche Wahrheit meiner künftigen Umgebung kennen zu lernen!“ Der ungeduldige, unzufriedene Blick des Sprechers schweifte schier feindselig über die sonnegoldene Haide. „Ich liebe keinen Empfang, wo Alles nach dem Geschmack des Opferlamms zugestutzt wird, daß es vor lauter Blumen nicht die Schlachtbank sieht!“

Erika lachte leise auf.

„Fürchteten Sie das Wirken eines Potemkin hier in Ellerndörp, welcher zu Ihrer Täuschung eine Residenz mit Oper, Cafés und Ballsälen aus dem Haideland erstehen lassen könnte?!“

Sein Blick fuhr blitzschnell zu ihr herab. Das kleine Landmädel wollte wohl gar mokant werden?

„Wenn ich mich vor irgend Etwas in Ellerndörp

fürchtete, stünde ich nicht hier. Ich bin auf Alles gefaßt, darum verzichtete ich auf jedwede Beschönigung, selbst der festliche Napfkuchen, das frische Tischtuch und die Guirlande um die Thüre sind Requisiten, welche unnöthig sind. Ich spiele keine Komödie, sondern bin in jedem Gedanken wahr. Das hören Sie."

„Ja, das höre ich. Mit tiefster Zerknirschung fällt mir nebenbei ein, daß wir die Guirlande total vergessen hätten. Es sollte auch keinen Napfkuchen geben, sondern Waffeln."

Wieder zuckte sein Blick zu ihr nieder. Welcher Klang plötzlich in ihrer Stimme, welche feine, kaum verhohlene Ironie? Aha, das Landpomeränzchen nimmt seine Aufrichtigkeit krumm. Mag sie. Ihm ist Alles gleichgültig, darum schweigt er auch.

„Da liegt das Haus vor uns, ahnungslos des Kommenden!" fährt Erika mit feinem Spotte fort, es reizt sie urplötzlich, dem unhöflichen Mann zu zeigen, daß man nicht gewillt ist, der Blitzableiter für seine übele Laune zu sein. Sie fühlt im tiefsten Herzen mit ihm, seine ehrliche Antipathie gegen Ellerndörp deucht ihr ein Zeichen von Charakter und Muth, aber trotzdem verlangt sie auch von einem Mann etwas Beherrschung einer Dame gegenüber. Darum dient sie ihm mit gleichen Waffen.

„Fatal! nicht einmal eine Fahne weht von dem Dach! sie hätte Ihnen wenigstens ein Stückchen des Himmels verhüllt, daß er nicht ganz so endlos wie gewöhnlich aussieht. Und die Hofhunde sind auch nicht

anwesend, schade! Sie hätten die Gegend so schön belebt!"

„Wissen Sie nicht, mein Fräulein, daß es eine arge Schändung des Gastrechtes ist, einen Fremdling zu verspotten?"

„Wissen Sie nicht, mein Herr, daß es noch eine ärgere Schändung des Gastrechtes ist, die Gastgeber mit den ausgesuchtesten Grobheiten zu traktiren?"

Jetzt blieb er stehen und starrte sie mit großen Augen an. Dann lachte er plötzlich laut auf und reichte ihr jählings die Hand entgegen. „Pardon, Fräulein Erika, ich Narr glaubte, hier am Ende der Welt zu sein und sehe zu meinem Erstaunen, daß die Zünglein hier geschulter sind, wie in der Residenz. Sie geben mir meine Resignation zurück, welche sich ohne Groll in das Unvermeidliche fügen soll."

„So ists brav!" Das junge Mädchen nickte ihm mit leuchtenden Augen zu: „Sich durch ein Schicksal verbittern lassen, ist das Vorrecht der Alltagsmenschen, aber ein Schicksal mit Würde tragen, das ist die Kunst der Künstler, der echten Künstler von Gottes Gnaden."

Sein überraschter Blick streift sie abermals, er zieht den Hut vom Haupt und streicht mit der Hand über die Stirn. „Ich denke, daß grade die echten und großen Künstler am meisten berechtigt sind, über unverdiente Kränkung und Knechtung ihres Genies zu murren."

„Der wahre Genius findet stets den Weg zum Licht, Geister lassen sich nicht in Ketten schlagen und die Künstler gleichen in gewisser Beziehung dem aus-

erwählten Volk des Herrn; je mehr sie gedrückt und verfolgt werden, desto siegreicher breiten sie sich aus, sie, ihr Ruhm und ihre Verdienste."

Joël lächelt, wie man über das sinnlose Geplauder eines Kindes lächelt.

„Sie sind in diesem Augenblick wohl ein wenig Echo, mein kleines Fräulein, und wiederholen Worte, welche ein Blinder von der Farbe sprach. Nehmen Sie einem Künstler seinen Wirkungskreis, seine Anregung, den Grund und Boden, aus welchem er, dem Weinstock gleich, Saft und Kraft zu edlen Früchten saugt, und sehen Sie, was an solch einem unglückseligen, entwurzelten Stamme bleibt."

„Meiner Ansicht nach muß sich manches Pflänzlein mit kümmerlichstem Dasein begnügen und blüht und trägt dennoch edle Frucht. Blicken Sie unter sich, auf das Haidekraut, welches Sie mit Füßen treten. Es entsproßt dem unfruchtbarsten Boden, erträgt Sonnengluthen ohne Labung, Winterkälte ohne Schutz, und dennoch ist seine Blüthe so reich und köstlich, daß Tausende von Bienen sich daran erquicken und noch Schätze heimtragen für uns Menschen. Es giebt auch Dichter und Musiker, die in tiefster Einsamkeit an Leib und Seele darben und doch tief innen so reich und gottbegnadet sind, daß sie die Völker der Welt mit ihrem Geistesmanna laben."

Er schüttelte unwillig den Kopf und trat die zarten Zweiglein der Haide voll Aerger unter die Füße.

„Redensarten!" brauste er in seiner rücksichtslosen

Weise auf. „Wie können Sie über Dinge sprechen, welche der Laie gar nicht beurtheilen kann, Fräulein Erika; nicht kann, sage ich, denn wem nicht selber Künstlerblut in den Adern rollt, hat überhaupt keinen Begriff von einer Existenz, welche von derjenigen gewöhnlicher Menschen so absolut verschieden ist, wie der Himmel höher steht als die Erde. Ich bin Künstler, ich nenne mich kühn und frei auch einen gottbegnadeten, wenngleich profane Tyrannenhände mir den Lorbeer vom Haupte reißen wollen, aber ich brauche Inspiration zu meinem Schaffen; ich brauche Leben, Menschen, Licht und Glanz, ich brauche gleichgestimmte Seelen, welche meine Schwingen stützen, wenn sie matt und verzagt herniederbrechen. Hier“ — der Sprecher blieb stehen und ließ den flammenden Blick wie ein Verzweifelter über die stille, frühlingsduftige Einsamkeit schweifen — „hier werde ich zu Grunde gehen, wie Einer, den Höllengluthen verzehren und dem kein Tropfen die Lippe netzt.“

Ein wehes, mitleidiges Lächeln zitterte schnell wie ein scheuer Sonnenstrahl über Erikas liebliches Gesichtchen. Er war krank, er war nervös und überreizt von all den bittern Qualen und Aufregungen der letzten Zeit. Nein, sie kann nicht rechten mit ihm, wenngleich ihr soeben noch das Herz in jähem Schrecken zitterte, in dem Schreck, ihr Ideal, ihr schönes, liebes Traumgesicht als häßliches Gespenst entfliehen zu sehen. Sie war enttäuscht, sie war ernüchtert von ihm, den sie mit allem Zauber der Vollkommenheit geschmückt hatte.

Wollte sie ihm auch Unrecht thun? Sieht sie nicht, in welch beklagenswerther Gemüthsverfassung der unglückliche Mann vor ihr steht?

Mit seiner Kunst hat man ihm Alles genommen, und er soll nicht verbittert, nicht unliebenswürdig, nicht menschenfeindlich gesonnen sein?

Wie hat man angesichts seines Schicksals ihrem Vater so wenig Leid zugefügt und welch ein Weltenhasser war aus ihm geworden!

Nein, sie will ihm nicht Unrecht thun, gewiß nicht, sie am wenigsten, denn giebt es eine Seele auf der Welt, welche Künstlerherzen begreifen kann, so ist es Erika Koltitz.

Wie ein krankes, eigensinniges Kind will sie Joël behandeln, ganz Nachsicht, Sanftmuth, Liebe und Güte, bis die hohen Wogen der Aufregung und Leidenschaft sich gelegt haben, bis er wieder ruhig und klar über sich und seine Zukunft nachdenken kann.

Fort mit allen Gedanken, welche ihn ärgern!

Das junge Mädchen wechselt abermals das Gesprächsthema, erzählt von ihrem kranken, nervösen Vater, welcher so sehr der Schonung bedürfe, welcher ein so großer Musikenthusiast sei und so viel Verständniß für gute Compositionen habe.

Joël köpft mit grausamem Hieb die zarten Rispen am Wegrain. „Er ist doch wohl ein Mitverschworener meines Herrn Vaters,“ erwidert er mit beinah verächtlicher Neigung des Mundes.

„Im Gegentheil. Wenn man Ihr Schicksal aufrichtig

beklagt und eine Wendung zum Guten innigst wünscht, so ist es in Ellerndörp."

Er schaut überrascht auf. „Thatsächlich? Man will mir das Halseisen in Ihrem Hause ersparen? Wie kommt es, daß man sich zu dieser Opposition gegen den Herrn Geheimrath aufschwingt?"

„Haben Sie Ihres treuen, wackeren Anwalts vergessen?"

Da bricht zum ersten Mal ein Strahl warmen Gefühls aus den kalten, unzufriedenen Augen.

„Wigand, er! Wie konnte ich nur noch fragen!" Und seine Schritte plötzlich beschleunigend, hob er jählings das Haupt. „Ja, wäre er es nicht gewesen, zu dem man mich in die Verbannung geschickt, hätte mich diese Wüste voll Sand und Schnucken nie zu Gesicht bekommen! So zog ich ein Wiedersehen mit dem braven Jungen vorerst noch einer Kugel vor! Steht er nicht dort im Garten? der große, ungeschlachte Kerl mit den Bärentatzen und dem Kinderherzen? Laß sehen, ob er noch unser Signal aus der Secunda kennt!"

Weich, melodisch tönte ein Pfiff von des Sprechers Lippen, und gleichsam, als habe er einen elektrischen Schlag erhalten, fuhr Wigand herum und starrte zu dem sonnenhellen Feldweg hinüber.

Einen Moment. Groß, fassungslos, wie im Traum hafteten seine Augen. Und dann schnellte das junge Obstbäumchen, welches er soeben oculiren wollte, aus seiner Hand zurück. Ein Jubelruf, rauh und erstickt vor Erregung, rang sich über seine Lippen.

„Joël!“

Ein Entgegenstürmen, ein Sprung über die niedere Berberitzenhecke und Landen schloß den Pflegebruder in die Arme.

Still war's. Wortlos hielten sie sich umschlungen. Und dann bog Wigand das Haupt des Freundes zurück und schaute ihm angstvoll prüfend in das Antlitz. Ein tiefer Seufzer. Dann richtete er sich hoch und resolut empor. „Das Vergangene laß vergangen sein, Joël, nun wollen wir zeigen, daß nicht nur ein Grobschmied ein Maler, sondern auch ein Landmann ein Musiker sein kann.“

Erika stand abseits. Jetzt schrie sie leis auf. Aus dem Gras hervor schoß ein Schlangenleib zwischen den beiden jungen Männern hindurch und verschwand im jenseitigen Gestrüpp.

„Es war nur eine Blindschleiche!“ lachte Wigand, „Kreuzottern zeigen sich äußerst selten.“ — Er nahm den Arm des Jugendgespielen und zog ihn mit sich fort. „Nun zu Onkel und Tante, ich muß Zeuge der Ueberraschung sein.“

Sie schritten dem Haus entgegen und Erika folgte. Sie sah bleich aus vor Schrecken, sie hatte sich zum ersten Mal vor einer Schlange entsetzt.

Und wie sie hinter den beiden Männern herschritt und nachdenklich zu Boden blickte, sah sie ihren eigenen Schatten. Er drängte sich, gleichwie die Schlange, zwischen die Freunde.

---

5. Kapitel.

Man hatte gehofft, daß Joël Eikhoff sich mit der Zeit in Ellerndörp einleben werde. Man täuschte sich.

Die Stimmung des jungen Mannes war anfänglich, wo noch die ganze Umgebung wohl oder übel den Reiz der Neuheit auf ihn ausübte, bei weitem resignirter und erträglicher, wie späterhin, wo Langeweile und Ungeduld ihn zu verzehren drohten.

In den ersten Wochen und Monaten hatte er noch viel musicirt, allerdings in der ihm eigenen, unstäten und flüchtigen Weise, mit der Zeit gab er es auf, da er ohne Anregung nicht schaffen könne. Der Oberst hatte schon bald sein Urtheil über ihn gefällt. „Der Geheimerath hat ganz recht, es ist absolut nichts an dem Talent des Bengels. Er hat weder Ausdauer noch den echten, innern Drang, welcher geniale Schöpfungen zeitigt, gleichviel, ob die Außenwelt dazu beisteuert, oder nicht. — — Wird nun und nimmer etwas aus ihm. So arrogant und äußerlich wie er, ist keiner

von Gottes Gnaden. Sein Alter spricht lautere Wahrheit, es ist Mache, nichts wie Mache. Das traurige, zwitterhafte Erziehungsresultat einer Mutter, die ihrem Sohn schon den Lorbeerkranz aufsetzte, als er in's Leben trat. — — Elend, mit solch einem verrückten Weibe! Sie allein hat es zu verantworten, wenn der Schlingel ein verbummelter Thunichtgut wird."

Wigand hatte es schweigend mit angehört. Sein Blick ruhte auf Erikas Gesichtchen, welches bis in die Lippen hinein erbleicht war. Mit aufsprühendem Auge wandte sie sich vorwurfsvoll dem alten Herrn zu.

„Papa! auch Du fängst an, Steine auf ihn zu werfen? Du, von dem wir doch so viel, so sehr viel für Joëls Geschick erhofften?"

„Hoffen und Harren, macht Manchen zum Narren; den Monsieur Joël an der Spitze!"

Thränen glänzten in den Augen des jungen Mädchens.

„Willst Du nicht an den Geheimrath schreiben und ihm Vorstellungen machen, daß er den Sohn zurück holt?"

„Als Musiker? Nein. Ich rede nicht gegen meine Ueberzeugung. Es ist die höchste Zeit, daß der Bursche etwas lernt, denn bei seinen Compositionen kann er betteln gehn, wenn sein Vermögen verputzt ist."

Erika wandte sich schweigend zur Thüre. Wigand aber seufzte tief auf. „Du hast leider Gottes vollkommen recht, Onkel. Ich persönlich verstehe ja wenig von Musik, wenn aber das, was Joël uns zu hören giebt, sein ganzer Reichthum an Genie ist, wiegt seine

Kunst verzweifelt leicht. Der Fleiß fehlt, vor allen Dingen der Fleiß. Er verlangt, daß ihm die fertigen Kunstwerke zufliegen, und weil er nichts eigenes Originelles schaffen kann, darum will er in dem Getöse der Welt seine paar Klänge erlauschen. Ich denke mir das so, obwohl ja mein Urtheil nicht maßgebend ist. Aber Erika . . ." Der Sprecher zögerte und seine Stimme ward leise. „Erika scheint große Stücke von ihm zu halten."

„Weil er ein hübscher Bursche ist. Das ist sein größtes Unglück, daß die Weiber sich von seinem Aeußern blenden und bestricken lassen und als Vorwand den Künstler in ihm feiern. Dieser verfluchte Weihrauch, der ihm nur durch das Auge und nicht durch das Ohr gezollt wird, ist das Danaërgeschenk, mit welchem ihn das ewig Weibliche zu Grunde richtet."

„Erika ist doch sonst so klug und einsichtig."

„In Liebesdingen hört die Einsicht auf."

Wigand zuckte leicht zusammen: „Du glaubst, Onkel?"

„Ich sehe, was vor Augen ist und ärgere mich darüber; Joël ist kein Mann für das Mädel, und weil ich fest überzeugt bin, daß er nie daran denken wird, das Kind ernstlich zu begehren, so ist mir die Sache gleichgültig."

„Onkel! eine unglückliche Liebe!"

„Welches Mädchen hätte keine?!" Der Oberst fuhr sich mit humoristischem Lächeln durch das graue Haar. „Das gehört zu dem Lenz des Lebens, daß ein Raureif in Form einer hoffnungslosen Leidenschaft auf die

Herzen fällt. Hat noch Keiner etwas geschadet, im Gegentheil, die Einsicht, daß nicht Alles Gold war, was glänzte, bringt sie oft zur Vernunft.“

„Oft aber wird solch eine Neigung auch zum Schicksal.“

„Dazu ist mein Kind zu gesund an Leib und Seele. Wer frisches Blut hat, übersteht die schwerste Krise, wem der Tod aber bereits den Paß für's Jenseits geschrieben hat, der geht selbst an einem Schnupfen ein. Laß' die Erika ruhig schwärmen, zuletzt gehen ihr selber die Augen auf.“

„Warum sollte sie aber Joël nicht ernstlich begehren?“

Koltitz zuckte die Achseln. „Weil der Windbeutel überhaupt nicht daran denkt, sie zu lieben. Wie hat er das arme Ding anfänglich behandelt? Unverschämt, rücksichtslos! Sie war ebenso gut der Prellstein für seine Launen und Wuthanfälle, wie wir Alle. Jetzt langweilt er sich, und weil der Deiwel in der Noth Fliegen frißt, so nimmt er mit dem Mädel fürlieb, weil keine Balleteusen, Opernsängerinnen und schöne Kellnerinnen in Ellerndörp zu haben sind.“

Wigand stöhnte leise auf und stützte das Haupt schwer auf die Hand. „Gott im Himmel, sollte er wirklich ein so gewissenloser Egoist sein?“

„Er ists, jeder Zoll an ihm ist verkörperte Selbstsucht.“

„Ich hielt ihn nur für träge und genußsüchtig.“

„Faul ist der Bengel, runkenfaul. Wie geht es

denn jetzt mit dem thätigen Landwirth? Kriegst Du ihn morgens früher aus den Federn?"

Landen schüttelte trostlos den Kopf. „Um zehn Uhr geruht er zu erscheinen."

„Hat er schon einmal selber Hand angelegt?"

„Höchstens um alles verkehrt zu machen, er will nicht lernen und sucht mich durch fingirte Unwissenheit und beständige falsche Ausführung mürbe zu machen. Ich habe doppelte Arbeit und Last durch ihn, denn ich muß nicht nur selber zugreifen, sondern Joël bei Schritt und Tritt überwachen."

„Das Jagdlaufen ist noch das einzige, was ihm allenfalls zusagt."

„Ehemals wirkte mein Vorbild. Als Schüler schämte er sich wenigstens noch, jetzt ist ihm Alles gleichgültig."

„Opposition gegen den Alten! Er will ihm zeigen, daß er sich nicht für Landwirthschaft interessirt."

Wigand starrte düster vor sich hin. „Unfaßlich, eine Sünd und Schande ist es! Was gäbe ich darum, hätte ich noch einen Vater auf der Welt, dessen treue Hände meinen Lebensweg ebneten, auf den Knieen würde ich Gott im Himmel danken! und er empört sich voll knabenhafter Hoffahrt wider das zärtlichste und liebevollste Herz. Das kann keinen Segen bringen."

„Nun und nimmermehr."

„O Onkel, und wenn er schlecht genug wäre, aus eitel Spielerei und Langeweile unsere Erika unglücklich zu machen . . . ich glaube . . . Gott verzeih' mir die

Sünde ... ich würde ihn hassen darum." — Er strich mit der bebenden Hand über die Stirn, auf welcher es feucht perlte.

Der Oberst war allzu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um darauf zu achten. „Unsinn, das Mädel ist nicht so thöricht," murmelte er für sich, „sie wird ihn durchschauen."

„Mich graut vor dem Brief, welchen ich dem Geheimrath schreiben muß. Er verlangt alle vier Wochen Bericht, offen und wahr, ach, und diese Berichte werden immer trostloser. Joël ist nicht mehr der Knabe von ehedem, mein Einfluß ist gleich Null."

„Du bist zu liebenswürdig zu ihm, sei grob!"

Wigand lachte leise auf. „Das wäre das sicherste Mittel, ihn als Vagabund und Ausreißer in die Welt zu scheuchen."

„Unglückseliger, haltloser Bursche!"

Frau Henriette trat ein. Der Oberst neigte sich über sein Buch, und Wigand griff nach dem Hut, um zu gehen. — — —

Die Julihitze war schier unerträglich.

Kein Lufthauch, flimmernde, brütende Sonnengluth. Das Vieh stand mit gesenkten Köpfen, die Falter hingen regungslos an den Blüthen.

Modder Dörten saß vor der Hausthür im Schatten der Ebereschenbäume und putzte Radieschen für den Abendtisch. Ihr Blick überflog ängstlich forschend den Horizont.

Wigand wollte zerstreut an der rundlichen kleinen

Frau vorübergehen, als die weiß getollte Haube eine auffallende Bewegung nach ihm herübermachte. Der junge Mann schaute auf, in das rothe, vollwangige Matronengesicht, welches äußerst besorgt und kummervoll aussah.

„Tövens en beten, gnä' Herr!"

„Nun, was bedrückt Sie, Mutting?"

„Ich kiek tom Himmel, gnä' Herr," seufzte sie.

„Aus Frömmigkeit?"

„Nee, aus miserablichte Bangigkeit. Glöven's, dat hüt noch 'n Wedder kimmt?"

Wigand zuckte die Achseln. „Der Barometer behauptet es."

„Dann möt ik to Hus!"

„To Hus? — ins Dorf?"

Die Alte nickte aufgeregt. „Min Ali is so bang bi'n Gewidder!"

„Ihr Ali?"

„Mine leive, lütte Töle," nickte Frau Hagen verklärt. „Dat letzte Mal het mi der Blitz beinah dod slahn, un nat wier ik bis up de Pelle, äwerst ik möt dorch, de Ali is gar so bang bi'n Dunner!"

„Und da soll ich Ihnen diesmal das Gewitter bei Zeiten melden?" lächelte Herr von Landen.

„Wenn ik all bitten dörft!"

„Gern, Mutting."

Er schritt weiter. Die Alte war ein Original. Der Himmel hatte dem Hagen'schen Ehepaar Kinder versagt, darum nahmen sie den Hund Ali an Kindes=

statt an. Ali war ein Scheusal, was seinen äußern sowohl wie seinen innern Werth anbetraf. Sein Stammbaum war so unendlich oft oculirt, daß kein Zweiglein mehr dem andern und keins der ursprünglichen Sorte glich. Ein Pinscherkopf mit giftig funkelnden Aeuglein saß auf einem walzenförmigen Mopskörper, welchen wiederum Teckelbeine voll kühnster Rundung trugen. Der Schwanz erinnerte lebhaft an den Großvater Spitz und die Färbung des Ganzen war so eigenartig, daß sie jeglichen Nachweises spottete.

Aber Modder Hagen hatte an ihrem Geburtstag den Ali vor der Hausthüre, kläglich winselnd, aufgefunden, weniger neugierig wie einst Elsa von Brabant, nie nach seiner Herkunft gefragt, sondern das liebe Thier mit der vollen Zärtlichkeit eines Mutterherzens an die Brust genommen.

Da saß Ali in der Wolle. Der Hagen'sche Haushalt drehte sich um „den Lütten.“ Er bekam sein Bett, seine warmen Decken, seine Flasche, kurz Alles, was wohlgepflegte Säuglinge beanspruchen. Fru Dörten trug ihn auf dem Arm spazieren, und Vater Krischan schnitzte ihm die schönsten Spielsachen, Rullerädchen, Mäuschen und Kätzchen, ja die verblendeten Pflegeeltern schmückten ihm zu Weihnachten sogar ein Bäumchen mit den delikatesten Würstchen.

Daß sich unter solchen Verhältnissen der Charakter des Herrn Ali nicht in normal hündischer Demuth und Bescheidenheit entwickeln konnte, lag auf der Hand, und

bald empörte sich das ganze Dorf über Alis unverschämtes Benehmen.

Er kläffte und belferte Jedermann feindselig an, zerriß Hosen und Röcke der Passanten, hielt jedweden Garten für sein Gebiet, welches er nach Herzenslust durchwühlen konnte und estimirte die liebste, theuerste Hauskatze nicht, d. h. so lange er noch schlank, jung und behend war.

Nebenbei war er feige, naschhaft und hinterlistig, raublustig und unehrlich, so recht was man ein mauvais sujet nennt.

Aber die Eltern Hagen liebten ihn, und Vater Krischan und Modder Dörten sprachen in Ellerndörp ein großes Wort.

Mit unbeschreiblichem Schmerz bemerkte die Pflegemama, daß es ihrem Ali nicht sonderlich im Herrnhause behage. Die verschiedenen großen Hunde ärgerten ihn zu viel, die Treppen waren für seine Fettleibigkeit zu hoch und der Garten deuchte ihm ungewohnt und unbehaglich.

Das Elend erreichte aber erst den Höhepunkt, als der junge Herr Eikhoff das Haus betreten. Da philosophirte Ali: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer." Als sein erster Anblick den jungen Herrn zu einem derartigen Hohngelächter veranlaßte, daß sich Fru Hagens Herz vor Kränkung im Leibe umdrehte, waren des Ali gute Tage zu Ende. Er war und blieb die Zielscheibe aller Neckereien, Mißhandlungen und Fußtritte des unverschämten Herrn.

Da konnten es die Eltern nicht mehr mit ansehen, daß ihr „Lütting“ zu Tode geärgert und gehetzt werden sollte, sie übten die heldenhafte Selbstverleugnung und gaben Ali in Pension zur Großmama, Fru Dörtens Mutter, welche das verwaiste Haus im Dorf verwaltete.

Da erging es ihm abermals gut, und weil Frau Hagen wußte, daß der nervöse Sohn sich beim Gewitter fürchtete, so war sie das letzte Mal voll Sorge mit flatternden Haubenbändern in ein Unwetter hinausgestürmt, welches sie für Wochen bettlägerig gemacht hatte.

Seit dieser Zeit haßte Modder Dörten den jungen Herrn Eikhoff, und sie sah es mit unendlichem Ingrimm, daß der Zieraffe sich in letzter Zeit gar zu viel mit Fräulein Erika zu schaffen machte, mehr, als wie dem wackern, allgemein so sehr beliebten Baron lieb sein konnte.

Die Dörfler hatten es sich in Gedanken bereits zurechtgelegt, daß der liebe Herrgott das Fräulein und den Baron zu einem Paar bestimmt hatte, und weil sie des dazwischentretenden Joëls als eines unbefugten Eingriffs in ältere Rechte erachteten, beobachteten sie voll feindseliger Spannung die zarten Fäden, welche Gott Amor immer deutlicher um die jungen Leute spann.

So hochgeachtet und verehrt Wigand im ganzen Dorfe war, so unbeliebt hatte sich sein Vetter schon in kürzester Zeit gemacht. Sein Hochmuth, seine rücksichtslose Spottsucht über Alles, was den wackeren Haide-



bauern heilig und theuer war, erbitterte die Gemüther.

Er fragte nichts danach. Er haßte sein Exil und Alles was damit zusammen hing. Er trat unter die Füße, was ihm nicht des Aufhebens werth deuchte.

Als Wigand in der Richtung der Stallgebäude entschwunden, erhob sich Mutter Hagen, schüttelte das Radieschenkraut von der Schürze in die braune, irdene Schüssel, warf das Messer dazu und schritt auf leisen Sohlen in die Gartenanlagen hinein.

In ihrem Gesicht standen kabbalistische Zeichen und nur der, welcher sich sehr genau auf Physiognomik auskennt, verstand sie zu deuten.

Aber es fand sich Keiner dazu, sie schritt allein und unbemerkt durch die Gluth. Weit draußen, schier am Ende des Gartens, stand eine Rothbuche. Der ehemalige Besitzer des Pachthofes Ellerndörp hatte sie wohl in einer poetischen Anwandlung mit sammt den vielen Obstbäumen angepflanzt. Als Koltitz den Pachthof kaufte und das neue Herrenhaus aufbauen ließ, nahm er insonders Rücksicht auf die bereits vorhandenen Gartenanlagen und war bedacht, so viel Bäume, Gebüsch und Zierpflanzen wie möglich zu gewinnen. Auch die schön gewachsene Rothbuche mußte Vater Hagen dem Zwecke dienstbar machen.

Ihre tiefhängenden Zweige wurden von einem Kürbis- und Pfeifenkraut umrankten Stangengitter gestützt und bildeten das schier undurchdringlich schattige Dach einer Laube, welche Erika besonders liebte.



Nach ihr richtete Mutter Hagen die Schritte.

Richtig, das verhaßte Geigengequitsche des jungen Eikhoff hallte ihr schon von weitem entgegen.

Wunderlich! sonst war der junge Herr um diese Zeit selbst zu träge, eine Zeitung zu lesen, und heute, bei einer Pökelhitze, strengte er sich sogar mit Musik an!

Dahinter steckt etwas ganz Besonderes! Mutter Dörten kannte ihre Pappenheimer. Wenn die Burschen einem Mädel den Kopf verdrehen wollen, setzen sie ihr mit Musik zu; entweder auf dem Tanzboden, oder wenn sie selber was gelernt haben, dann sitzen sie vor der Thür und spielen Harmonika! Eine Geige ist nicht viel besser, überhaupt nicht besser; Ali's Pflegemama fand sie schon aus Opposition miserabler wie den schlimmsten Dudelsack.

Und nun spektakelte der Stadtaff' dem lieben, unschuldigen Fräuleinchen etwas vor, verdreht seine schönen Augen und läßt sich bewundern! Der Teufel soll — —!!

Hinter der Laube, ebenfalls schön im Schatten der Obstbäume, steht eine große Anlage von Stachelbeersträuchern. Unbemerkt schiebt sich die Alte zwischen den rauhen Zweigen hin, bis dicht an die Laube, langt einen Melkschemel, welcher dauernd daselbst aufgestellt, herzu und hockt nieder, sehr gemächlich die Beeren in die Schürze zu pflücken.

Die Musik hat ihre Schritte und das Rauschen der Zweige vollständig übertönt, Dörten hat sich unter ihrem Schutz noch näher herzu pürschen können, wie

die Tage zuvor, denn nicht zum ersten Mal sitzt die Matrone hier „auf Posten,“ wenn sie bemerkt hatte, daß Herr Joël dem schönen Bäschen in den Garten gefolgt war.

Sie reckt den fetten Hals so lang sie kann und äugt durch die großen Kürbisblätter und die bunte Blüthenpracht der Wicken in die Laube hinein.

Kühl und dämmrig ist es darin.

Fräulein Erika sitzt in dem Borkensessel. Vor ihr auf dem Tisch liegen alle Utensilien ihrer Schnitzarbeit, Messerchen in allen Formen und Größen, sowie die dunkelgebeizte Holzplatte, auf welcher ein herrliches Blumenmuster weiß hervorleuchtet. Die junge Dame arbeitet aber nicht. Sie hat die Hände um das Knie gefaltet und lauscht mit großen, schier andächtigen Augen auf das Jammerholz. Joël liegt seitwärts auf der Moosbank.

Das zartseidene Kissen der Frau Oberst, „Wonnepummel“ genannt, stützt sein Haupt.

Hübsch ist er, die Lauscherin muß es ingrimmig anerkennen. Die dunklen Locken liegen tief in der Stirn, die mächtigen Augen flackern wie ein Höllenbrand, und das Blut schimmert roth und hitzig durch die gebräunte Haut. Schlank und geschmeidig ist seine Gestalt, die weißen Hände tragen Ringe, wie Feuergarben sprüht's aus den Steinen, wenn er den Bogen schnell bewegt.

Er spielt. Schön klingts nicht, Dörten kann keine einzige Melodie herausfinden, nur einmal ist's ihr ge-

wesen, als solle „Heil dir im Siegerkranz" kommen, aber nicht einmal dieses einfache Lied bringt er zu Wege, es verliert sich wieder in einem wahren Hexensabbath von Getriller, Gezirp und Geschrille!

„Der erste Satz zum Finale!" stößt er durch die Zähne hervor.

Erika nickt und macht ein entzücktes Gesicht, weil er sie fragend oder vielmehr herausfordernd ansieht.

Dann geht das Gedudel von neuem los; gräßlich. Mutter Hagen ißt kräftig in die Stachelbeeren hinein. „So oder so, Liewweh krieg ik all doch!" philosophirt sie resignirt.

Joël bricht grell ab, streicht mit dem feinen seidnen Taschentuch über die Stirn und trocknet die Hände. „So weit ist er skizzirt. Ich möchte gern das Thema des ersten Aktes noch einmal hineinverflechten."

„Die Arie der Heldin?"

„Nein, das Leitmotiv aus dem Ensemble!"

„Welch eines?"

Er greift abermals nach der Geige und spielt wieder. Diesmal giebt er sich nicht so viel Mühe; es klingt sehr dünn und fadenscheinig und imponirt Frau Hagen durchaus nicht. Sie kann sich ärgern, daß Erika ein so mächtiges Aufhebens davon macht und es „zauberhaft! auf's Höchste eigenartig findet."

Der aufgeblasene Bengel findet es selbstredend, er lächelt huldvoll und dehnt die Arme.

„Ja, ja, Bäschen, an der Musik sollte es nicht

fehlen! nur ein Text! ein origineller! berauschender Text! ein Königreich für einen Text!!"

Dabei seufzt er wie ein Comödiant auf der Bühne und packt endlich — Gott sei Dank! — das Wimmerholz ein. Lächerlich! in seidene Tücher wickelt er es, reibt es ab und bettet es in den sammtgepolsterten Kasten, als wäre es wunder welch eine Herrlichkeit.

Nicht einmal Ali hat eine Sammetdecke auf seinem Ruhelager.

„Ein Text?" fragt Erika nachdenklich, „ist es denn so schwer, ein gewünschtes Libretto zu finden?"

„Schwerer zu finden, wie den Stein der Weisen! Welch eine Mühe habe ich mir schon gegeben, Schön-Bäschen, etwas Passendes aufzutreiben!"

Das junge Mädchen hat sich der Schnitzarbeit wieder zugewandt.

„Was nennen Sie „passend"?" fragt sie leise.

Er erhebt sich und setzt sich neben sie, mechanisch die weißen Holzsplitterchen unter ihrem Messer zusammen lesend. „Je nun, etwas, was meine Eigenart der Musik unterstützt, hebt und zur Geltung bringt! Sie haben gehört, in welcher Art ich schaffe, wild, leidenschaftlich, feuerblütig! Aber die Töne und Klänge allein können es nicht vollbringen, sie müssen Hand in Hand mit den Worten und der Handlung gehen! Wo aber einen Dichter finden, der mein Genie völlig verstehen und würdigen kann?"

„Sagt man nicht, „Gleich und Gleich" gesellt sich gern?" Er zuckt die Achseln, nimmt jählings ihre

Hand und drückt das Antlitz darauf. „O Erika, es giebt nicht viele Zufälle auf der Welt, welche mich so viel Verständniß finden lassen, wie hier bei Ihnen! Wer hätte das damals gedacht, als wir uns zuerst auf der Haide begegneten, als ich noch mit Blindheit geschlagen war und gar nicht ahnte, welch eine Lichtgestalt mir in Ihnen über den Weg schwebte.“

Das junge Mädchen war tief erbleicht, jetzt schoß wiederum flammende Gluth in ihre Wangen. Sie befreite ihre Hand, aber die Fingerchen konnten das Messer nicht halten, so gewaltig bebten sie.

Der junge Herr schien sich zu langweilen und nach etwas amüsanter Zerstreuung zu suchen. Abermals rückte er ihr näher, und Modder Dörtens Stirn runzelte sich. Vertraulich flüsternd, fuhr er fort: „Glauben Sie mir, Erika, wären Sie nicht hier, ich hätte längst mein Bündel geschnürt und wäre auf und davon! Auch der Gehorsam eines Sohnes hat seine Grenzen und kein Kind ist verpflichtet, sich aus purer Unterwürfigkeit von dem Vater zu Tode quälen zu lassen; Liebe und Haß sprossen aus einer Wurzel, und der, welcher das Zweiglein, daran der Liebe Rosen treiben, unter die Füße tritt, darf sich nicht wundern, wenn er einzig die bittern Früchte des andern erntet!“ Es glühte in den Augen des Sprechers, daß das junge Mädchen sich wohl erschrocken haben würde, hätte sie hineingeblickt, aber ihre dunkeln Wimpern lagen tief auf den Wangen.

„Ach, warum macht man es den Künstlern meist

so schwer, den an und für sich schon so mühseligen Pfad zum Ziel zu wandern!“ seufzte sie tief auf, so verwirrt und befangen, daß sie kaum selber wußte, was sie sprach.

„Ja, warum thut man es,“ wiederholte er bitter, „und warum thun es Alle? Sie sagten mir doch, Cousinchen, Ihr Vater sei musikverständig! Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel, cherie, aber der Mann hat keinen blassen Schimmer davon, er erinnert mich an die Redensart vom Maulesel und Psaltrion.“

Erika zuckte empor, aber sein schönes Antlitz, welches sich so ironisch lächelnd dicht zu dem ihren neigte, seine Intimität, welche ihrer Seltenheit wegen gradezu berauschend wirkte, verschlossen ihre Lippen dem scharfen Verweis, welchen sie ertheilen wollte. Sie starrte ihn nur erschrocken an. „Gewiß nicht, Joël! Vater galt stets als Sachverständiger.“

„Lächerlich! Beweist er es etwa? Wie stellt er sich zu meiner Musik? zu Compositionen, welche von den ersten Kunstkritikern glänzend beurtheilt wurden? Unter dem Deckmantel freundschaftlicher Aufrichtigkeit sagte er mir Dinge — bah, ich fand es zu gleichgültig, um mich darüber zu ärgern, denn wer meine Ouverture zur „Messalina“ trivial oder oberflächlich findet, versteht eben nichts davon. Möglich auch, daß der Herr Oberst sich zum Werkzeug meines edeln Vaters gemacht und „auf höheren“ Befehl kritisirte!“ — Ein brüskes Auflachen, Erika aber suchte in tödtlichster Verlegenheit das Thema zu wechseln.

„Messalina! Sie haben doch also schon eine Idee, wer die Heldin des Librettos sein soll?“

Er zuckte die Achseln, ein frivoles Lächeln kräuselte seine Lippen. „Ob eine Messalina, Laïs, Theodora Sappho oder Madame Pompadour — gleichviel, wenn es nur ein interessantes, glänzendes und fascinirendes Weib ist, für welches ich mich begeistern kann! Ansprüche an ihre Moralität stelle ich nicht, im Gegentheil, es muß eine flotte, leidenschaftliche Handlung sein, welche die Nerven aufrüttelt! An Kindertheatern soll ja meine Oper nicht aufgeführt werden!“

Sie blickte nachdenklich vor sich hin. „Ein interessantes Weib,“ wiederholte sie und fragte plötzlich, heiß erröthend: „Schriftstellerinnen sind immer interessant, nicht wahr?“

Er lächelte und blickte ihr tief in die Augen. „Nicht alle, es giebt unter ihnen wahre Musterfrauen, die Strümpfe in den Mußestunden stopfen, Kinder wiegen und ihren Gatten anbeten; in deren Gesellschaft bekommt jedes heiße Herz eine Gänsehaut! Nicht das Metier, sondern das Wesen macht amüsant und interessant! Das, was wir Männer lieben“ — — abermals faßte er Erikas Hand und neigte sich kühn zu ihr herab — „ist ein glühendes Aufflammen, ein Hingeben ohne Fragen und Ueberlegen, ein pikantes, geistvolles Plänkeln, ein Aeußeres welches ohne Prüderie anreizt und die Sinne trunken macht! Würden auch Sie lieben können, Erika, lieben wie —“

„Gnä' Frölen, wat meen' Se, wie viel Pott Stichelbeer'n wi för'n Kooken to plucken hevven?"

Mit leisem Schreckensschrei fuhr Erikas glühendes Gesichtchen herum. Wie auf ein Gespenst starrte sie in das Gesicht Modder Dörtens, welches, umrahmt von der weißen Rüschenhaube, wie das Haupt des Holofernes im Guckkasten, durch die Pfeifenkrautblätter herabäugte.

„Een Pott voll häv ik all," fuhr sie trocken fort, „un wenn Se man doch nix betteres to duhn hevven, helpen Sie wuhl 'n beeten?"

Joëls Hände krampften sich, sein Blick sprühte, als wolle er die Alte mit seinen Flammen wie eine Hexe zu Tode brennen.

„Welch eine unverschämte Rücksichtslosigkeit, das Fräulein derart zu erschrecken, Sie Bauerntrampel!"

In den Zügen der Fru Hagen arbeitete es, aber sie blieb ganz ruhig. „Worüm full sik unse leivet Frölen verfrocken hevven? Se hätt' jo nich'n Stervenswörting snakt, wat nich alle Lüt hüren könn'!"

Joël ward bleich vor Aerger, Erika aber nickte hastig und voll begütigender Freundlichkeit: „Unsinn, liebe Dörten, ich war ja nur überrascht, weil ich Sie gar nicht hatte kommen hören."

„Wer horchen will, schleicht leise!" warf der junge Eikhoff voll beißender Ironie zu Erikas abermaligem Entsetzen ein, aber Modder Hagen schien es gar nicht gehört zu haben. „Ik pluck noch een' Pott voll, gnä' Frölen," nickte sie gelassen, zog den Kopf aus dem Blattgewirr zurück und verschwand.

„Es ist, als ob sich Alles hier in diesem verdammten Nest gegen mich verschworen hätte!" knirschte Joël mit dem scharfen Zug um die Lippen, welcher ihn so alt und unliebenswürdig erscheinen ließ.

„Gegen Sie?" lachte Erika harmlos. „Hatten Sie sich auch über die gute Alte erschrocken?"

„Gute Alte!!"

„Warum mögen Sie Modder Dörten eigentlich nicht leiden?"

„Philosophie des Unbewußten! Unsere Antipathie scheint stark auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Ebenso wie mir das thörichte, dummdreiste und vernagelte Bauernvolk gradezu widerwärtig ist, scheint dem alten Drachen alles ein Dorn im Auge zu sein, was über den Horizont ihres Begriffsvermögens hinauswächst."

„Ich bin also diesem Horizont vollkommen einverleibt?" scherzte das junge Mädchen, mit einem Versuch, seine Laune wieder aufzubessern.

Er lachte, faßte abermals ihre Hand und zog die erbebenden Fingerchen an die Lippen. Er sah, welch außerordentlichen Eindruck sein Wesen auf das Kindergemüth Erikas ausübte und amüsirte sich, die Macht seiner Augen und Worte an ihr zu proben.

„Wüßten die Bauern von Ellerndörp wahrlich in Ihnen die Perle zu schätzen, welche ein blindes Schicksal in den Haidesand vergraben, es würde mich veranlassen, Alles zu widerrufen, was ich Abfälliges über sie gesagt habe. Ich fürchte aber, man respektirt in Ihnen lediglich die Brotherrin und ahnt nicht, was ich, der

Glückliche und Bevorzugte, in Ihnen entdecken durfte, — eine Seele, welcher Schwingen gewachsen, den Aar verständnißvoll zur Sonnenhöhe zu begleiten! O, Erika, ich fühle es, daß Sie hier in der Einsamkeit die Muse sind, deren Weihekuß mich wieder emporheben könnte in die Sphären edlen Schaffens —"

„Gnä' Frölen, sputen Se sich 'n beten und lopen Se tu Hus! 's kimmt 'n Wedder rup! Ich möt Se all warn'n, suß koam'n Se noch tu Schaaden!"

Wieder nickte die weiße Krußelhaube, diesmal von der andern Seite, durch die Kürbisblätter, und Joël fuhr mit halblautem Fluch empor und schleuderte Erikas Hand von sich.

„Hat man denn keinen Augenblick Ruhe vor diesem zudringlichen Pack!" rief er glühenden Auges, den Boden mit seinem eleganten Lackstiefel stampfend, „es macht mich nervös, permanent diese runzlige Visage als Kürbis zwischen dem Laub zu sehen. Leben Sie wohl, Erika, ich hoffe, daß man im Hause ungestörter plaudern kann wie hier!" Er faßte seinen Geigenkasten und schritt, grimmigere Falten wie je auf der Stirn, den Gartenweg zurück.

Erikas heißgeröthetes Gesichtchen war erbleicht, es schien, als höbe ein tiefes, schmerzliches Aufseufzen ihre Brust. Modder Dörten aber hatte die Arme in die Seiten gestemmt und schaute dem geschlagenen Feind triumphirend nach. „Dat war för'n Ali!"

Dann traf ihr Blick das junge Mädchen. Sie trat neben sie und strich zärtlich mit der schwieligen Hand

über das lockige Köpfchen. „Lütting, de leive Herrgod weet gar wuhl, worüm 'r Wolken för de Sünn schieft.“

„Und warum, Dörten?“ Erika blickte mit verschleiertem Blick freundlich empor.

Die Alte nickte treuherzig. „De Sünn is wie'n verleivte Jong, se kiekt mit füerigen Oogen of de lütten Blaumen un denkt, se sin all nur da, sik küssen tau laten! Awerst de Blaum' versmachten un verwelken bi so 'ne falsche, selfstsüchtige Leev, un dorüm seggt de leive God: Makt'n Enne, ihr Wulken, un steckt de Köpp dartwissen!“

Das junge Mädchen lächelte. „Was aber sollte aus den Blumen ohne Sonne werden? Weißt Du nicht, daß sie ohne solch flammendes Gestirn nicht leben können und sich nach ihm zu Tode sehnen?“

Modder Hagen machte eine Bewegung mit der Hand, welche beinah etwas Verächtliches hatte.

„Snacken, min Lämming! Wenn min Krischan so'n lütten Blaumpott recht besonners giern hätt', un he is bang, dat ihm de Twig tu doll uppschieten, un nachen nich Blüth noch Aafs dragen, dann stellt he'n rut ut de Sünn! Dat grelle Licht is nich nutwennig för't Gediehn, äwerst good Pleeg un' Upwaardung!“

„Gute Pflege!“ Erika schüttelte sinnend den Kopf, sie dachte nicht an die Blaumen in Krischan Hagens Treibhaus, sondern nur an das Gleichniß, welches sie soeben fraglos bilden sollten. „Wer vermöchte besser zu pflegen und zu warten, wie die Liebe!“

„De Leev, ja, de Leev, gnä' Frölen, äwerst nur

sonne irnsthafte Leev, de ut Treu un' Ihrlichkeit tosam sett is!" Und Modder Dörten hielt beschattend die Hand über die Augen und schaute wie von ungefähr nach dem Obstgarten herüber, durch dessen Gitterthür soeben Wigand eilig herzuschritt. „Wem de Höll schun ut de Oogen kiekt, dreihd keen' Himmel nich in' Herzen, bi'n Baron äwerst, da is keen giftigen Worm an de Minschenblaum ankomm'!"

Erika zuckte jählings zusammen und starrte die Sprecherin plötzlich an, wie aus tiefem Traum erwachend. Nun verstand sie, wo Frau Hagen hinaus wollte. Als brenne plötzlich der Boden unter ihren Füßen, raffte sie ihre Schnitzarbeit zusammen, warf sie schonungslos in den Korb und stürmte ohne Antwort davon.

Die Alte folgte. Ihr Blick schweifte über den Himmel, welcher sich mehr und mehr verdunkelte und an dessem Horizont die Wolkenwand immer drohender emporstieg. Schon erhob sich der Wind und jagte schwüle Duftwogen von den Blumenbeeten herüber.

Es war die höchste Zeit, wollte Dörten das Dorf noch erreichen, um Ali gegen die verhaßten Blitze durch verhängte Fenster und liebevolles Umhertragen zu schützen.

Aber sie blieb doch noch einen Augenblick zögernd stehen, um den jungen Landen zu erwarten.

„Sputen Sie sich, Frau Hagen; in einer Viertelstunde steht uns das Wetter zu Häupten! Ich suchte



Sie schon in der Küche, und nun stecken Sie hier im Freien und merken es nicht, daß Freund Petrus uns mit Donner und Blitz aufwarten will?“

Ali's Pflegemutter schaute mit einem so wunderlichen Ausdruck in das heitere Gesicht des Sprechers empor, daß Wigand wie in stummer Frage einen Schritt näher trat.

Dörten streckte den Arm nach der Laube aus, wie eine Alraune, welche schreckliches zu prophezeihen hat. „Gnä' Herr, ik hevv Ihn' äben den Marder ut'n Duvenslag rutjagt! Maken Se de Oogen uff, suß nimmts keen gaud Enne nich!“

Und geheimnißvoll, mit drohend geschüttelter Haube, wandte sich die Getreue und schlurrte so eilig, wie es ihre Korpulenz gestattete, den Kiesweg entlang.

Wigand aber stand regungslos und starrte auf die Laube, als sähe er unheimliche Spukgestalten ihren Reigen darum hertanzen.

Er wußte, daß sie Erikas Lieblingsaufenthalt war, er wußte, daß Joël ihr in letzter Zeit öfters Gesellschaft geleistet hatte. Was meinte die Alte?

Wie eine eiskalte Hand griff es ihm an's Herz. War es geschehen? Hatte Eikhoff ein bindendes Wort gesprochen, hatte Erika ihm Herz und Hand zu eigen gegeben? Wunderlich, er hatte es Tag für Tag als etwas Unausbleibliches erwartet und resignirt die Hand auf das wehe Herz gepreßt, es zur Ruhe und Duldung befehlend, und nun?

Wie ein Riß ging es ihm durch Kopf und Herz,

und das erste Aufleuchten eines Blitzes schien ihm ein Flammenmeer, welches Himmel und Erde jählings verschlingt. Er stand und starrte mit todtem Blick in's Leere. Nun war alles aus.

Wahrlich? Wahrlich? Hatte Dörten nicht gesagt, daß sie den Marder aus dem Taubenschlag herausgescheucht habe? Unterbrach sie vielleicht rechtzeitig eine Aussprache der jungen Leute? Und aus welchem Grunde? Warum hält sie Joël für einen räuberischen, gefährlichen Eindringling? Warum fürchtet sie ein böses Ende?

Wigand preßt aufstöhnend die Hand vor die Augen. Weil die schlichte, einfache Frau den Sohn des Geheimraths auch schon durchschaut hat, weil sie erkannte, daß er es nicht treu und redlich meint. O Herr des Himmels, ist denn Joël wahrlich ein so unliebenswerther Mensch, daß selbst die Einfalt vom Lande ihn derart richtet? Erika liebt ihn doch! Wie könnte ihr engelreines Gemüth Wohlgefallen an einem Manne finden, der diese reine Liebe nicht verdient? Mußte sie es nicht instinktiv fühlen, daß er als Feind ihres Friedens gekommen?

Fraglos! Ihre Menschenkenntniß, ihr klares, richtiges Urtheil konnten sie nicht derart verlassen; Wigand aber hat seinen klaren Blick verloren, weil Eifersucht und Neid sein Herz vergiftet haben.

Der Edelsinn kämpft gegen seine bessere Ueberzeugung; es widersteht seinem braven Sinn, aus dem

eigenen Vorurtheil und der Abneigung Anderer Nutzen für sich selbst zu ziehen. Erika liebt ihn! Schon um ihretwillen darf er nicht den Glauben an Joël aufgeben!

---

6. Kapitel.

Erika hatte ihren Arbeitskorb hastig in die Vorhalle des Hauses gestellt, dann aber war sie in die Thüre zurückgetreten und hatte einen schnellen Blick nach dem Himmel emporgeworfen.

Das Wetter kam, aber es kam noch nicht allzu bald. Noch blieb ihr Zeit, einen Gang hinaus in die Haide zu thun, denn in ihrer jetzigen Stimmung war es ihr unmöglich, in der engen Stube auszuhalten. Wie der Wind draußen schon das Riedgras auf- und niederwogen ließ, gleich Meereswellen, welche sich sehnsuchtsvoll dem bleichen Strand, an dem sie doch rettungslos zerschellen müssen, entgegenwerfen, so stürmte und wogte es auch in ihrer Brust, so drängten tausend neue Gefühle ihr Herz in eine Leidenschaft hinein, welche nun und nimmermehr ihr Glück begründen konnte.

Joëls Worte brausten ihr wie tausend wirre Accorde vor den Ohren. Sie konnte keinen klaren Sinn fassen, sie hörte wohl oder übel die gellen, schreienden Mißklänge, welche sich hineinmischten, und dennoch war es nur ein einziger Laut, welcher berauschend und be-

thörend wie ein Ruf aus dem Hörselberg all ihre Pulse fiebern ließ. Er liebt mich! er liebt mich! — War es zu fassen und zu begreifen? Er, der schöne, gefeierte Mann, der Künstler von Gottes Gnaden, welcher sich sicher noch zum Ziel durchringen wird und wenn alle Mächte der Welt dagegen sind!

Wohl schrickt Erika zusammen bei dem Gedanken, daß es sein eigener Vater ist, gegen welchen Joël den Kampf aufnehmen will, und sie empfindet es wie eine schwere, unverzeihliche Sünde, daß seine Erbitterung ihm Worte entreißt, welche knirschender Haß gegen den Geheimrath durchklingt. Wie soll das Segen bringen? Welch eines Kindes Werk kann gedeihen, wenn es nicht vom Gebet der Eltern unterstützt wird? Dieser Zustand darf nicht so bleiben, gewiß nicht!

In Erikas bravem, frommen Herzen glüht Begeisterung bei dem Gedanken, diesen Conflikt in Frieden und glückseliger Eintracht zu harmonischer Lösung zu bringen!

Sollte es unmöglich sein? Gewiß nicht! —

Erika will Alles, Alles daran setzen.

Wenn der Geheimrath einen Erfolg, einen großen, glänzenden Erfolg sehen würde, welcher Joëls Begabung dokumentirt, würde er ihm niemals mehr Hindernisse in den Weg legen, dann wäre er fraglos der erste, welcher dem Sohn die Hände unterbreitete, ihm zu Ehr und Ruhm emporzuhelfen.

Wie aber könnte dieser Erfolg ermöglicht werden? Das einzige Mittel ist, eine Oper zu componiren, welche mit einem Schlag den Namen Eikhoff weltbekannt und weltberühmt macht. An der Musik würde

es nicht fehlen, davon ist Erika überzeugt. Aber der Text, der Text! —

Die Wangen des jungen Mädchens glühen in leidenschaftlicher Erregung. Sie eilt wie auf Windesflügeln dahin durch die Haide, welche sich längs des Gartens hinzieht. Der Himmel zeigt wirre Wolkenbilder, grau in grau, hochgethürmt, vom Sturm gepeitscht.

Es saust und knistert und raschelt in Ginster und Schleedorngestrüpp, Schmetterlinge taumeln, Schutz suchend, von Blume zu Blume, Schwalben schießen pfeilgeschwind dahin, tief über der Erde.

Erikas helles Sommerkleid rauscht und klatscht im Winde. Die Löckchen flattern um die heiße Stirn; wie verklärt, weit offen haften die großen Blauaugen am fernen, rothflammenden Horizont.

Einen Operntext!

Ist es denn wahrlich so schwer, so unmöglich, ein Libretto zu schreiben, wie Joël eines verlangt?

Erika hat so viele Opern gehört, sie weiß so genau Bescheid damit, wie Bühnenwirkungen erzielt werden, — soll sie selbst — soll sie?

Sie preßt die Hände schwer athmend gegen die Brust. Er würde ihr zeitlebens, ewig, immer und ewig zu Dank verpflichtet sein, sein Name und der ihre würden zusammenklingen, würden sich einen in dem Jubelschrei glühender Begeisterung! Soll sie es wagen? Wo findet sie den Stoff, der, durchglüht von Leidenschaft, ein Weib zum Mittelpunkte macht, dessen berückende Eigenart schon allein imstande ist, einen Genius zu entflammen!

Erikas Herz ist so voll Glückseligkeit, so himmelhoch jauchzend, daß sie die Arme weit ausbreitet und mit Thränen an den Wimpern in den Sturm hinausjubelt.

Weiter und weiter stürmt sie, den Kopf voll irrer, wirrer Gedanken. Einen Operntext! Sie wird, sie muß ihn schaffen — für ihn!

Riedgras neigt sich vor ihren Füßen, breites, schwertförmiges Schilf starrt warnend rechts und links. Der Spiegel eines kleinen Sees glänzt mit kräuselnder Fluth zu ihr herüber.

Dieweil das junge Mädchen, wie von Engelschwingen höchster Begeisterung getragen, durch die verdüsterte Natur dahineilte, spielte sich am Ufer des Seees ein äußerst prosaisches Bild ab.

Sieben stramme kleine Ellerndörper wandelten dort auf streng verbotenen Wegen, Einer immer pausbäckiger und flachsgelber wie der Andere, barhäuptig und barfüßig, mit frechen, seelenvergnügten „Druväppelphysiognomieen," welche in diesem Augenblick allerdings beängstigend gaunerhaft und spitzbübisch dreinschauten. Alle glichen einander wie Küchlein, welche in dem nämlichen Nest unter der ehrsamen Kirchglucke ausgebrütet waren, Ellerndörper an Leib und Seele, seit Jahrhunderten echt und unverfälscht in der Rasse erhalten; nur der größte unter ihnen war fraglos ein Kuckucksei, welches nicht unter die andere Brut gehörte.

Groß, schlank, elastisch wie eine Binse, mit braunflatternden Locken und ein paar wilden, trotzig flammenden Augen, um derentwillen der Schulmeister schon

manchen Stock auf des Fritzing Rücken entzwei geschlagen hatte. Auch hier, wie überall, wo Unfug getrieben wurde, war der braune Schlingel der Anführer. Sie krebsten und fischten, nicht in ihren, sondern in den Gewässern des Herrn Oberst.

Die weiten Hosen aus „allerlei Tuch“ waren, so weit sie nicht schon vom Zahn der Zeit bedenklich benagt waren, bis an den Leib hinauf gekrempelt, die Jacken und Westen lagen am Ufer, und also zwang- und formlos tollte die Schaar der fünf- und sechsjährigen Büblein übermüthig auf der nassen Wiese, bis Fritzing im Schweiße seines Angesichts die Döskópp' angelernt hatte, fein behutsam zu treten und zu lauern und zu greifen, wie es der Krebsfang an Umsicht und Gewandtheit erforderte.

Die Kleinen lernten's schnell, und weil sie es sich nur zur Ehre rechnen durften, von dem älteren Genossen „geduldet“ zu werden, so mußte jedwede Beute in den weidengeflochtenen Korb desselben abgeliefert werden. Das war die Entschädigung dafür, daß Fritzing die „lütten Husenkäcker“ der Auszeichnung würdigte, seine Gesellschaft zu genießen. Uebereifrig, raub- und beutegierig, war die kleine Schaar so völlig mit den Blicken auf der Erde, daß sie weder das Nahen des Wetters, noch dasjenige ihrer jungen Gutsherrin bemerkten.

Fritzing war es, dem zuerst der Schreck durch alle Glieder fuhr, als er, einmal aufschnaufend, das helle Kleid Erikas dicht vor sich flattern sah.

Was thun, um den Schein der That abzustreifen?

Meldete sie das verbotene Handwerk, gab's furchtbare Hiebe, und die nackten „Fischerbeine" der Kleinen verriethen Alles.

Fritzing stand starr, die Augen wie beschwörend und bannend auf die Unheimliche geheftet, welche im Sturmschritt daherkam.

Den Mundwinkel schief ziehend, mit gedämpftem Kommando rückwärts sprechend zu seinen Verbündeten, welche hinter ihm herumpatschten, rief er wie in kurzem Aufschrei: „Jongs, dreckt de Husen aff! s' gnä' Frölen kimmt!"

Und dann stand er abermals regungslos und erwartete hochklopfenden Herzens ihr Nahen. Ausreißen konnten sie nicht mehr, es erging ihnen wie ehemals den Franzosen vor Murrten, vor sich den Feind, hinter sich den See.

Und Erika kam. „Goden Dag ok, gnä' Frölen!"

Wie aus einem Traum erwachend, schrak sie empor, starrte in Fritzings Gesicht, blieb stehen, preßte jählings die Hände gegen die Brust und schaute ihn an mit ein paar Augen, als ob — ja, als ob ihr plötzlich ein großes Räthsel klar würde.

„Karla, Karla!" rang es sich von ihren Lippen. Und dann jauchzte sie hell auf und eilte dem Knaben entgegen.

Gleichzeitig prallte sie mit leisem Schrei des Entsetzens zurück, wandte sich kurz um und entfloh wie das Reh vor der Meute.

Fritzing war wie vom Donner gerührt. Warum hatte sie sich so erschrocken?

Er wandte sich zu seinen kleinen Galgenkumpanen zurück. Da hatte er die Bescheerung!

Döskoppe waren sie, infamigte Döskoppe! Ihn derart falsch zu verstehen, als er kommandirte: „Dreckt de Husen aff!" Niederkrempeln sollten sie die Hosen, daß Fräulein Erika nichts merkte und statt dessen, anstatt sittsam, wie brave Jungens, die gar nicht an Krebsen denken, vor ihr zu stehen — — — o, es war nicht zu glauben, was solch ein Ellerndörper Bauernhirnkästlein zuwege bringt!

Da standen sie, regungslos, mit angstverzerrten Gesichtern, in wehenden Hemdlein, sichtlich aufs Höchste erschreckt durch den erstaunlichen Befehl, dem gnädigen Fräulein zu Ehren die Höslein auszuziehen.

„Dömelaks!" schrie Fritzing mit Löwenstimme, selig, einen Grund für energische Erziehung zu finden, stürzte sich auf den Nächsten los und begann den Ueberraschten gewaltig zu prügeln.

Gleicherzeit ein Donnerschlag, ein Blitz, und wie ein Häuflein Spreu, vom Sturm erfaßt, stiebten die kleinen Missethäter auseinander, die Hemdlein flatterten durch Ginster und Haidekraut in unaufhaltsamer Flucht der rettenden Heimath entgegen. — — —

Auch Erika eilte dem Gutshause zu. Sie lachte, sie jubelte hinaus in den Sturm, sie hob die Hände voll ungestümer Seligkeit, als wolle sie die ganze Welt umarmen.

Den Schreck über die kleinen Hemdenmätze hatte sie vollkommen vergessen, nur ein Gedanke durchflammte

sie, hell, gewaltig, blendend, wie die Blitze am Himmel. Karla! Karla! Nun hatte sie den Operntext gefunden, den sie gesucht, nicht in der bunten, lauten Welt draußen, nein, in der tiefen, sonnverfinsterten Haide, beim Anblick eines dunkellockigen Kindes, welches mit seinen keckblitzenden Augen ein Räthsel gelöst hatte, welches Erika wie in instinktivem Suchen und Forschen hinaus in den Gewittersturm getrieben. Die ersten Tropfen klatschten in das heiße Antlitz des jungen Mädchens, und als sie auf dem freien Platz vor dem Gutshaus erschien, sah sie bereits die Eltern, Joël und Wigand angstvolle Ausschau nach ihr halten.

Landen lief just die Terrassentreppe hernieder, ihr entgegen. Er hielt ihren Mantel auf dem Arm und einen Schirm. Joël stand gelassen und blickte ihm nach. Er liebte es nicht, sich die Lackschuhe im Regen zu verderben, Wigands rindslederne verlangten keine Rücksichten.

Erika wehrte lachend ab, als Wigand versuchte, den Schirm über ihrem Köpfchen aufzuspannen.

„Danke Dir tausendmal, lieber Vetter! Ich bin bereits so durchnäßt, daß es keinen trocknen Faden mehr zu schützen giebt!“

Er hüllte sie trotzdem fürsorglich in den Mantel. Sein ehrliches Gesicht zeigte, daß er sich um sie gesorgt, aber er sagte kein Wort.

Blitz auf Blitz flammte am Himmel, der Donner krachte zu ihren Häupten, da hob Wigand ihre schlanke Gestalt über das angesammelte Wasser vor der Treppe

und trug sie wie ein Kind ins Haus. Der Oberst empfing sie mit zornigen Vorwürfen, durch welche man sein geängstigtes Vaterherz klopfen hörte, Frau Koltitz war bleich vor Besorgniß und schlang voll zärtlicher Klagen die Arme um ihre Einzigste. Nur Joël stand, die Hände in den Taschen seines Jaquets, mit dem feinen Spottlächeln, welches ihm so oft eigen, zur Seite.

„Donnerwetter, Cousinchen, Sie sehen ja aus wie die schöne Melusine," amüsirte er sich, „haben Sie im Regenwasser angeln wollen oder halten Sie öfters auf diese Art ‚große Wäsche?'"

Ihr Auge schlug voll zu ihm auf, es leuchtete wie verklärt. „Man sagt, mit den Blitzen fallen Funken direkt aus dem Himmel hernieder, — solch einen Götterfunken wollte ich erhaschen."

„Haben Sie ihn? Hoffentlich ohne Brandblase?"

Wie wunderlich sie lächelt. „Ja, ich habe ihn, und so Gott will, soll er eine ganze Welt in Flammen setzen!" —

Das Gewitter hatte sich verzogen. Kühl und regenduftig wehte die Luft durch das abtropfende Gesträuch, köstlich erquickend und so balsamisch, als hätten die Millionen Blüthenkelche der Haide ihre Seele ausgeathmet in tiefem Seufzer der Wonne.

Der Mond stieg empor. Seine Strahlen säumten das Gewölk mit breitem Silberstreif, Sterne blitzten auf, und die Nachtschmetterlinge strichen mit schwerfälligen Flügeln um die Lampe, welche auf der Veranda des Hauses brannte.

Es war ein köstlicher Abend. Der Oberst hatte sich in den Korbsessel zurückgelehnt und schaute mit einem Empfinden unendlichen Wohlbehagens in die stille, friedliche Gotteswelt hinaus.

Die Damen saßen über die Arbeit geneigt; Frau Koltitz sprach nie viel, aber auch Erika war auffallend schweigsam, kaum daß sie, wie aus einem Traume aufschreckend, hie und da eine zerstreute Antwort gab. Aber sie stützte zeitweise den Kopf in die Hand und schaute gedankenversunken in die immer tiefer und tiefer sinkenden Schatten hinaus. Dann leuchtete ihr Auge wie verklärt, und über dem lieblichen Angesicht lag ein Hauch der Begeisterung, welcher dem Oberst unverständlich und neu an ihr war.

Wigand machte seinen allabendlichen Rundgang durch die Stallungen. Joël hatte übellaunig abgelehnt, ihn zu begleiten, und da Landen es aufgegeben hatte, gegen absichtlichen Widerstand vergeblich zu kämpfen, hatte er ihn seiner Lektüre überlassen.

Eikhoff las einen französischen Roman, und da derselbe ihm sein „verlorenes Paradies“ ganz besonders lebhaft in das Gedächtniß zurückrief, behandelte er seine Umgebung unliebenswürdiger wie je.

Koltitz hatte den jungen Mann eine Zeit lang schweigend beobachtet. Jetzt redete er ihn an.

„Joël, wissen Sie, daß ich Sie heute Abend unbegreiflicher wie je finde?“

Der Genannte hob lässig den Kopf. „Inwiefern?“

„Sehen Sie sich doch einmal um! Haben Sie

gar keinen Sinn für den wunderbaren Zauber dieses Abendfriedens? So wie hier leuchtete der Mond in Hundings Hütte und begeisterte den Siegmund zu den hinreißendsten, zaubervollsten Klängen, welche je ein Genius der Welt geboren — zu dem Liebeslied! Drängt und treibt es Sie nicht, angesichts dieser Mondnacht zur Geige zu greifen, um auch Ihrem Genie die Schwingen frei zu geben, um ein Bild in Tönen zu malen, daß es uns Allen zu Sinne wird: Es war, als hätt' der Himmel die Erde still geküßt?“

Joël warf einen kurzen, gleichgültigen Blick in das Silberlicht hinaus. Um seine Lippen zuckte es wie Spott. „Nein, verehrter Onkel, ich gehöre nicht zu den Phantasten, welche ein paar Mondstrahlen zu Mondscheinsonaten und Liebesliedern begeistern, welche Grillengezirp und Froschquaken poetisch finden und sofort ein paar sentimentale Stimmungsbilder entwerfen. Die heutige Kunst ist nicht nur momentanes Gefühl und Empfinden, sondern ein Studium, welches lediglich Verstand gebraucht, um Effekte zu schaffen und Neues, Packendes, Originelles zu ersinnen!“

„Wahrlich?“ — Eine scharfe Linie senkte sich um die Lippen des alten Herrn. „Ich bin Wagnerschwärmer. Die Librettos des Meisters sind im seltensten Fall amüsant oder im Sinn der modernen Welt pikant und fesselnd, seine Musik verschmäht sogar die triviale Melodie, welche auf das große Publikum wirkt, geschweige, daß sie sich sonstiger Mätzchen bedient, welche „Originelles“ zeitigen und die Zuhörer

verblüffen sollen und dennoch hat wohl selten eine Musik mehr Erfolg erzielt als diese, welche so voll und ganz die Schöpfung einer gottbegnadeten, idealen Künstlerseele ist!"

Eikhoff lächelte beinahe mitleidig. „Wer ist Wagnerianer? Lediglich der Gebildete, Musikverständige, welcher theils aus Eitelkeit, theils aus Nachahmung oder Respekt vor der Kunst in das Feldgeschrei einstimmt und sich in den Mantel der Begeisterung hüllt. Das große Publikum jedoch, das Volk, wird nie und nimmer eine Wagnermusik begreifen und lieben; ich aber will das Herz des Volkes gewinnen und will zu ihm sprechen und reden, meinetwegen durch die trivialste, aber volksthümliche Melodie auf dem Leierkasten."

„Wer allerdings nur auf den Leierkasten hinaus arbeitet —"

Joël fuhr mit aufsprühendem Blick empor. „Nur? ich beanspruche auch ein verdecktes Orchester, auch die Freigebigkeit eines idealen Königs, um ein eigenes Theater zu bauen, um Scenerieen zu schaffen, über deren Ungewöhnlichkeit man alle tödtliche Langeweile vergißt, aber ich hoffe in diesem Theater ein Publikum aus allen Gesellschaftsklassen in gleicher Weise zu entzücken; nicht nur Professoren — Künstler —"

„Nur?" — Der Oberst persiflirte die Ironie des jungen Mannes. „Waren Sie einmal in Bayreuth? Nein? Nun, ich war dort, um den Parsifal zu hören."

„Absolut nicht mein Genre!"

„Das glaube ich! Also ich saß im Parsifal.

Neben mir ließ sich eine Familie aus Sachsen nieder. Wie ich aus dem Gespräch hörte, ein biederer, reich gewordener Schlossermeister, der mit Weib und Kind die Schweiz besehen und, ein Rundreisebillet benutzend, den Abstecher nach Bayreuth gemacht hatte. Weil es so Mode ist, weil gar so viel Wesens in der Zeitung davon gemacht wird. Die Stimmung stand auf der Höhe des guten bayrischen Bieres, und die Bemerkungen bezeugten, wie fremd, wie unendlich fremd diese Zuhörer allen höhern Sphären waren.

„Babba, wer is'n eegendlich der Barzifal?“ fragte Madame ihren Gatten.

„Na jemersch, wer wird'rn sein? Irgend so'n Raubritter oder 'n beriehmter Industrijeller!“

„I gar!“ — Die Tochter, mit verschämtem Anhauch der höheren Töchterschule, neigte sich flüsternd näher. „Barzifal is ja der Babba von Lohngrinen.“

„Drum eben, so was militärisches muß schon sein, das heert mer schon an der Rejementsmusik!“

„Warum machen se's denn nur so schummrig?“

„Daß Mamma ungeschteerter ihr Bemmechen essen kann!“

„Babba, nich wahr, 'n Graal haben se jetzt in Dresden, in' grienen Gewelbe?“

„Lieber gar, so viel ich weeß, haben se 'n Graal zerdebbert!“

Na, ich war nicht wenig außer mir, den Parsifal in dieser Umgebung genießen zu sollen. Wie konnte eine Oper wie diese Eindruck auf eine derartige, mehr

wie profane Gesinnung machen. Ich gab alle Hoffnung auf einen ungestörten Genuß auf. Wie sehr aber sollte ich mich irren; die Professoren, Künstler, die reichen und vornehmen Leute waren entzückt, begeistert, auf's Tiefste ergriffen. Tausende von himmelstürmenden Worten priesen den Meister. Meine Familie aus Sachsen saß stumm. Der Schlossermeister starrte regungslos auf den verhüllenden Vorhang, die Frau und Tochter an seiner Seite weinten leise in mächtigster Erregung vor sich hin.

Der Vater, welcher zuerst zu sich kam und wohl fürchtete, aufzufallen, stieß die Schluchzende an. „Cläre-chen, biste denn alwern? Was heilste denn?" stieß er, selber die Erregung niederschluckend, hervor.

Da sah ihn die einfache Frau an, mit einem Blick, der mir ewig unvergeßlich sein wird. „Nee, iwer so was, Oddo; ich denke ja, mir gehen in's Deather, un' derweil wirds eenen wie in der Kerche zemuth."

„Ja, 's war eejendiemlich; wie in der Kerche!" Und dann standen sie auf und entfernten sich so an-dächtig und still, als kämen sie wahrlich aus der Kirche. — Als ich das nächste Jahr wieder nach Bayreuth fuhr, saß mir die Familie gegenüber; sie waren extra gekommen, den Parsifal zu hören." —

Joël zuckte die Achseln. „Die Ausnahme beweist immer nur die Regel, und diesen Erfolg gönne ich Wagner neidlos. Ich gedenke nichts weniger, als den Pastoren betreffs Kirchenstimmung in's Handwerk zu pfuschen. Nichts liegt meinem ganzen Wesen ferner,

als meinen Lorbeer auf heiligen Boden zu pflanzen. Ich will auch keine Cypressen, sondern rothe Rosen ernten. Hörtest Du nicht von dem Zaubermeister Mascagni? Ihn vergöttere, ihn beneide ich. Seine Cavalleria ist der feurige Liebestrank, welcher eine ganze Welt berauscht. Da wird selbst kein Schlossermeister fragen: Wer ist dieser Fuhrmann? Er kennt ihn, er ist mitten herausgeholt aus seinen eignen Genossen. So muß es sein! Und wenn ich ein Libretto componire, so sollen die Gestalten, welche es beleben, echte, natürliche, leidenschaftliche und heißblütige Kinder des Volkes sein."

Jählings hob Erika das Haupt.

Sie hatte während der ganzen Unterredung so eifrig auf ihre Arbeit geschaut, als nehme sie nicht das mindeste Interesse an dem, was gesprochen wurde; nur einmal hatte sie flüchtig gelächelt, als Frau Koltitz bei der Erzählung ihres Mannes laut aufgelacht und, ihrer Angewohnheit gemäß, das zärtlich liebevolle „Aber Maus!" gedroht hatte.

Jetzt deckte heiße Gluth die Wangen des jungen Mädchens.

Erika erhob sich und bat um die Erlaubniß, ihr Zimmer aufsuchen zu dürfen, sie habe noch einige Ausbesserungen an Wäsche vorzunehmen.

„Kannste Dir auch für Tageslicht aufheben!" brummte der Oberst, „war so gemüthlich hier —"

„Es ist schon spät, Väterchen, und auch für Dich besser, Du gehst in das Zimmer. Die Luft ist

immerhin feucht, so erfrischend sie auch scheinen mag!“

„Meinst Du, Jettchen? Na, bist ja jetzt mein Doktor, Alte, und selbst Wotan gehorchte seiner Fricka — —“

„Gute Nacht, Joël!“ —

Er sah von seinem Buch auf und reichte Erika die Hand. „Gute Nacht, Bäschen! Träumen Sie holdselige Dinge!“ Und sich, wie in jähem Entschluß, erhebend, fuhr er mit gleichgültiger Stimme fort: „Ich hole mir noch den zweiten Band und warte bei Lektüre und Froschkonzert auf Wigand.“

Er folgte ihr. Auf dem Flur nahm er plötzlich ihre Hand und preßte sie leidenschaftlich an die Lippen. „O Erika, ich vergehe, ich verkomme in dieser Einöde! Mädchen, weißt Du, was verlorene Freiheit, gemordetes Leben ist? Bete für mich, daß mich der Wahnsinn nicht übermannt.“

Jäh erschrocken, umschloß Erika seine kalte, krampfhaft zuckende Hand. „Geduld, nur noch kurze Zeit Geduld, es wird Alles gut werden, ich schwöre es Ihnen!“

Er nahm mit einem Gemisch von Kühnheit und Begierde ihr Köpfchen zwischen die Hände und neigte sich näher, immer näher zu ihr. Sein Auge brannte in dem ihren, seine Lippen strebten wie in unbewußtem Sehnen ihrem rothen Munde zu. „Erika,“ murmelte er, „meine Muse, mein lichter Genius! Kein Mondesglanz, keine sternschimmernde Sommernacht vermag

mich zu begeistern, Du aber, Du kannst mir Lieder und Klänge in die Seele küssen, welche gleich eines Siegmunds Liebeswerben diese Einöde als Paradies aller Wonnen preisen!“

Er wollte die Zitternde an sich ziehen, aber Erika rang sich tief erbleichend frei und trat hochathmend einen Schritt zurück. Ihr Auge leuchtete, sie preßte die Hände gegen die Brust.

„Zwischen der Muse und ihrem gottbegnadeten Jünger steht ein heiliger Altar, stößt ihn der Künstler beiseite und achtet die weißen Lilien der Unschuld gering, entflieht sie. Ja, Joël, ich will Ihre Muse sein, welche Sie, so Gott will, zu Sieg und Ruhm geleitet. Aber geduldig müssen Sie sein, müssen vertrauen und glauben; nur wer die Dornen pflegt, wird Rosen ernten!“

Sie nickte ihm lächelnd, mit bebenden Lippen zu und floh wie ein lichter Schein die Treppe empor.

Mit finster gefalteten Brauen starrte er ihr nach, wandte sich brüsk um und ging.

Im Schatten des Treppenpfeilers aber stand Wigand und schloß die Augen, wie ein Mann, der den Abgrund nicht sehen will, welchem er entgegentaumelt.

Nach dieser Stunde gab es für ihn kein Glück und kein Hoffen mehr auf der Welt.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Sommernacht hatte ihren sterngestickten Mantel liebevoll über die schlafende Welt gebreitet.

Was soeben noch aus lebensfroh blitzenden Augen geschaut, lag in tiefer Ruhe.

Das Lindenbäumchen, welches seine Zweige freundlich um die Fenster von Erikas Stübchen flocht, stand regungslos. Kein Blättchen bebte, nur feiner, lieblicher Duft zog wie inniges Grüßen durch die geöffneten Scheiben.

Lange, lange brannte die Lampe. Das ganze Haus lag schon seit Stunden in lautlosem Frieden, in dem Zimmer des jungen Mädchens aber arbeitete eine flammende, himmelhoch jauchzende Seele an dem ersten Psalter gottbegnadeter Poesie.

Erika schrieb, schrieb mit glühenden Wangen und rasch klopfendem Herzen.

Vor ihr lagen etliche Operntexte. Sie hatte dieselben noch einmal genau durchgesehen und studirt, um Länge und Eintheilung eines Librettos kennen zu lernen. Und dann ging sie an's Werk.

Was sie schrieb, war nicht auf dem Jahrmarkt der großen Welt erlauscht, es war eine giftig süße, blutigrothe Rose der Liebe, welche, fern ab von der Straße, hier in Ellerndörp ihren Kelch erschlossen. Den Kern der Begebenheit hatte Modder Dörten einst in der Küche erzählt, als eine kecke That des Fritzing das Dorf einmal wieder alarmirt hatte.

Vor Jahren war's. Eine kalte, stürmische Winternacht. Die Post hatte vor dem Krug gehalten, ein bleiches, schwarzäugiges Weib war ihr entstiegen. Sie trug ein Kind auf dem Arm, ein krankes, schwerkrankes Kind.

Sie bat um Aufnahme in dem Wirthshaus.

Die lange Finken warf einen Blick auf den fiebernden Knaben. „Dat Good mi bewohren sull!“ schrie sie auf, „de Lütt' hätt' ja dat Schorlakfeber.“

Und weil sie selber Kinder im Haus hatte, vermochte kein Bitten und Flehen ihren Sinn zu ändern. Halb verzweifelt vor Angst, wankte die unglückliche Mutter von Haus zu Haus, aber die Ellerndörper Bäuerinnen waren erbarmungslos, sie schlugen die Thüren vor ihr zu und gaben Frau und Kind dem Verderben preis.

Da überkam es die Fremde wie Wahnwitz. Sie preßte den Knaben an die Brust und wandte sich dem See zu, mitsammt ihrem Kinde den Tod in der Fluth zu suchen.

Eine Hand faßte sie und zog sie jäh mit sich. „Komm', ik kann Di nich verlaten! De leive Good in Himmel wird min Hus nich strafen, weil ik 'n Elend tu Hülp käm'.“

Eine schlanke junge Frau nahm sie mit sich in ihr armselig Häuslein.

Und Gott strafte ihr Haus nicht. Die blonde, rothwangige Marieken pflegte das Kind der Fremden voll aufopfernder Treue und Zärtlichkeit, eine leidenschaftliche Dankbarkeit und Liebe dadurch in dem Herzen der Mutter entzündend.

Beide Frauen traten sich in Freundschaft nahe. Marieken in ihrer schlichten, wortkargen Weise, Karla mit der ihr eigenen überschäumenden, unbändigen Empfindsamkeit.

Marieken war das Weib des Peter Olsen. Ihr Mann war alles und nichts. Er war ein geschickter Mensch und hatte vieles gelernt, ohne in etwas Ausdauer zu zeigen. Im Sommer arbeitete er in Ellerndörp auf seinem kleinen Anwesen, welches er durch die Frau erheirathet. Winters über trieb ihn sein unruhiger Sinn hinaus in große Städte, um dort, wo es sich just bot, Geld zu verdienen.

Peter Olsen war ein schöner, stattlicher Mann, und Marieken liebte ihn, auf ihre Weise, still, innig, bis in den Tod. Anfänglich hatte sie ihn begleitet, aber das Leben für zwei war zu theuer draußen, darum blieb sie künftig daheim. Jahrelang war die Ehe kinderlos geblieben, jetzt stand zu Mariekens grenzenloser Seligkeit eine Wiege bereit. Wenn die Bäume wieder blühen . . ja dann! —

Karla erzählte auch ihr Schicksal. Sie war Sängerin an einer kleinen Bühne der Residenz. Ein bildschöner, blondlockiger Coulissenarbeiter hatte es ihr angethan, sie heirathete den Fritz Deinhardt. Er aber war ein unstäter Gesell, er zog viel umher, ließ sie oft Wochen, Monate lang allein, und seit dem letzten Sommer hatte sie überhaupt nichts mehr von ihm gehört. Wahnwitziger Haß, glühendes Rachegelüst packte sie. Ein Zufall verrieth ihr, daß Fritz seinen Weg nach Ellerndörp oder einem benachbarten Dorf genommen. Sie nahm ihr Kind und beschloß, ihn zu suchen. Unterwegs erkrankte der Knabe, und die herzlosen

Weiber von Ellerndörp schürten den Haß in dem umnachteten Gemüth der Verlassenen.

In dem Dorf wußte man nichts von einem Fritz Deinhardt, auch in der Umgegend hatte man nie diesen Namen gehört. Wie wilde Raserei faßte es Karla, der Teufel schlug ihr die Krallen in's Herz. Rache, Rache, Rache an ihm und den Weibern von Ellerndörp.

Sie blieb bei Marieken und sie schmiedete ihren Plan. Schön war sie, schön und eigenartig, wie man in dem Haidedorf kein Weib zuvor geschaut.

Die Männer schauten mehr und mehr nach dem Fensterlein, hinter welchem ihnen die schwarzen Augen der Karla, lockend und bethörend wie Hexenspuk, entgegenflammten.

Da ward das fremde Weib zu einer Lurle, sie zog die Männer an sich, sie bethörte sie, sie riß sie aus den Armen ihrer Weiber, Unfrieden, Haß, Feindschaft und Zwietracht schlich durch die Thüren, welche man ehemals vor der geängstigten Mutter erbarmungslos zugeworfen.

Karla rächte sich.

Je mehr sie die Männer an sich lockte, je mehr nahmen dieselben Partei für die Fremde.

Die Frauen bestürmten Marieken voll zorniger Drohung, die schwarze Hexe und ihren Bub auszuweisen, aber das Weib des Peter Olsen hatte die Beiden lieb gewonnen, sie fand nicht das Herz, sie aus dem Haus zu stoßen, umsomehr, als Jürgen Geviert erklärt hatte: „Jagst Du sie davon, nehm' ich sie."

Die Bäuerinnen setzten Marieken arg zu, daß die gottlose Teufelin zum Dank auch ihren Peter an sich locken werde, wenn er jetzt heimkäme; da fand Karla ihre Wohlthäterin in bitteren Thränen, und als sie den Grund hörte, warf sie sich leidenschaftlich an den Hals der Freundin. Sie hob die Hand zum Himmel. „Nie, Marieken, nie, ich schwör' Dir's bei meines Kindes Haupt."

Ein Frühlingsabend war's. Die Nachtigallen schlugen im Fliedergebüsch, und der Mond leuchtete am Himmel. Da stand Karla und schaute neugierig durch das Fensterlein in Mariekens Stübchen, hatte man ihr doch gesagt, der Peter Olsen sei heimgekehrt. Und wie sie den Mann ansah, an dessen Hals das blonde Weib Thränen jubelnden Entzückens weinte, dem es mit verklärtem Blick die Wiege wies, da brach sie zusammen wie vom Blitz getroffen. Peter Olsen war ihr treuloser Herzlieber, Peter Olsen war Fritz Deinhardt. Da brachen Himmel und Erde über ihr zusammen.

Erfuhr Marieken das Entsetzliche, klagte sie den Verbrecher vor seinem rechtmäßigen Weibe an, war's der Tod der Leidenden. Und ihr hatte sie Treue geschworen, ihr, die Alles für sie gethan, die sie an ihr Herz gezogen, da Alle die Verzweifelnde verstießen. Ein wilder, furchtbarer Kampf der Verzweiflung, dann hat sich Karla noch einmal zu ihrem Kind geschlichen, hat es geküßt und geherzt, und dann ist sie hinaus in die stille Nacht.

Am andern Morgen hat man sie aus dem See gezogen, und als man sie vor Peter Olsen niedergelegt, hat der starke Mann sich auf die Kniee geworfen, hat aufgeschrieen wie ein Rasender. Als er wieder aufgewollt, war er wie gebrochen an Leib und Seele und ist's sein Leben lang geblieben.

Nach zwei Jahren erst, als er zum Sterben kam, hat er dem Pfarrer und seinem Weib gebeichtet, warum die schwarze Karla in den See gegangen.

Marieken hat den Fritz gehalten wie ihr eigen Kind, er ist mit lütt Hanning wie Bruder und Schwester herangewachsen.

So erzählt man sich in Ellerndörp.

Erikas glühende Phantasie hatte sich dieser Thatsache bemächtigt und sie ausgeschmückt mit den Zauberblüthen einer reich erblühenden Poesie.

Karla ward eine Frauengestalt, welche, voll düsterer Leidenschaftlichkeit, voll bezwingender, haßdurchloderter Liebe, einen mächtigen Eindruck machen mußte.

Aus der Tiefe des Volkslebens geschöpft, voll künstlerischer Kraft gestaltet, schuf das junge Mädchen ein Werk, welches kaum noch der Musik bedurfte, um den künstlerischen Werth zu erhöhen.

---

7. Kapitel.

So hell und lang wie in Erikas Stübchen das Licht brannte, so dunkel blieb es hinter den Fenstern in Wigands Zimmer.

Geöffnet waren sie aber auch, und die frische Nachtluft strich wie leises Seufzen um die Stirn des jungen Mannes, welche derselbe schwer und sorgenvoll in die Hand stützte.

Vor seinem geistigen Auge schwebte noch immer das Bild Erikas, wie er es soeben mit blutendem Herzen geschaut.

So kann nur Liebe, glückseligste, grenzenlose Liebe ein Menschenantlitz verklären, so kann ein Mädchenauge nur den Mann anlächeln, welchem es seine ganze Seele zu eigen gegeben.

Und dieser Mann war Joël. Glücklich, beneidenswerth war er sein Leben lang gewesen, ein Lieblingskind des Glückes, welches ihm Alles mühelos in den Schooß warf, was seine Hand und sein Herz erstrebte. Sein Herz! Begehrte wahrlich sein Herz die Liebe

dieses schlichten, keuschen Kindes, welches in süßem Schauern vor seinem Kuß zurückschrak, wie ein Reh instinktiv vor giftigem Kraut entweicht? Sie liebt ihn, liebt er sie aber auch?

Das ist's, was den einsamen Mann quält, worüber er sorgenvoll grübelt, ohne Trost und Ruhe zu finden. Nicht, daß er das Glück verloren, schneidet ihm so weh und schmerzlich ins Herz. Seine bescheidene Selbstlosigkeit verlangt nichts für sich selber, er liebt das junge Mädchen, wie die Sonne, den Frühling, wie das Lied der Nachtigall, welche entzücken und beseligen und dennoch ewig unerreichbar sind.

Aber er verlangt dafür Alles für Erika, das beste, höchste, das vollkommenste Glück.

Und wird, kann sie das jemals an Joëls Seite finden? Ach, daß er ihr seine sehenden Augen geben könnte!

Er hat den Pflegebruder geliebt, bewundert und verehrt, er liebt ihn noch, aber bewundern und verehren kann er ihn nicht mehr. Er ist kein leicht geblendeter und bethörter Knabe mehr, er beurtheilt Joël jetzt mit dem Verstand und dem Scharfblick eines Mannes, der durch alle Schleier herzlicher Zuneigung dennoch die Wahrheit sieht, eine unschöne, traurige Wahrheit.

Meint es der leichtlebige, unbeständige Mann ehrlich mit seiner Werbung? Warum vermeidet er alsdann im Beisein der Eltern oder einer dritten Person, Erika auch nur im mindesten auszuzeichnen oder ihr

Worte zu sagen, welche mehr ausdrücken wie kühle Höflichkeit, und warum folgt er ihr trotzdem auf Schritt und Tritt, warum umstrickt er sie mit bethörendsten und leidenschaftlichsten Gefühlsergüssen, wenn er mit ihr allein ist?

Schämt er sich dessen vor den Andern?

Niemand wird von ihm dieselbe tiefinnerste Offenbarung verlangen, wie Liebe sich nur der Liebe gegenüber bezeigt, aber Niemand wird sich auch wundern, wenn diese Liebe vor aller Welt die Erwählte auszeichnet und mit zarter Huldigung umgiebt, im Gegentheil, man verlangt es zum Zeichen aufrichtiger Gesinnung.

Joël aber redet mit doppelten Zungen. Die eine von ihnen ist falsch.

Wigand richtet sich aufstöhnend empor. Das Mondlicht umfließt seine hohe, reckenhafte Gestalt, das blonde Haupt mit der klaren, redlichen Stirn. Tiefe Falten durchfurchen sie in diesem Augenblick und die geballten Hände, welche er, wie in heiligem Zorn, zum Himmel hebt, zittern.

Was Joël ihm an Glück und Seligkeit genommen, das vergiebt er ihm um der Geliebten willen; ohne Klage, ohne Widerstand will er Alles dahingeben und opfern — für sie. Aber wehe dem Gewissenlosen, will er auch an dem treuesten, lautersten Mädchenherzen zum Verräther werden!

Wigand schüttelt die Haare wild aus der Stirn, sein Auge flammt in finsterer Drohung.

Dann heißt es ringen und rächen, dann wird sein Faustschlag den Elenden zermalmen.

An einem vernichteten Glück ist's genug. Was man ihm genommen, fordert er für Erika zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der nächste Tag ist trübe und wolkig.

Ein neuer Schmerzanfall fesselt den Oberst an das Bett.

Wigand sitzt allein in seinem Zimmer und erledigt Correspondenzen, welche heute, am Posttag, von dem Briefträger abgeholt werden.

Die Thüre hinter ihm wird aufgerissen und der Wind schmettert sie hinter Joël wieder in das Schloß. Glühend, hochathmend vor Erregung, steht Eikhoff vor ihm.

„Wigand," stößt er mit heiserer Stimme hervor, „ich muß die Wagenpferde haben, ich muß zur Bahn!"

Landen legt die Feder nieder. Seine umschatteten Augen starren den Sprecher an.

„Zur Bahn?" wiederholt er mechanisch.

Joël wirft sich auf einen Stuhl und zieht einen Brief voll nervöser Hast durch die Hände.

„Hier, soeben Nachricht von Mama, soll augenblicklich heimkommen, der Alte ist krank."

„Onkel . . . Onkel krank?" Wigand erhebt sich und greift erschreckt nach dem Schreiben.

Joël schiebt es in die Brusttasche. „Pardon, Mama schrieb für mich allein."

Landen gräbt die Zähne in die Lippe und tritt kalt zurück. „Was fehlt Deinem Vater?“ fragt er.

Joël zuckt die Achseln, springt auf und tritt an das Fenster. „Kleiner Schlaganfall,“ sagt er leichthin.

„Ein Schlaganfall!“ — Wie ein eisiger Schauer geht es durch die Glieder des jungen Landwirths. Er weiß, was das bei einem Mann im Alter des Geheimraths und von einer Vollblütigkeit wie der seinen besagen will. Ahnt Joël es nicht? Er sieht nicht aus, als ob ihn die Angst um das Leben des Vaters verzehre, im Gegentheil, sein Auge blitzt wie in Triumph und Genugthuung, und sein Gesicht ist heiß geröthet, als treibe ihm die Ungeduld das Blut in die Wangen. Ein Gefühl ingrimmiger Verachtung erfaßt Wigand, seine Augen blicken scharf und tief bis in das Herz des Pflegebruders hinein.

„Ich werde sofort anspannen lassen,“ erwidert er finster, „Du kannst den Zug bequem erreichen. Ich würde Dich gern, sehr gern begleiten.“

Joël macht eine kurze Bewegung mit der Hand. „Danke Dir, Wigand! Ist absolut nicht nöthig, so schlimm wird es schon nicht sein. Sollte es zu Ende gehen, wirst Du wohl zur Testamentseröffnung kommen müssen; so viel ich weiß, hat Vater Dir ein Legat ausgesetzt.“

Landen kann nicht antworten. Er weiß, wenn er jetzt die Lippen öffnen wollte, wäre es zu einem Worte maßlosester Empörung. Das aber will er dem Kranken

nicht anthun, daß er den Sohn, auch mit dem Bruder verfeindet, zurücklassen muß.

Er weiß, daß der Geheimrath alles von seinem Einfluß erhoffte. Da Landen schweigt, wendet sich Joël ihm wieder zu. „Ich werde jetzt packen; sollte ich mich nicht mehr von der Familie Koltitz verabschieden können, bestelle ihnen viele Grüße, ich schreibe sogleich von der Residenz aus.“

Mit weit offenen Augen starrt Wigand ihn an. „Du willst Erika nicht Lebewohl sagen?“ stößt er hervor.

Der Andere kneift die Augen zusammen. „Warum just von Erika?“ fragt er gedehnt.

Da steigt es glühend roth in Landens Schläfen empor. „Du fragst; gut, ich will antworten, und ich denke, in dieser Stunde sind wir offen zu einander. Ich ward gestern Abend unfreiwilliger Zeuge Deiner Unterredung mit meiner Cousine.“

Joël schaut gleichgültig auf. „Nun, was weiter?“

„Was weiter? Du wolltest sie küssen!“

„Ich wollte?“ — Er lacht leise auf. „Das bildest Du Dir wohl ein, weil ich mich etwas tief zu dem niedlichen, kleinen Ding herabneigte. Ich nannte sie meine Muse! Sie war es auch. Erika war die einzige Seele, welche mein Exil verschönte, dafür war ich ihr dankbar, und die Dankbarkeit eines feuerblütigen Künstlers sieht in Deinen Augen vielleicht etwas tiefer aus, als sie ist.“

Wigand legt momentan die Hand über die Augen, als schmerze ihn ein grelles Licht.

„Dankbarkeit, nur Dankbarkeit," murmelt er tief-athmend.

„Glaubtest Du, ich empfände mehr für sie?"

Keine Antwort.

Da legt Joël jählings den Arm um den Pflege-bruder. „Wigand," sagt er, herzlicher wie je zuvor, „Du scheinst meinen Verkehr mit Erika absolut falsch zu beurtheilen. Du ruhiger, gewissenhafter Vernunfts-mensch kannst Dir gar keinen Begriff davon machen, wie schmetterlingsartig eine Künstlernatur beanlagt ist, und hier in Deiner Einsamkeit hast Du es verlernt, wie flott und amüsant die Menschheit in der großen Welt verkehrt!"

„Das ist es eben! Auch Erika kennt diesen Ton nicht und hält Dein Benehmen für treue, aufrichtige Liebe!"

„Hat sie Dir das gestanden? — Nein? — Je nun, so bilde es Dir auch nicht ein. Was habe ich ihr gegenüber für Veranlassung dazu gegeben? Meiner Ansicht nach habe ich noch nie mit einem weiblichen Wesen so absolut nüchtern und kameradschaftlich ver-kehrt, wie mit Deiner Cousine. Daß ich sie meine Muse nannte — und sie vielleicht — hörst Du wohl? — vielleicht geküßt hätte, wäre das Vöglein nicht so spröde davongeflattert, ist doch gar nicht in der Rubrik „Kopfverdrehen" aufzuführen! Für ge-wöhnlich drehte sich unsere Unterhaltung lediglich um Musik."

„Hast Du es nicht in ihren strahlenden Augen ge-

lesen, welch tiefen Eindruck Du gemacht, wie voll und ganz sie Dir ihr Herz zu eigen gegeben?"

Joël zuckte lächelnd die Achseln. „Ob ich Dich liebe — was geht's Dich an? Wenn die Kleine das Schicksal so vieler anderer Mädchen theilt und mich zum Gegenstand ihrer Schwärmerei macht, ist es meine Schuld? Die Jugend will ihr Recht, und ein Mädchenherz ohne Träume und Thränen würde wie eine Blume ohne Duft sein."

Wigand war sehr bleich. Er starrte an dem Sprecher vorüber in die regengraue Einsamkeit hinaus. „Und fühlst Du selber denn nichts, gar nichts für Erika?" fragte er gepreßt.

Joël schritt ungeduldig auf und nieder. „Unsinn, was soll ich fühlen? Liebe etwa?" — er lachte leise auf, „die Kleine ist ein allerliebstes, frisches, braves Kind, welches gewiß einmal eine vortreffliche Gattin und Mutter abgeben wird, aber um in meinem Herzen die Flammen einer thatsächlichen Leidenschaft zu entfachen, bedarf es doch, bei Gott, noch sehr anderer Eigenschaften! Du kennst keine Weiber, mein guter Wigand, Weiber, welche wie blendendes, funkelndes Gestirn die Augen und Sinne blenden, Weiber, welche Himmel und Hölle zugleich im Busen tragen! Die sind mein Genre, die!"

Landen kreuzte die Arme über der schwer athmenden Brust. Er kämpfte mit Aufgebot aller Kräfte gegen sich selbst und die Empörung, welche in fesselloser Heftigkeit hervorzubrechen drohte. Nur heute

keinen Unfrieden, keinen Bruch mit dem herzlosen Egoisten, seine Rücksichtslosigkeit würde dem kranken Vater diesen Kummer nicht ersparen.

Er biß die Zähne zusammen. „Erika ist ein sehr hübsches, liebenswürdiges, begabtes und vermögendes Mädchen; es würde für Jeden ein großes, vollkommenes Glück sein, ihre Hand und ihr Herz zu gewinnen!"

„Nun, so faß' Du selber dieses Glück beim Schopf" — — der Sprecher zog ironisch die Lippe empor — „ich werde Dir dasselbe niemals streitig machen!"

„Joël!"

Eikhoff warf ein Buch, welches er lässig zur Hand genommen, ungeduldig auf den Tisch zurück. „Ich begreife Dein Interesse nicht recht und finde es nachgrade etwas rücksichtslos!" brauste er auf. „Vergiß nicht, wen Du vor Dir hast! Ist Erika, die kleine Unschuld vom Lande, dieses unbedeutende Geistchen, dieses — pardon — unendlich wenig anregende und amüsante Kind etwa eine passende Frau für einen himmelan stürmenden Künstler? Ein Wahnsinn würde es sein, wollte ich — ich — mir ein hausbackenes, unbedeutendes Wirthschaftsmütterchen als Ballast an die glänzenden Schwingen hängen! Sage Dir selber, Wigand, welch eine trostlose Ehe es für uns Beide, welch eine jammervolle, unerquickliche Existenz es für eine Frau sein würde, welche die vollkommene Null im eigenen Hause spielte! Sollte ich mich jemals fesseln und binden, Wigand, was ich vorläufig stark bezweifle, so

wird die Erwählte in allen Dingen das völlige Gegentheil von Erika sein. Nenne meinen Geschmack frivol, wenn es Dir beliebt, ich dulde es! Meine Frau soll die glänzende, mich in allen Stücken hebende und tragende Folie sein, welcher mein Name und meine Stellung bedarf. Schön, voll sprühenden Geistes, äußerst originell und anreizend, soll sie mit mir zusammen den stolzen Flug zur Sonne nehmen. Ich habe ein tendre für Künstlerinnen, leicht möglich, daß mein Stern seine Strahlen in die eines Andern flicht. Ich bin eitel, ich will ein Weib gewinnen, welches eine Rolle in der Welt spielt, welches mir geneidet wird! Wenn der Genius müde und matt werden will, nützt ihm kein kühles Brunnenwasser, wie klein Erika, sondern ein goldener Becher voll feurigen Nektars, welcher es versteht, jede Nerve in Fiebergluth zu versetzen. Außerdem“ — Joël strich ironisch den dunklen Schnurrbart — „legst Du einen sehr bescheidenen Maßstab an meine noblen Passionen, wenn Du glaubst, daß Erikas Vermögen meinen Anforderungen entsprechen würde! Ich selber bin reich, ich bin gewohnt, mich in keiner Weise einzuschränken; dasselbe verlange ich von meiner Frau, sie muß so gestellt sein, daß auch sie ihre Person und ihr Haus mit dem Nimbus gediegener Pracht umgeben kann, welcher nun einmal unbedingt nöthig ist, will man in der Welt von sich reden machen. So, nun weißt Du Bescheid, mein guter Junge! Ich werde Erika stets meine aufrichtige Freundschaft bewahren, denn sie hat mir meinen

Aufenthalt in diesem entsetzlichen Nest so erträglich gemacht, wie es in ihren Kräften stand."

„Du denkst thatsächlich für immer zu scheiden?"

„Für immer. Meine Freiheit giebt mir ja endlich, endlich auch meinen freien Willen zurück!"

„So schlimm steht es um den armen Onkel? Herr des Himmels, wie entsetzlich!"

„Entsetzlich? Je nun, er ist ein alter Mann und hat sein Leben genossen." Ein harter Ausdruck lag um die Lippen des Sprechers. „Und wenn der Mensch anfängt, für sich und die Seinen unberechenbar und unerträglich zu werden —"

„Joël!"

Wie ein Aufschrei klang es. Eikhoff schüttelte jäh den Kopf. „Schon gut, schon gut, wir sind nicht aus demselben Teig gebacken und Du hast nicht durchlitten und durchkämpft, was ich in den letzten Jahren erdulden mußte." Er riß die Uhr heraus und ließ den edelsteinbesetzten Deckel aufspringen. „Nun ists die höchste Zeit. In einer Stunde muß der Wagen bereit sein. Gepackt habe ich schnell, zur Noth kannst Du oder Erika mir das Vergessene nachschicken. Ich sehe Dich doch noch? Wenn ich Zeit habe, will ich mich anstandshalber doch noch von meinen Gastfreunden verabschieden."

Wigand antwortete nicht, er wandte sich jäh zur Thüre und schritt dröhnenden Schrittes nach dem Hof. Seine Lippen zuckten, als litte er physischen Schmerz.

Auf das Höchste bestürzt, stand Erika vor dem jungen

Eikhoff, welcher, vollkommen zur Reise gerüstet, hastig in das Zimmer getreten war, mit kurzen, sich überstürzenden Worten seine plötzliche Abreise erklärend.

Tiefe Blässe lag auf dem lieblichen Mädchengesicht und entfärbte selbst die frischen Lippen, aber trotzdem preßte sie mit aufleuchtendem Blick die Hände gegen die Brust und flüsterte: „Wenn es auch eine sehr, sehr traurige Veranlassung ist, welche Sie heimruft, hoffe ich dennoch zu Gott, daß die Krankheit den Sinn Ihres Vaters ändern wird, daß er nun selber den Wunsch hat, Sie dauernd in der Nähe zu haben!"

Joël zuckte mit seltsamem Ausdruck die Achseln. „Mama ist allerdings auch davon überzeugt, aber ich bin ein zu arger Pessimist geworden, um solch froher Hoffnung zu glauben!"

„So leid es mir für uns thut, Sie zu verlieren, so herzlich lieb sollte es mir doch für Ihre Zukunft sein, würde Ihre Anwesenheit in der Residenz dauernd von Ihrem Herrn Vater gewünscht und gebilligt. Mein Mann läßt Sie herzlich grüßen und Ihnen eine glückliche Reise wünschen!"

Joël neigte sich hastig und küßte die Hand der Frau Oberst, auch die bebenden Fingerchen Erikas zog er mit bedeutsamem Druck und Blick an die Lippen. „Sollte mein Abschied von hier ein dauernder sein, so rechne ich bestimmt darauf, die Damen recht bald und für recht lange Zeit in der Residenz wiedersehen zu können."

Wieder senkte sich sein Blick flammend in den des

jungen Mädchens, dann wandte er sich zur Thüre. Erika folgte wie im Traum.

„Lieblichste Muse, vergiß mich nicht," flüsterte er ihr zu; „sorgen Sie für ein Wiedersehen, Erika!"

Das Blut schoß ihr in die Wangen. „Sie vergessen? — Niemals, Joël!"

Eikhoff trat dicht neben sie und während Frau Koltitz sich nach dem Handgepäck umsah, drückte er etwas in Erikas Hand.

Sie zuckte zusammen und barg sie im Taschentuch.

Dann sprang Joël in den Wagen, riß den Hut ab und schwenkte ihn, nicht wie Einer, der zu seinem schwerkranken Vater heimgerufen wird. Die Pferde zogen an, und in scharfem Tempo rollte der Wagen in die nebelgraue Haide hinaus. Wigand war nirgends zu erblicken.

Erika stand allein auf der Veranda und starrte regungslos dem Wagen nach, bis er fern hinter dem Ellerngebüsch des Dorfes verschwand.

Thränen rollten über ihre Wangen.

Hätte er sich doch nur noch ein einzigesmal zurückgewandt und ihr ein Lebewohl gewinkt, — er war aber allzu sehr damit beschäftigt, sein Handgepäck zu ordnen. Auch ihm war alles zu überraschend gekommen, und daß ihm der Abschied schwerfiel, las sie ja aus seinen Augen.

Das junge Mädchen blickte tief aufseufzend auf ihre Hand hernieder. Eine rothe Rosenknospe, — sein letzter, heimlicher Abschiedsgruß.

Er hat sie allzu ungestüm in ihre Rechte gedrückt, ein scharfer Dorn hat die Haut verletzt, ein paar rothe Blutstropfen rinnen langsam über die zarten Finger. Sie achtet es nicht; wie in jäher, tiefinniger Leidenschaft preßt sie die Rose an die Lippen.

Hinter ihr ein Geräusch, — so knarren nur Wigands Stiefeln.

Sie schrickt leicht zusammen, birgt die Hand hastig wieder in dem Tuch und sieht sich nicht um. Ihr Antlitz wendet sich der Haide zu.

„Du kommst zu spät, Wigand,“ sagt sie leise.

„Ja, ich komme zu spät.“

Da starrt sie ihn betroffen an. Seine Stimme klingt wunderlich und sein Antlitz schaut farblos, wie bei einem Kranken.

„Was hast Du, Wigand?“

Er sieht ihr in die Augen, lang, forschend, mit düsterm Blick. „Was ich habe? Zwei Fäuste habe ich, Erika, stark und fest wie Eisen und dennoch zu ohnmächtig, um meines Liebsten Schutz und Wehr zu sein!“

„Was meinst Du, Joël?“

Er lacht bitter auf, macht eine Geste, als stieße er einen unsichtbaren Gegner voll Ekel von sich, wendet sich kurz um und geht.

Was ficht ihn an? Auch die folgenden Tage däucht er Erika seltsam verändert. Finster vor sich hinbrütend, einsilbig, zerstreut.

Sein Blick forscht und sucht in ihrem Antlitz.

Einmal stößt er heftig durch die Zähne hervor: „Bist Du krank, Erika? Du siehst so bleich aus!"

Als sie ihm lachend versichert, sie fühle sich völlig wohl, zuckt's um seine Lippen wie Unglauben. Allem Anscheine nach ist er kränker wie sie.

Was fehlt ihm?

Das junge Mädchen hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Man sah sie wenig. Entweder saß sie am Krankenbett des Vaters, ihm vorzulesen, Patience zu legen oder mit ihm zu plaudern, schlief der Oberst, zog sie sich hastig in ihr Zimmer zurück oder saß einsam in der Kürbislaube, um zu schreiben.

Was? —

Modder Dörten hatte anfänglich geargwöhnt, es seien Briefe an Herrn Eikhoff, ein paar Tage später aber sehr befriedigt Wigand zugeflüstert: „Se schrievt all in'n Boock! Breefe sind's nich!"

Ihm ward erst nach einigem Ueberlegen klar, was die Alte befürchtet. Er lächelte, athmete aber dennoch hoch auf. Nein, sie schrieb ihm nicht und auch Joël fand keine Zeit, etwas von sich hören zu lassen.

Seltsamerweise schaute Erika weder traurig noch vergrämt aus, und wenn Landen sie frisch und rosig vor sich sah, mit einem so strahlenden, beinahe begeisterten Ausdruck in den klaren Augen, kam ihm jählings der Gedanke: Solltest Du Dich vielleicht doch geirrt haben? Empfindet sie doch keine tiefere Neigung für ihn?

Wie ein Schwindel glückseligen Entzückens durch-

brauste es ihn in solchem Augenblick und das grüne Reislein der Hoffnung, welches schon matt und todestraurig die Blätter hatte hängen lassen, richtete sich wieder frisch empor und sog neue Lebenskraft aus diesem flüchtigen Sonnenschein.

Dann schritt er ohne Ziel und Rast durch die sonnigen Felder und die Gedanken wirbelten ihm hinter der Stirn, wie die Bienenschwärme um das rothe Haidekraut.

Wäre es möglich, daß sich alles noch zum Guten wendet, daß weder Schatten noch Gifttropfen Erikas Frieden und Glück gefährdet, daß ihr Vater recht geurtheilt, wenn er behauptet, ihr gesunder Sinn wende sich instinktiv von einer Liebe ab, welche nicht echt und wahr, sondern eitel Truggold ist?

Beinahe schien es so.

Aus den Augen, aus dem Sinn. Der Flattergeist Joël wird niemals Zeit und Laune haben, eine Korrespondenz mit einem jungen Mädchen zu kultivieren, welcher er lediglich eine kurze Zeit gehuldigt, weil sich absolut kein amüsanterer Verkehr gefunden. — Aus Langeweile! — Erika war der Inhalt einer kurzen Lebensepisode, welche Eikhoff so schnell wie möglich in seiner Erinnerung löschen wird, weil sie ihm so hochgradig unsympathisch gewesen.

Und das wäre die beste und glücklichste Lösung des bedrohlichen Konfliktes.

Wigand denkt mit zusammengebissenen Zähnen an die Möglichkeit einer Korrespondenz zwischen den beiden jungen Leuten.

Was sollte er beginnen, um alsdann die gefährliche Wirkung solcher Liebesbriefe, welche Gewissenlosigkeit und Frivolität schreiben würde, zu annulliren? Hat er das Recht, Joël den schriftlichen Verkehr mit der Cousine zu untersagen?

Nein, ebenso wenig, wie er seinem Courmachen ein Ende bereiten konnte. Eikhoff war zu klug und gewandt, um eine Handhabe zu geben, ihn energisch zur Rechenschaft zu ziehen.

„Beinah" geküßt! Sein Verdienst war es wahrlich nicht, wenn er dieses „Beinah" jetzt als Schild und Wehr vor sich halten konnte. „Beinah" ist keine Thatsache und eine solche allein berechtigt, einen Dieb an fremdem Glück zur Verantwortung zu ziehen.

Wigand hat die zornbebenden Fäuste ausgestreckt, den Erbärmlichen zu packen, welcher zum Zeitvertreib mit Mädchenherzen spielt, aber der Gegner entwindet sich ihm, glatt wie ein Aal, und spottet als Antwort: „Ob ich sie liebe, was geht's Dich an? Und ob sie mich liebt, was kümmert es Dich?"

Nein, das Lieben kann er keinem Herzen verbieten, und einen Mann, der nur um sein Haus schleicht und es nur mit begehrlichen Blicken umfaßt, kann er noch nicht als Einbrecher zur Strafe ziehen.

Möchte Gott geben, daß er selber das Feld räumt, so lange es noch Zeit ist; das Kräutlein Vergessenheit hat schon manche Wunde heilen lassen, die schöne Augen einem Herzen geschlagen.

Er widmete dem alten Landbriefträger aber nach

wie vor seine vollste Aufmerksamkeit. Glücklicherweise grundlos. Weder kamen noch gingen Briefe.

Nur einmal sandte Erika ein kleines, buchartiges Paketchen an eine Freundin in die Residenz. —

Zwei Wochen waren vergangen.

Das Befinden des Obersten gab von Tag zu Tag Anlaß zu ernstesten Befürchtungen. Der Wagen des Doktors hielt täglich vor dem Gutshaus von Ellerndörp und die Miene des tüchtigen jungen Arztes ward immer bedenklicher und sorgenvoller. Eine unbeschreibliche Angst und Muthlosigkeit erfaßte die Familie und das ganze Dorf; wie mit bleiernen Flügeln lag die Sommerhitze über dem grabesstillen Haus, und der einzige Thau, welcher eine müde, gequälte Seele erquickte, waren die Thränen, welche unaufhaltsam über Erikas Wangen rollten.

Eine Depesche traf ein.

„Vater heute Nacht gestorben, erwarten Wigand zur Beerdigung. Joël“ — war der kühle, lakonische Inhalt.

Einen Augenblick kämpfte Landen einen schweren Kampf. Seine Liebe, seine unbegrenzte Dankbarkeit gegen den Wohlthäter seines traurigen Lebens zog ihn mit schmerzlicher Sehnsucht in das Haus des Geheimraths, dem Entschlafenen die letzten Ehren zu erweisen, ihm die Hände zum letztenmal mit der Zärtlichkeit und Verehrung zu küssen, welche sein eigenes Kind ihm nicht mehr entgegenbrachte; er wußte aber, wie es um den Oberst stand und erachtete es jetzt als seine erste

Pflicht, den beiden schutz- und hülflosen Damen in dieser schweren Zeit zur Seite zu stehen.

Er telegraphirte umgehend zurück, daß er zu seinem tiefen Schmerz nicht kommen könne. Oberst Koltitz läge so schwer krank, daß sein Ende stündlich erwartet werden müsse; seine Anwesenheit in Ellerndörp sei unter diesen traurigen Umständen unerläßlich.

Erika las die Depesche und ihr eigener tiefer Schmerz übertrug sich auf das fremde Leid.

Auf den Wunsch ihrer Mutter schrieb sie umgehend einen Brief der herzlichsten Theilnahme an Joël und die Geheimräthin; ein Gärtner in der Residenz ward beauftragt, für den letzten, blüthenduftigen Gruß zu sorgen.

Und dann zogen die Stunden immer düsterer, immer trostloser über Ellerndörp dahin.

Der Oberst litt unsagbar, und seine Umgebung empfand die Qualen gleich wie er.

Die Nacht war dunkel und schwül.

Weit geöffnet standen die Fenster des Krankenzimmers.

Hinter grünem Schirm brannte die Lampe; eine klagende Vogelstimme tönte aufgeschreckt aus dem Garten empor, Nachtschmetterlinge schwirrten gegen die Decke.

Wigand saß an dem Lager des Kranken und starrte mit gefalteten Händen vor sich hin. Er lauschte auf die schweren Athemzüge, auf das leise Röcheln und Stöhnen, welches ihm in die Seele schnitt.

Es stand schlecht, sehr schlecht um ihn, der Arzt fürchtete das Schlimmste. Die Uhr tickte eintönig und rastlos, und Wigands Gedanken spannen immer schneller und fieberischer ihre Träume.

Was sollte werden, wenn Koltitz starb?

Dann lag es an ihm, die beiden einsamen Frauen nicht zu verlassen.

Wer soll Ellerndörp bewirthschaften, wenn er geht? Es giebt keine Treue und Zuverlässigkeit mehr auf der Welt. Und weil die Damen nichts, so gar nichts von Landwirthschaft verstehen, würden sie hülflos einem Fremden preisgegeben sein, welcher vielleicht nur seine Interessen und nicht die ihren wahrt. Kann aber Wigand zeitlebens hier bleiben?

Seine Verhältnisse weisen ihn darauf an, etwas zu verdienen und sich selbstständig zu machen.

Seine Zukunftspläne gipfelten in der Pacht einer schönen Domäne, welche seinen Fleiß und sein Wissen auch mit goldenen Früchten lohnt.

Ellerndörp zu pachten würde für ihn sehr wenig verlockend sein, denn das Gut taugt nicht viel und trägt zu der Arbeitslast, welche es macht, so gut wie nichts ein. Ja, könnte er als eigener Besitzer mit etwas Kapital wirthschaften, dann würden sich auch auf Ellerndörps Sandboden Einrichtungen treffen lassen, welche sich wohl sicher rentirten.

Das Beste wäre es, das Gut zu verkaufen. Wo aber findet sich ein Grillenfänger wie Koltitz, welcher seinen Stab in diese trostlose Einsamkeit setzt?

Je nun, oft ist's ein Zufall.

Auf alle Fälle, wie es auch kommen mag, Wigand bleibt hier. Er kann nicht fort, wollte er auch.

Was liegt an ihm und seiner Zukunft? Was nützt ihm alles Erwerben und Verdienen? Er findet wohl stets sein täglich Brot, und Ansprüche hat er ja nie an das Leben gestellt.

Aber Erika! Sie darf nicht Armuth und Elend kennen lernen, ihr Vermögen soll und muß erhalten bleiben, und das ist seine Pflicht und seine Aufgabe.

Der Denker schrickt zusammen.

Koltitz hat sich jählings emporgerichtet und seine glühende, abgezehrte Hand auf den Arm des jungen Mannes gelegt.

„Wigand, bist Du bei mir?"

„Ja, lieber Onkel! Wünschest Du etwas? Darf ich Dir eine Erfrischung reichen?"

„Wasser!"

Landen stützt den Kranken und wartet sein mit der Sorgfalt und Behutsamkeit, wie eine treue Wärterin ein Kind pflegt.

Der Oberst neigt sich vor und starrt Landen mit großen, weit offenen Augen an.

„Wigand!"

„Lieber Onkel?"

Er umkrampft die Hände des jungen Mannes.

„Es bläst zum Sammeln, Junge!"

„Thorheit, Onkelchen! Der Anfall ist diesmal heftiger wie sonst, aber er geht vorüber wie alle andern auch."

Der Kranke schüttelt aufgeregt den Kopf.

„Ich fühl's, ich fühl's, Wigand!“

„Ich bin hier, lieber Onkel!“

„Was soll's werden, wenn ich fort muß?“

„Es wird Alles so bleiben, wie es ist.“

„Du verläßt meine arme Frau und mein Kind nicht?“

„Nicht, so lange sie meiner bedürfen.“

Einen Augenblick herrscht Schweigen, Wigand trocknet liebevoll die perlende Stirn des Leidenden.

„Sie bedürfen stets der Treue, stets. Vor allen Dingen Erika. Mir läßt's keine Ruhe, des Joël wegen. Ich hab' kein Vertrauen zu ihm, er taugt nichts. Wigand, mein Kind soll glücklich werden, glücklich! Sie verdient es, sie ist zu gut für einen leichtsinnigen Fant. Du willst hier in Ellerndörp bleiben? Gott segne Dich dafür. Gieb mir Deine Hand, mein Sohn; versprich es mir, gelobe es, daß Du über Erikas Glück wachen willst! Ach, daß Du mir in diesem Augenblick in das Herz sehen könntest. Ein Sterbender darf wohl rückhaltlos sprechen, ich bin ein Sterbender. Wigand, verlaß meine Erika nicht, und wenn . . . wenn Du sie lieb haben kannst, mach' sie zu Deinem Weib. Dann wird sie wohl geborgen sein und ich kann in Frieden die Augen schließen. Wigand, sieh' mich an, fest, wahr, der liebe Herrgott hört Deine Worte, hast Du meine Erika lieb?“

Ein Zittern flog durch die gefalteten Hände Landens, er neigte das erbleichende Haupt, jählings

warf er sich auf die Kniee und preßte sekundenlang die Stirn auf die kühlen Linnen. Dann blickte er auf, in die Augen des Sterbenden. Sein Antlitz leuchtete wie verklärt.

„Ja, Onkel, ich liebe sie, mehr wie mein Leben, mehr wie mich selbst, ich liebe sie bis in den Tod.“

Die Arme des alten Herrn tasteten voll zitternder Hast nach dem Sprecher, er wollte sich aufrichten, die Kraft verließ ihn, seine Hand nur sank schwer auf das Haupt des Knieenden. „Mein Sohn, mein lieber Sohn, ich segne Dich!“ Und dann schrak er wieder jählings empor. „Wigand, Wigand, schwöre es mir!“

Da neigte sich Landen und faltete seine Hände um die des Sterbenden. „Ich schwöre Dir, Onkel, daß ich alles, was in Menschenkräften steht, thun werde, um Erika glücklich zu machen!“ Seine Stimme zitterte. „Sie soll glücklich sein, so ist's Dein Wille, und ich, ich will Gott den Allmächtigen bitten, daß er ihr ein volles Glück bescheide.“

Eine kurze, tiefe Stille. Nur ein Händedruck. Dann flüsterte der Oberst: „In meinem Schreibtisch liegt ein Brief an Dich, in einem Jahre sollst Du ihn öffnen. Und nun geh', mein lieber, braver Sohn, und rufe mir Weib und Kind, ich möchte sie noch einmal küssen!“

Das war eine schmerzensreiche, unbeschreiblich traurige Stunde. Ein Abschiednehmen und Scheiden, ein Trösten, Anklammern und verzweifeltes Aufschluchzen.

Kurze Zeit sprach der Oberst noch bei völlig klarem Bewußtsein, dann verwirrten sich seine Sinne, Phantasien jagten ihre wüsten Bilder durch sein Hirn. Er saß wieder zu Pferd und führte sein Regiment, die Kommandos waren gelle Aufschreie, seine Bewegungen wildes Zucken. Und dann leerte er selbst in der Erinnerung noch einmal den bittern Kelch, welcher seine letzten Lebensjahre vergiftet, die Stunde, da man ihm den Abschied in das Haus geschickt.

Und auch dieser letzte Schmerz ward ausgekämpft. Der Kranke sank zurück in die Kissen, minutenlang lag er regungslos.

Und dann mußten wohl milde, friedliche Lieder sein müdes Herz zur Ruhe wiegen, er lächelte, er athmete tief auf, langsam, ganz langsam erstarrte das Angesicht unter den kühlen Schatten des Todes.

Als der erste Purpurstreif den Horizont umglühte, lagen seine Hände kalt und steif in den bebenden Fingern seiner Wittwe.

— — — — — — — —

Erika stand am Fenster und lehnte das müde, verweinte junge Angesicht gegen die Scheibe. Ihr Blick hing in qualvoller Erwartung an dem Feldweg, welchen der Postbote kommen mußte.

Seit vierzehn Tagen schlief der Vater bereits in seinem stillen Kämmerlein an der Kirchhofmauer. Viele, viele Blumen und Briefe hatten den Hinterbliebenen gezeigt, wie treuen Antheil man an ihrem tiefen Schmerze nahm; auch Joëls Mutter hatte einen

prachtvollen Kranz mit schwarz umränderter Karte geschickt, von Eikhoff selber keine Zeile. Und er schrieb nicht, weder gestern noch heute. Erika preßte die Hände gegen das wehe Herz und weinte bitterlich.

---

8. Kapitel.

Wigand hatte voll aufopfernder Treue die Angelegenheiten der beiden einsamen Damen geordnet, hatte ihnen wie in selbstverständlicher Dienstwilligkeit in den schweren Tagen zur Seite gestanden und mit ernster Besonnenheit die Verwaltung des Gutes allein übernommen. Alles ging den gewohnten alten Gang und Frau Koltitz kam in der ersten Aufregung gar nicht auf den Gedanken, daß es anders sein könne.

Als sie sich allmählich in ihre Verlassenheit fand und begann, über alles ruhiger und klarer zu denken, erwog sie auch den Umstand, daß es doch eine harte und eigentlich undenkbare Zumuthung sei, Wigand dauernd an Ellerndörp zu fesseln. Eine nervöse Unruhe erfaßte die Hilflose. Was sollte ohne ihn werden? — Was sollten sie ohne seinen Schutz und seine sorgende Umsicht beginnen?

Als sie eines Abends mit Erika und Wigand von dem Grab des Obersts heimkehrte, berührte sie zum

erstenmal diese Angelegenheit. Sie war aufgeregt, Angst und Unruhe durchzitterten ihre Stimme.

Erika wußte, wie schwer diese Zukunftsfrage auf der Mutter lastete, ihr Blick hing wie in angstvollem Flehen an dem ernsten Angesicht des jungen Mannes und zum ersten Mal im Leben hatte sie die Empfindung: „es ist ja ganz unmöglich, daß wir uns von ihm trennen! er gehört zu uns, er kann uns nicht verlassen!“ Nie war sie sich so verlassen vorgekommen wie jetzt.

Der Vater war ihr genommen, von Joël kam kein Wort der Theilnahme, keine freundlich tröstende Zeile, das war zu viel des Wehes auf einmal. Sie suchte ihn mit aller Erfindungskunst der Liebe zu entschuldigen.

Sicherlich fand er keine Zeit, durchaus keine Zeit. Auch er muß die Angelegenheiten im Elternhause ordnen, er muß die alten Verbindungen mit seinen musikalischen Freunden und Meistern neu aufnehmen, im Wirbel des Stadtlebens wird vorerst die Erinnerung an das verhaßte Haidedorf zurückgedrängt.

Sie zürnt ihm nicht, sie empfindet es nur so qualvoll, einsam und trostlos zu sein. Der Gedanke, auch Wigand zu verlieren, entsetzt sie, denn die Mutter hat ihr klar gemacht, was sein Scheiden für das Gut bedeute. Und nun fragt ihn die leise vor sich hin weinende Frau, was er über sich und seine Zukunft beschlossen!

Erikas Blick hängt an seinen Lippen. Nie hat sie sein ehrliches Angesicht so aufmerksam studirt wie in diesem Augenblick.

Sie athmet tief auf, als sie den Ausdruck seines Auges sieht, mit welchem er die Mutter anschaut. — Nein, wer so voll Güte und Treue drein blickt wie er, kann keine Menschenseele kränken und verlassen.

Und das versichert er auch voll warmer Herzlichkeit. Seine Worte klingen so schlicht wie stets und dennoch deucht es dem jungen Mädchen, noch nie so viel Trost und Beruhigung aus einer Stimme geschöpft zu haben, wie aus der seinen.

Seine Selbstlosigkeit denkt nicht an sich und den eigenen Vortheil, er sagt kurz und klar, daß er Ellerndörp verwalten werde, bis es Frau Koltitz für rathsam finde, das Gut zu verkaufen.

Man überlegt her und hin, Frau Koltitz weiß genau, daß es große, sehr große Schwierigkeiten haben wird, diesen einsam gelegenen Besitz, welcher in den Augen normal denkender Menschen sehr viel mehr Schatten- wie Lichtseiten aufweist, zu verkaufen. Wenigstens schadlos zu verkaufen. Der Oberst hatte ehemals in krankhafter Verblendung das gesucht, was Andere meiden, und da er sich stets für vollkommen gesund hielt, erwog er auch nicht die schlimme Lage, in welche seine Erben einst versetzt sein würden.

Diese Gewißheit peinigt die an und für sich schon sehr wenig willensstarke und schwache Frau und die Versicherung Landens, Ellerndörp nicht verlassen zu wollen, erfüllt sie mit einem Gefühl unendlicher Beruhigung. Sie klammert sich an die feste, starke Hand, welche ihr mit ermuthigendem Zuspruch geboten wird.

„O Wigand!“ schluchzt sie leise, „Du ahnst nicht, welches Werk der Barmherzigkeit Du an uns thust! Die Sorge um das Gut lastete wie Centner auf meiner Brust und die Angst um das Besitzthum meines Kindes würde mich unter die Erde gebracht haben! — Mein Mann hat viel, ach, viel zu viel in das Gut gesteckt, — macht ein treuloser Verwalter damit Bankerott, ist meine arme Erika so gut wie eine Bettlerin.“

„Ich bleibe hier und wache über Euch und Euer Glück.“

Frau Koltitz wollte antworten und danken, aber sie suchte vergeblich nach Worten. Jede Gemüthserregung trieb ihr sofort die Thränen in die Augen, und so preßte sie auch jetzt das Taschentuch bitterlich weinend vor das Antlitz und wankte, gebeugt wie eine Greisin, die Stufen der Veranda empor.

Wigand hatte ihre Hand an die Lippen gezogen; er blieb respektvoll an der Treppe zurück, um allsogleich in den Stallungen nach dem Rechten zu sehen. Er erwartete, daß Erika der Mutter folgen werde.

Ueberrascht wandte er sich zurück, als das junge Mädchen regungslos neben ihm verharrte und blickte unwillkürlich in das zarte Gesichtchen, welches, von den schwarzen Trauerschleiern umwallt, bleicher denn sonst erschien.

Wie ein Blitzstrahl traf ihn der tiefe, unerklärliche Blick der Blauaugen. So hatte ihn Erika noch niemals angesehen. Unbegrenzte Dankbarkeit, wärmste, herzaufquellende Empfindung leuchtete ihm, unter den dunkeln Wimpern hervor, entgegen.

Er fühlte, wie es ihm heiß vom Herzen empor in die Wangen schoß. Er wollte sprechen, aber das Wort erstarb ihm auf der Lippe, er stand und schaute in ihr Auge, wie unter dem Banne eines Zaubers.

Da streckte sie ihm jählings beide Hände entgegen. „Wigand!“ sagte sie mit leiser, halb erstickter Stimme, „Du treue, treue Seele!“

Seine Rechte krampfte sich um das Treppengeländer.

„Ja, Erika, ich bin getreu,“ stammelte er in höchster Verwirrung; „möchtest Du dessen stets eingedenk sein, namentlich dann, wenn Du einen treuen Freund gebrauchst!“

Und dann kam es ihm erst in den Sinn, daß er die kleinen, ihm dargereichten Hände wohl erfassen müsse.

Er that es, mit kurzem, krampfhaften Druck, zog den Hut tief in die Stirn und schritt davon wie Einer, der konfus und ziellos in die Welt hinein läuft.

Erika schaute ihm nach, zuerst betroffen, dann wie in jähem Erschrecken.

Zum erstenmal war es ihr zu Sinn, als habe das Angesicht des jungen Mannes einem offenen Buche geglichen. Sie las darin, aber was sie gelesen, ließ ihr Herz in tiefem, mitleidsvollen Weh erzittern.

Sie vermied es seit dieser Stunde, mit ihm allein zu sein. Das erschien nicht auffällig, denn Landen arbeitete wie von fieberischer Unruhe gefoltert mit Einsatz aller Kräfte, alles Interesses und aller Zeit. Es war, als setze er Alles daran, das Gut in musterhaftester Weise zu verwalten, um Erika's Eigenthum

nicht nur zu erhalten, sondern in gewissenhafter Weise zu vermehren.

Und Erika zog sich mehr und mehr in die Einsamkeit ihres Zimmers zurück; ein neuer Zug ihres Wesens stach plötzlich in die Augen, das war ein milder, sinnender Ernst, welcher dem schwarzen Trauerkleide nur allzu angemessen war.

Wie Wigand draußen in Feld, Wald und Hof, arbeitete Erika voll rastloser Emsigkeit im Haus, zum stillen Entzücken der Mutter, welche nichts richtiger und passender für ein junges Mädchen fand, als gründliches Wissen und Erfahrung im Haushalte.

Auch Landen beobachtete es mit strahlenden Augen. Beide hatten unbewußt das Empfinden, nun alle Kraft doppelt einsetzen zu müssen, um Ellerndörp, dem Andenken des Vaters getreu, auf tadelloser Höhe zu erhalten! Und doch gingen sich Beide geflissentlich aus dem Wege.

Sie empfanden, daß ein unsichtbares, brennendes Etwas zwischen ihnen stand, gegen welches nicht anzukämpfen war.

Der harmlose, lustige Verkehrston zwischen ihnen von ehemals war unmöglich geworden; warum? keines wußte sich auf diese Frage Antwort zu geben. —

Die Früchte reiften, der Herbst webte seine Fäden durch die Luft und die Haide lag roth, als sei sein Herzblut über sie hingeträufelt.

Erika schaute mit feuchten Augen zu dem Himmel

empor, wo die Wandervögel in ersten, lockenden Schaaren kreisten.

„Könnte sie ihnen folgen!“ — Heiße, brennende Sehnsucht nach der weiten, fernen Gotteswelt wollte sie manchmal wie eine zehrende Krankheit überkommen.

Nur einmal mit Schwalbenschwingen die blaue Luft durchschneiden, — nur einen, einen Blick in ein Fenster der Residenz werfen! —

Thörin! was suchte sie dort? — Joël ist frei und glücklich! Denkt wohl ein Vöglein, welches nach qualvoller Rast aufjauchzend die Schwingen heben durfte, noch an den Kerker zurück? — Monate waren seit Joël's Scheiden vergangen, keine Nachricht, keine Zeile, kein Gruß hatte sie erreicht.

Und dennoch — das immergrüne Kraut der Hoffnung wollte auch in ihrem Herzen nicht welk und dürr werden, ihre Thränen netzten es. — — — — — —
— — — — — —

Die Blätter wirbelten zur Erde, erster Reif deckte die Haide und der Herbststurm fuhr mit schriller Klage über das Flachland, wie ein verzweifelndes Weib, welches nach dem verlorenen Glück des Lenzes sucht!

Nun wird bald ein weißes Bahrtuch über Ellerndörp liegen, welches noch den letzten Rest von Leben und Regsamkeit ersticken wird.

Tausend weiße Flocken bauen eine niedrige und dennoch schier unüberwindliche Mauer zwischen das Haidehaus und die ferne, bunte Außenwelt, welche nun erst

zu athmen beginnt, die verstaubten Augen frisch auswäscht, die Schellenkappe über die Ohren zieht und in den Carneval hineintollt!

In Ellerndörp bleibt's still. Trauerschleier wehen wie verkörperte Todtenklage drüber hin, — ernste, wunschlose Menschen warten auf einen Frühling, welcher selbst die Gräber mit lieblichen Blüthen neuer Hoffnung schmückt. —

Wunschlos? — Nein, Erika ist nicht ohne Wünschen und Begehren. Keine Feste, keine Freuden, kein lustiges Leben lockt sie hinaus, nur die Sehnsucht eines blutenden Herzens, welches Kunde von dem begehrt, welcher ihm — in thörichtem Kampf gegen die Vernunft, so unendlich lieb geworden. —

Und weil sie ihr Leid dem Sturmwind geklagt, hat er alle Seufzer und Thränen auf seine ruhelosen Schwingen genommen und sie hingetragen zu dem, welchem sie gegolten. Da war etwas Unerwartetes, unsagbar Freudiges geschehen. —

Die Thüre klang leise in den Angeln, Wiegand trat ein. Er sah wunderlich aus, farblos und verstört. Er reichte ihr stumm einen Brief entgegen und sein Blick brannte wie in verzehrender Angst auf ihrem Antlitz.

Wie marmorblaß dieses liebliche Gesicht wurde, wie jählings das Blut wiederum in die Wangen schoß. — Es glühte auf, wie ein Rosenkelch, den die Sonne trifft.

„Von Joël!“ — stammelte sie.

Er nickte, — seine Zähne gruben sich in die Lippe, als wolle seine Seele aufschreien in wilder Qual. Er wandte sich schweigend und ging.

Erika aber war kaum im Stande, den Umschlag mit ihren zitternden Fingern zu erbrechen.

Sie starrte auf die Adresse, auf die flüchtigen, weit ausholenden, seltsam verschnörkelten Schriftzüge. „Von ihm! — von ihm.“ —

Sie setzte sich wie traumbefangen nieder, athmete tief auf und preßte das steife Papier gegen die heiße Stirn.

Dann kam es über sie wie ein Rausch der Wonne. Sie öffnete voll brennender Ungeduld.

Zarter Duft wehte ihr entgegen.

Ueberraschender Weise bediente sich Joël keines schwarzgeränderten Papiers mehr, obwohl der Geheimerath erst ein paar Monate lang im Grab ruhte. —

Auch die Trauer ist der Mode unterworfen, — vielleicht galt es in der Residenz nicht mehr für chic, einem Brauch zu huldigen, der sich mit der langen Reihe von Jahren, seit welchem er existirt, überlebt hat.

Zart, fliederfarben schimmerte das Briefpapier des jungen Eikhoff und Erika entsann sich schnell der Thatsache, daß lila eine Farbe der Schwermuth war, bis sie die Caprice schöner Frauen unter der Benennung von „Heliotrop oder Flieder“ zum Wahrzeichen junger Mütter gemacht.

Als besondere Originalität schmückte das Brief-

papier des Componisten ein goldgepreßter, großer Violinschlüssel, schräg in die linke Ecke des Bogens gestellt, während wie ein Sternschnuppenheer, ein Schwarm schwarzer Noten, Fermaten, Baßzeichen ꝛc. über das ganze Papier ausgestreut war.

Erika hatte kaum Zeit, diese elegante Außenseite des Briefes zu beachten, geschweige dieselbe genugsam zu würdigen! Ihr Blick verschlang den Inhalt.

„Allerliebstes Blümlein Erika!“ las sie hochklopfenden Herzens. „Falls Ihre Ungnade mich armen Sünder nicht längst im Fegefeuer zu Staub und Asche geröstet hat, bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen seit langer Zeit einmal wieder ein Stündchen Gesellschaft zu leisten! Die Kürbislaube wird wohl längst entblättert stehen und Modder Dörten in den Stachelbeeren keine „Neidhöhle“ mehr etabliren können, um als moderner Fafner den Schatz von Ellerndörp zu bewachen! Ich denke es mir bei den herbstlich-grauen Tagen noch trostloser denn sonst in Ihrer Einsamkeit, welche meine geistreiche kleine Mama das „Thal des Todes!!“ betitelte, nachdem ich ihren Nerven eine genaue Beschreibung von Ellerndörp zugemuthet! — Also nicht in die Kürbislaube! — Kühn — wie die Weiber ja alle am liebsten behandelt sein wollen, — folge ich Ihnen heute in das Heiligthum Ihres jungfräulichen Gemaches, — — weisen Sie mir die Thür? Nein! mein Selbstvertrauen ist groß! —

Lang ist es her, daß ich zum letzten Mal Ihr liebes,

kleines Patschchen an die Lippen ziehen durfte, — es liegt eine ganze Menge dazwischen, sowohl für Sie wie für mich; da es aber nicht nur Erfreuliches ist, lassen Sie, bitte, das Vergangene vergessen sein! Mir sind sentimentale Ergüsse greulich und ich habe so viel Trauerflor und Todtenblumen zu sehen bekommen, daß es mich herzlich nach heiteren Tagen verlangt.

Haben Sie sich gewundert, ma petite mignonne, daß ich schreibfauler Gesell so lange geschwiegen? — Zeit! Zeit!! woher die Zeit zu Korrespondenzen nehmen! — Hätte ich mir nicht auf der Rückfahrt von Helgoland einen tüchtigen Katarrh in Hamburg geholt, welcher mir Stubenarrest diktirt, würde dieser Brief wohl auch heute noch nicht von Stapel laufen! — Helgoland! wissen Sie, daß wir sechs Wochen dort zugebracht haben? War höchste Zeit, daß Mama ihre Nerven etwas aufmunterte, denn Sie glauben gar nicht, welch ein Trubel von Visiten ꝛc. solch ein Trauerhaus heimsucht! Diese schwarz verschleierten Klageweiber täglich anhören, zum hundert und tausendsten Male die ganze Leidensgeschichte breittreten müssen, ist eine unerhörte Zumuthung, und da meine arme kleine Mama so wie so schon durch die Krankenpflege tüchtig mitgenommen war, entschloß ich mich kurz, schloß die Bude ab und fuhr mit ihr los! — War eine nette, ganz allerliebste Zeit, welche uns so recht auf den Geschmack des Reisens gebracht hat! — Hören Sie darum und bleiben Sie Ihrer Sinne Meister, holdes Haideblümchen!

Anfang des nächsten Monats gedenken wir diesem kalten, sturm- und schneegeplagten Deutschland den Rücken zu kehren, um uns unter dem ewig lächelnden Himmel Griechenlands in olympische Träume zu wiegen!

Ich bedarf einer kleinen Auffrischung, um meinem Genius die Zügel schießen zu lassen! Selbst der Gottbegnadetste muß sehen, hören, erleben, um schaffen zu können.

Helgoland regte mich sehr nett an. Ich habe dort verschiedene kleine Sätze für die „Dorflurle“ skizzirt. Dorflurle! Da werden Sie nur die Augen aufreißen, petite Erika, und nicht ahnen, was das für ein Gewächs ist! — Lassen Sie sich erzählen, ich weiß, Ihr treues Herzchen nimmt Antheil an meinen Schöpfungen.“

Die Leserin ließ jählings den Brief sinken. Wie ein Jubelschrei rang es sich leise von ihren Lippen, und dann lachte sie, so glücklich, so überselig wie wohl nie zuvor. — „Die Dorflurle! O Herrgott des Himmels, er komponirt meinen Text!!“ und dann neigte sie sich abermals über das steife Briefblatt, welches ihre zitternden Finger kaum halten konnten und las mit glühenden Wangen weiter:

„Sie wissen, wie sehr ich mich um einen guten und wirksamen Operntext bemüht habe, wie ich beinah schon die Hoffnung aufgab, einen zu finden! Aber ... Glück muß der junge Mann haben! Eine größere und angenehmere Ueberraschung hat Pandora nie aus ihrer Büchse geschüttet, als jüngsthin über mich!

Denken Sie, Kind, ein anonymes Paket kommt an.

Da ich dergleichen Ovationen von schöner Hand gewohnt bin, öffne ich mit dem resignirten Seufzer, einmal wieder Rosen und Vergißmeinnicht in Mamas Boudoir tragen zu müssen; ich habe keine Zeit, sie in Wasser zu stellen.

Wie angenehm war ich jedoch berührt, als ich anstatt solch eines lyrischen Blumenseufzers ein Manuskript aus den Papieren schäle.

Kleines Heft, betitelt „Die Dorflurle,“ — Oper in drei Akten. Dabei ein Billet, welches die lakonischen Zeilen enthält: „Anbei ein Operntext, welchen aufrichtige Begeisterung für Ihr Talent geschaffen.“ Keine Unterschrift, kein Absender — nichts. — Ich lese, lese immer eifriger und entzückter. Die Dorflurle ist brillant, geradezu großartig, sage ich Ihnen! Ein paar Stellen etwas zu naiv und schüchtern verschleiert, kann aber leicht abgeholfen werden.

Sie können sich meine Freude, meine Erregung vorstellen!

Was ich so lange verzweifelt gesucht, fällt mir wie eine Sternschnuppe vom Himmel herunter! Natürlich forschte ich Tag und Nacht nach dem Verfasser oder der Verfasserin. Die Schrift gab keinen Anhalt, war die gewöhnliche glatte Schreiberhand, stand auch fein verschlungen „copia“ unten am Eck. Aufgegeben war das Paket in der Residenz. Ich bin hochgradig interessirt, den Anonymus kennen zu lernen.

Derselbe kann nur ein ganz bedeutender Künstler sein! Das Ding ist so geschickt, so effektvoll und originell

geschrieben, wie nur eine allererste Kraft gestalten kann! Möchte wohl mal einen Roman aus dieser selben Feder lesen, das müßte ein Genuß sein! Wer weiß, wie oft ich es schon gethan habe; der Verfasser kann nur eine berühmte Größe sein!

Hat gewiß mal irgend ein Meister oder eine Meisterin der modernen Literatur gehört, daß ich nach einem Text suche und siehe da: „Aufrichtige Begeisterung für mein Talent" hilft mir aus der Patsche!

Sie können sich denken, wie mich das geheimnißvolle, eigenartige dieser Sendung anregt und begeistert! Ich hoffe, in Griechenland die Oper zu vollenden und bin überzeugt, daß diese heiße Sonne eine berauschende, giftig-süße Blüthe aus der Knospe küßt! Wild und leidenschaftlich, toll und ungestüm, — so muß es sein und so soll es werden!

Zur Aufführung müssen Sie selbstverständlich her kommen, Haideblümchen, Sie sollen Ihren Freund auf dem Gipfel des Erfolges sehen! — Mütterlein beabsichtigt so wie so, Sie im nächsten Winter Ihrer entsetzlichen Einöde zu entreißen und Sie als lieben Gast in unser Haus zu laden. — Wollen uns schon amüsiren! —

Mama bringt Ihnen ihre liebenswürdigste Sympathie entgegen, denn sie ist jeder Menschenseele dankbar, welche ihrem Sohn etwas freundliches erweist, wie viel mehr Ihnen, die mir in der schauderhaftesten Zeit des Exils als einzig holdes Sternlein geleuchtet.

Seltsam, mit Wigand konnte ich mich nicht so recht

stellen! Ich haßte ihn als Werkzeug meines Vaters, obwohl er im Grunde ein sehr harmloser Junge und wohl ganz unschuldig an seiner Gefangenwärterrolle war! —

Grüßen Sie ihn, liebe Erika, und sagen Sie ihm, die Erbschaftsangelegenheit sei noch immer nicht geregelt, unserer Abreise wegen. In den nächsten Tagen soll aber Vaters Testament eröffnet und vollstreckt werden. So viel ich weiß, ist er auch mit einer kleinen Summe bedacht, welche ihm die Möglichkeit geben soll, sich selbständig zu machen. —

Was soll dann nun eigentlich aus Ihrer Haidequetsche werden? Wollen Sie sich Ihr Lebenlang etwa in Ellerndörp einpökeln?

Verkaufen Sie doch so schnell wie möglich diese Streusandbüchse und siedeln Sie wieder in elektrisches Licht über! — Wigand wird sich wohl auch bedanken, for ever den Einsiedler auf Marks Riff zu spielen, nun — und Sie doch in erster Linie! Ist ja eine zu tolle Idee von Ihrem Vater gewesen, Ihnen diesen Ballast aufzupacken, aber der Egoismus der Herren Papas ist ja meist unberechenbar.

Je nun, tempi passati! Ich will Ihnen dringend wünschen, daß auch Sie und Ihre Mutter sich nun das Leben einrichten können, wie Sie wollen, ohne Bevormundung und rücksichtslose Willkür Anderer! Wir sind resp. waren ja Leidensgenossen; die beiden Väter fanden es nach ihrem Geschmack, uns lebendig zu begraben! Es ist überstanden. Ich kann ja zu

Niemand so ehrlich sprechen, als wie zu Ihnen und Mama, denn nur Sie wissen es, was ich gelitten habe. Solche Wunden, welche die Knute schlägt, heilen und vernarben erst mit der Zeit, die Welt aber verlangt Thränen in den Augen des trauernden Sohnes!

Gott sei Dank, eine Zeit lang außer Landes! Sie glauben nicht, wie dieser Gedanke mich erfrischt und anregt! Leihen Sie sich Taubenflügel und folgen Sie uns auf klassischen Boden!

Und nun leben Sie wohl, für lange Zeit. Sie wissen, daß ich schreibfaul bin.

Zur Aufführung der „Dorflurle“ auf Wiedersehen! Ich sage Ihnen, Erika, eine Mondscheinscene am Brunnen — sapristi, die muß in's Blut gehen! Grüßen Sie Ihre Mama und Freund Wigand; der Letztere hört nächster Tage durch den „Testamentsvollstrecker“ das Weitere!

Ich küsse Ihre liebe kleine Hand und bin stets und ständig ganz der Ihre! Joël.“

Erika ließ die steifen Briefblätter sinken und starrte mit brennenden Wangen in das herbstliche Sturmgebraus hinaus.

Wunderliche, verschiedenartige Gefühle durchbebten sie.

Mit Abscheu und Empörung erfüllten sie die lieblosen, frivolen Worte eines Sohnes, dessen Erbitterung es selbst über das Grab hinaus dem Vater nachträgt, daß seine fürsorgende Liebe ihm die eigenen Pläne kreuzte und dennoch .... Joëls schönes, bestrickendes

Bild schwebte ihr vor Augen und blendete sie. Allsogleich suchte ihre Liebe nach Entschuldigungsgründen. Es schmeichelte ihr, daß der junge Mann sich ihr gegenüber so rückhaltlos äußerte. War das nicht ein Zeichen, daß er zu ihr ehrlich und aufrichtig war? Sie weiß, was er gelitten. Für seine Leidenschaftlichkeit war das, was er erduldet, genug, um Herz und Seele zu vergiften. Sie, das weiche, milde, duldsame Mädchengemüth, fügt sich selbstlos in den Willen des Vaters, der Mann aber, der Künstler, erleidet Todesqualen unter der fremden, tyrannischen Gewalt, welche ihm sein ganzes Lebensglück vernichten will. Man muß der Eigenart Joëls gerecht werden und Jeder, der ihn so kennt, wie Erika, wird nicht mit ihm in's Gericht gehen, wie mit einem gewöhnlichen Alltagsmenschen. Erika strich hochathmend über die Stirn, als wolle sie die Schatten fortwischen, welche unwillkürlich beim Lesen des Briefes darüber geflogen. Sie lächelte.

Die Dorflurle! Welch' ein Entzücken, welch' eine namenlose Freude für sie! Was sie bezweckte, hatte sie erreicht, und dieser schöne Erfolg ließ ihr Herz höher schlagen. Anerkennung und Lob wirken berauschend auf eine junge Seele. Erika breitete stürmisch die Arme aus, als wolle sie voll himmelhoch jauchzender Begeisterung die ganze Welt umfangen.

Soll sie ihm eingestehen, wer die Verfasserin ist? Einen Augenblick schwankt sie zwischen dem glühenden Wunsch, in Joëls Augen einen Triumph zu feiern

und der mädchenhaften Scheu, ihr Pseudonym zu brechen. Auch sagte sie sich voll echter Menschenkenntniß, daß die Aufklärung des interessanten Räthsels auf eine Natur wie die des jungen Eikhoff ernüchternd wirken müsse. Er läßt sich allzu sehr von äußeren Umständen bestimmen, und der Gedanke, einen namhaften Schriftsteller so lebhaft zu interessiren, daß derselbe ihm den gewünschten Operntext schreibt, wird ihn anregen und anspornen, nun auch seinerseits das Beste zu geben, um dem Zutrauen, welches man in ihn setzt, gerecht zu werden.

Sie wird also selbstlos und bescheiden über die Verfasserin der „Dorflurle“ schweigen, wird sich selber die stolze Freude des Eingeständnisses versagen, damit er desto sicherer zu Ruhm und Ehren gelangen möge. Wie lobt er den Text, wie trifft jedes Wort der Anerkennung sie funkengleich in das innerste Herz! Es zündet und lodert empor in nie gekanntem Gefühl.

So mag's einem jungen Vogel zu Muthe sein, der zum ersten Mal die Kraft der Schwingen erprobte und den es nun haltlos, wie mit Zaubergewalten, seiner ureigensten Natur gehorchend, empor in sonnenlichte Höhen treibt.

Einen Roman möchte er von ihr lesen?

Sollte es so schwer sein, einen Roman zu schreiben? Hinter Erikas Stirn wirbeln die Gedanken. Fand sie den Muth, einen Operntext zu schaffen, warum soll sie sich fürchten, ein Buch zu schreiben?

Einen Versuch wird und muß sie wagen, schon um

Joëls willen, welchem alle Kunst imponirt. Wird sich kein Verleger für das Werk finden, je nun, so wird ein mitleidiges Feuer die Blätter vernichten und ihr Geheimniß sinkt, nie verrathen, in Asche zusammen. Druckt man jedoch das Buch und hat es Erfolg, dann —

Erika preßt wie schwindelnd die Hände gegen die Schläfe. „Ich versuche es, ich wage es!" murmelt sie, springt empor und eilt zur Thüre, ihr stilles Stübchen zu erreichen.

Wigand begegnet ihr. Sein Blick trifft ihr Antlitz. Er sieht, wie es glüht, wie es wunderlich in den Augen leuchtet und strahlt. Er will fragen, ob Joël gute Nachricht geschickt, aber das Wort will nicht über die Lippen. Er tritt stumm beiseite.

Erika zögert momentan. Sie scheint sehr erregt. „Du bekommst nächster Tage auch Nachricht, Wigand!" lacht sie ihm entgegen, „gute Nachricht! Du hast auch etwas von Deinem Pflegevater geerbt und Joël freut sich so sehr darüber! O, Wigand, er ist doch eine treue, selbstlose Seele, er theilt gern mit Dir!"

Wigand senkt das Haupt. Es liegt eine tiefe Falte zwischen seinen Brauen. Da er nicht antwortet, eilt das junge Mädchen weiter. Seit jener Zeit sah man Erika noch seltener wie zuvor; sie hielt sich zumeist in ihrem einsamen Zimmer auf.

---

9. Kapitel.

Frau Geheimrath Eikhoff lag in dem bequemen Schaukelstuhl am offenen Fenster und atmete mit allen Anzeichen äußerster Erschöpfung die köstlich balsamische Luft, welche in leichter Brise über das Meer herüber um die Stirn des Pantokrater strich.

Das blaue, tiefblaue Wundermeer, welches mit dem unvergänglichen Zauber homerischer Dichtung verwoben, um die jonischen Inseln spült, dasselbe Meer, welches einst den göttlichen Dulder Ulysses durch Sturm uud Sonnenschein geschaukelt, dieselbe urewige Fluth, über welche der Schleier einer Leukothea dem Schiffbrüchigen entgegen flatterte! —

Wie ungezählte Menschenaugen haben es unter heiligen Schauern des Entzückens und der Andacht geschaut, wie viel ausgebreitete Arme sind ihm entgegen gestreckt, wie viele Lippen haben ihm enthusiastisch entgegen gejauchzt, befangen von dem Bann der Romantik, welche jede Luft- und Duftwoge über den klassischen Boden der alten Hellas trägt! —

Frau Geheimrath Eikhoff empfand in diesem Augenblick weder Begeisterung noch das Hochgefühl der Thatsache, Korfus Grund und Boden unter den Füßen zu fühlen, sie hatte lediglich schlechte Laune, sehr schlechte Laune, und als sie einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, brach ihr ganzer Unwillen in heftigsten Worten los.

„Joël!“ —

Der Gerufene trat von dem benachbarten Fenster, an welchem er lehnte, zurück und strich mit der Hand über das jugendlich-frisirte Köpfchen der hübschen Mama.

„Nun? fühlst Du Dich etwas besser, petite mère, oder fordert Poseidon noch immer seine göttliche Steuer?!“ —

„Spotte nur, Schlingel! und freue Dich, daß Du nicht der infame, nichtsnutzige Admiral Sagrada bist.“ —

„Der Admiral? wie kommst Du in diesem Augenblick auf Deinen feschen Triester Verehrer?!“ Joël lachte leise auf und warf sich in einen Sessel neben der Grollenden nieder.

„Verehrer! — ein netter Verehrer, welcher perfide genug sein kann, einer Dame die Tour über Triest nach Korfu als „Schönstes und Lohnendes“ zu empfehlen!!“ —

„Eine Wasserratte wie er, wird auf der blauen Adria nicht seekrank und traute einer so geistvollen Künstlermutter wie Dir, derartig irdische Schwäche auch nicht zu!“ —

„Entsetzlich, auf diese Empfehlung herein zu fallen! Wären wir doch anstatt sechs Wochen besser zwei Monate in Wien, dem schönen entzückenden Wien, geblieben! Was sollen wir hier in einem Barbarenlande, zu welchem man nur durch die grauenvollste aller Fahrten gelangen kann — —“

„Mamachen — Hand aufs Herz — solange Du wohl warst, gefiel Dir unsere Expedition auf dem comfortablen eleganten Lloyddampfer ganz ausgezeichnet! Du fandest die Mondscheinnacht hochromantisch — die Küste äußerst originell —“

„Küste! — originell!!“ — Frau Eikhoff hob die schneeweißen, schlanken Hände wie anklagend zum Himmel. Die Diamanten funkelten an den Fingern und durchblitzten an schmalem Goldreifen die Crêpespitzen, welche den Arm umzitterten: „Originell! was soll an diesem ödesten aller Gestade, an diesem greulichen Albanien eigenartig sein! — Kein grünes Blatt, kein Haus, kein Leben weit und breit! Jammervolle graue Steinfelsen, deren „pittoreske Bildung“ vielleicht einen Maler entzücken, für welche ich aber absolut kein Verständnis habe! — Steinklötze haben wir auch in Deutschland! — um ihretwillen braucht man nicht den Geist aufzugeben in einem Zustand — einem Zustand, Joël!!“ — —

„Hm . . Seekrankheit ist allerdings ein übler Beigeschmack für die albanische Küste!“ —

„Und diese nichtswürdige Enttäuschung, als alle Leute auf Deck: „Korfu! Korfu!“ jubelten und ich

bereits glaubte, von dem grauenvollen Marterkasten eines „comfortablen“ Dampfers erlöst zu werden! Empörend! — O ich hätte diesen infamen, ungraziösen Felsenklotz von Othoni zehn Ellen tief unter See verwünschen mögen!“ —

„Dann würden wir rettungslos an dieser tückischen Klippe gescheitert sein!“ — Joël zündete sich gelassen eine Cigarette an. „Dafür erfreute Dich unsere Landung in dieser edeln Stadt alsdann doppelt und der nette, dienstwillige Barkenführer —“

Die Geheimräthin schnellte mit sichtlich gehobenen Kräften empor und drückte die Hände gegen die Ohren. „Joël! — Mensch — sprich mir nicht von dieser Landung und von dem Scheusal — welches ich für einen Seeräuber hielt! — Diese Stunde auf der Rhede von Korfu hat mir ganz Griechenland verleidet!“

Der junge Componist lachte schallend auf: „Mamachen, ich habe ja nie etwas so unglaublich Komisches erlebt, als den Moment, wo der wackere Erikuse mit Deinem Handgepäck in seine Barke entschwand und Du mit ergiebigstem Organ: „Schutzmann! — Schutzmann!!“ hinter ihm her zetertest!“ —

„Zetertest! — welch ein Ausdruck, Du Schlingel, — die Angst schnürte mir ja die Kehle zusammen, daß ich kaum einen Laut über die Lippen brachte! — Und hätte ich auch „gezetert,“ — wäre es mir zu verdenken gewesen? Wie manch' lieben Roman über Seeräuber habe ich gelesen und plötzlich — ohne daß

man sich arges versieht, klettert, springt und schwingt sich, behend wie Affen, ein Schwarm so schauerlich wilder, entsetzlich aussehender Unholde über Deck, daß einem schon beim Anblick dieser schwarzbuschigen Banditen das Blut erstarrt! Und wie nun gar der Verwegenste dieser zerlumpten Barfüßer sich auf mein Gepäck stürzt, es ohne zu fragen an sich reißt und damit auf und davon geht —“

„Da hörte die Gemüthlichkeit auf!!“ —

„Allerdings! — Muß es eine zivilisirte Dame nicht auch grausen, sich in ein derart polizeiwidriges, wüstes Getreibe versetzt zu sehen, — ein Geschrei, Gestoße, Gedröhne .... oh — oh —!! es war zuviel für meine unglücklichen Nerven!“ —

„Du siehst aber, Mamachen, daß diese vermeintlichen Piraten grundehrliche Leute waren! — Da stehen Deine gesammten Gepäckstücke in tadelloser Unversehrtheit!“

„Weil ich energisch wurde, — weil ich den Schutzmann rief!“ —

„Du riefst ihn im schönsten Berliner Jargon, Kleinchen, leider versteht man denselben hier in Griechenland nicht!“

„Furchtbarer Gedanke, sich nicht einmal mit diesem Räubervolk verständigen zu können! Ich komme mir in diesem Lande absolut verrathen und verkauft vor!“ —

„Wirklich? — gieb mal acht!“ — Der Sprecher drückte mit feinem Lächeln auf den Klingelknopf. Nach

wenig Minuten stand der Kellner in der Thüre, patent, sauber, tadellos.

„Was haben wir zum Souper, Kellner?"

„Befehlen die Herrschaften im Saal zu speisen?"

„Nein, heute Abend auf dem Zimmer hier."

„Also **à la carte**? Werde augenblicklich die Speisekarte besorgen, Euer Gnaden!"

„Halt, Kellner, noch eins. Ist ein Stubenmädchen im Hotel, welches deutsch spricht?"

„Zu dienen, Euer Gnaden! Wir sind unser achtzehn aus Wien. Der Oberkellner ist Franzose, der Zahlkellner Engländer. Es werden alle Sprachen im Hotel gesprochen."

„Gut. Danke Ihnen."

Die Thüre schloß sich. „Nun, Mamachen?"

Die Geheimräthin seufzte erleichtert auf. „In einem Hotel von dem Rufe des „Saint Georges" kann man Derartiges wohl erwarten."

„Das Hotel ist ausgezeichnet. Sieh' Dich in diesem Salon um, entbehrst Du irgend etwas, zur Bequemlichkeit Dienendes?"

Der Blick der müden, verschleierten Augen der jugendlichen Wittwe wanderte durch den eleganten Raum, er war allerdings durchaus zufriedenstellend ausgestattet.

„Und nun wirf einen Blick hier aus dem Fenster! Dieser imponirende Platz ist die Spianata! Sieh' diese famosen Bauten, wahre Paläste! Sieh' die Cafés, welche mit allem Raffinement der Civilisation

locken, sogar mit den „Salle de Billards“ und dem süßesten Iliko, welcher jemals einen Menschen um Schlaf und Nerven gebracht. Hier spielt sich das bunte, amüsante Leben Korfus ab; Du kannst es nicht bequemer servirt bekommen! Mit Deiner gütigen Erlaubniß werde ich nach dem Abendbrod noch eine Zeit lang „bummeln“ gehen, um mich zu überzeugen, ob die Korfiotinnen wirklich so schön sind, wie ihr Ruf besagt, oder ob der alte Schäker Homer mich noch weiter in das Land hineinlockt, nach einer „Belle Hélène“ zu suchen!“

„Suche Du, mein Junge, nur von mir verlange heute Abend nichts mehr, nichts, ich muß schlafen und für Stunden vergessen, daß mich das heimtückischste aller Schiffe hierher in dieses barbarische Land getragen!“

Die Sprecherin wandte den Kopf nach dem Spiegel und strich die aufgelösten Stirnlöckchen so zierlich, wie es ihre Form noch gestatten wollte, in die Stirn; der Kellner trat abermals ein und präsentirte die Speisekarte, welche, in hie und da etwas eigenartigem Französisch, alle Genüsse eines wohlbesetzten Büffets verhieß.

Bis auf den „gebackenen Tintenfisch“ erwarb sie sich auch die volle Zufriedenheit der Geheimräthin, welche mit sichtlich aufgebesserten Kräften ein so reichhaltiges Abendbrod bestellte, als müsse ihr unfreiwilliges Opfer an die Adria mit einem Schlage wieder eingeholt werden.

Da satte Menschen stets bedeutend besserer Laune sind, wie hungrige, so faltete Frau Eikhoff zum

Schluß des Soupers die Serviette mit einer Empfindung zusammen, als sei an dem erst so rabenschwarzen Horizonte Griechenlands doch ein Sternlein aufgetaucht, welches Ruhe nach dem Sturm verhieß.

Sie entließ den Sohn mit etwas erleichterten Seufzern, spähte noch ein paar Minuten neugierig in den Lichterkranz der Spianata hinaus und begab sich, derweil Joël noch im Nebenzimmer Toilette machte, an eine gründliche Untersuchung ihres Schlafgemaches.

Da Griechenland anerkannterweise doch von Räuberbanden, Mordbrennern und Dieben wimmelte, war es gerathen, zum mindesten mit dem Regenschirm unter das Bett zu fahren, alle Ecken auszustochern und genau zu erkunden, ob nicht etwa eine geheime Versenkung in Form der beliebten Menschenfallen zu entdecken sei; da sich alles in bester Ordnung und vollkommener Einbrecherlosigkeit erwies, suchte Frau Elly ihr Lager auf.

Eine mächtige Büchse Insektenpulver stand natürlich bereit, denn in irgend einer Zeitung hatte einmal gestanden, daß die Reisenden in Griechenland mit Haut und Haaren von dem Ungeziefer aufgefressen würden, noch viel radikaler wie in Italien.

Da rüstete sich die geplagte Frau für die nächtliche Campagne.

Das Bett war gut, ausgezeichnet sogar, und als Frau Eikhoff die Augen wieder aufschlug, war sie in hohem Grade verblüfft, bis in den hellen Morgen hinein geschlafen zu haben, ohne Räuber, ohne In=

sekten, ohne steife Glieder infolge schlechter Matratzen, ohne jedwede Störung äußeren oder inneren Anlasses. Sie dehnte mit huldvollstem Lächeln die schlanken Arme und blinzelte nach dem Fenster.

Durch eine Spalte des Vorhangs lachte der blaue, azurblaue Himmel Griechenlands, auf der Spianata klang ferne Morgenmusik und unter den Fenstern lachte, schwatzte, hastete es vorüber. „Lustro kirie? Portokalia! Efimeridopolae! To gala!“ schallen die Stimmen der Ausrufer in sehr hohen, beinahe schrillen Lauten; neu, originell, höchst interessant. Sie locken Frau Elly aus dem Bett. Nebenan pfeift Joël bereits eine Melodie. Die Geheimräthin kennt dieselbe noch nicht. Sollte ihn der gestrige Abend womöglich schon inspirirt haben? Das wäre großartig!

„Mamachen, kann das Frühstück auf dem Balkon servirt werden?“ fragt er an der Thüre.

„Versteht sich, Herzchen, ich komme sofort! Schick' mir das Stubenmädchen!“

Fürerst holt eine allerliebste junge Griechin aus der Exochi, in malerischer, höchst kleidsamer Tracht, die Kleider, um sie zu reinigen.

„Kalòs orissate,“ knixt sie höflich und Frau Eikhoff ist entzückt, keine Silbe zu verstehen. Die Sprache hört sich so nett an und man merkt es doch gern, daß man im Ausland ist. Das Reisen kostet so viel, daß man auch Erfolg sehen will, und so furchtbar blau ist der Himmel denn doch nicht, daß man sich an „seiner griechischen Nationaltracht“ allein genügen lassen kann.

Erst das, was ihn in seinen eigenen Augen höchst dumm und beschränkt erscheinen läßt, imponirt dem Reisenden im Auslande.

Und die fremdsprechende, niedliche „Soë“ imponirt der Geheimrätin, weil sie nicht „Juten Morjen,“ sondern „Kalos orissate“ sagt. Kluges Mädchen! Sie kann Griechisch sprechen, Frau Elly nicht.

Die „fesche Peppi,“ welche sich alsdann zur Stelle meldet, „ihre Gnaden“ zu bedienen, ist ihr jedoch noch lieber, denn sie plaudert in höchst gemüthlichem wiener Dialekt und erzählt so viel Angenehmes von Corfu und den feinen, fremdländischen Herrschaften, welche sich in „Sankt Georges“ in Pension gegeben, daß Frau Eikhoff immer ungeduldiger wird, die Stadt sowohl wie die Table d'hôte kennen zu lernen.

In dem langschleppenden, hocheleganten Morgenkleid aus schwarzem Grenadin mit Spitzen und Schleifenverzierungen erscheint die noch immer jugendlich schöne Wittwe endlich auf dem Balkon, woselbst Joël vor dem lecker arrangirten Frühstückstisch im Sessel liegt und den Bädecker durchblättert. Er küßt sehr heiter und guter Dinge die kleine Hand, welche sich ihm graziös entgegenbietet und überfliegt mit prüfendem Blick die Erscheinung der Mutter.

Alles scheint in bester Ordnung, die Laune, die Toilette und die gestern so schwer geprüfte Gesundheit. Das Haar lockt sich chic und zierlich] zu einer Frisur, welche das Köpfchen um Jahre verjüngt, der rosige, zart überpuderte Teint unterstützt die Täuschung eben=

so völlig wie die üppige und doch noch schlanke Figur, welche mit viel Verständniß und Raffinement zur Geltung gebracht wird.

Die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn ist frappant, die Schmeichelzungen der Heimath behaupten stets, daß man Beide für Geschwister halte.

Frau Elly's Augen blicken nicht so leidenschaftlich, ungeduldig und unbefriedigt in die Welt, wie die des jungen Mannes, sie schlagen sich gern voll schwärmerischen Glanzes auf, — etwas verschleiert und müde, wenn nicht gerade die Nervosität ihre Funken darin aufglühen läßt.

Ein gewisser Zug von Phlegma, welchen die Jahre gern in das Antlitz schöner, gefeierter Frauen schreiben, liegt auf dem vollwangigen Oval des Gesichts, manchmal neigen sich die Mundwinkel etwas allzu schlaff, wenn die Geheimräthin unbeobachtet ihren Gedanken Audienz giebt.

Heute ist sie angeregt und lebhafter wie sonst. Sie stützt die schönen Hände auf das Balkongitter und neigt sich mit schnellem Umblick vor. Ein paar Engländer promeniren drunten auf dem Platz und blicken ungenirt empor. Frau Elly liebt das und bemerkt es voll Genugthuung. Da sie nur das beste von ihrer Nachtruhe berichten kann, fehlt der Anlaß, um auch heute bei hellem Sonnenschein auf das arme Griechenland zu schimpfen. Sie findet das Hotel vortrefflich, seine Lage sehr amüsant, die Luft himmlisch erquickend und angenehm.

Nur der Kaffee entsetzt sie etwas.

Joël hat sich den Scherz gemacht und für die Mutter eine Tasse „Griechischen“ serviren lassen.

Frau Elly rührt in der winzig kleinen Schale und neigt sich entrüstet näher: „Himmel, wie schrecklich! Die ganze Tasse ist ja dick wie Schlamm!!“

Der bösartige Sohn lacht aus vollem Halse. — „Schmetterling, setz' dich!“ singt er, zieht die Tasse vor seinen Platz und blickt aufmerksam hinein. „Du hast mächtige Wellen geschlagen, Gnädigste, nun fasse Dich in Geduld, bis der Aufruhr in der Mokkaschale sich gelegt hat. Vorläufig raisonnire, bitte, noch nicht auf dieses chokoladenartige Gebräu, welches ja in der That ein Laster, aber ein unendlich schönes ist! Wenn Dir Deine Nachtruhe lieb ist, gewöhne Dir nicht den „stillen Suff“ darin an, koste es aber der Wissenschaft wegen! — So, nun trinke vorsichtig ab!“

Frau Elly hob die Liliputtasse mit kokett abgespreiztem kleinen Finger an die Lippen und nippte. „Brrr, wie giftig und wie süß!“

„Und doch ist dies nur ein Schluck Métrio, eine Mittelsorte. Was meinst Du zu solchem Trank nach dem nächsten Diner in unserer Heimath?“

„Ganz appart — Du hast Recht!“

„So bringen wir wenigstens etwas Neues heim!“

„Das wäre wohl gar zu bescheiden!“ Die Sprecherin blickte etwas besorgt empor: — „Ich hörte Dich heute eine so nette, neue Melodie pfeifen, hast Du gar einen musikalischen Gedanken gehabt?“

„So im Aushieb?“ Joël griff gelassen zu einem neuen Stück Kaffeegebäck; „ich habe ja gestern die Nase erst in diese klassische Luft getaucht!“

„Ich hörte gestern Abend Konzert in einem der Kaffees.“

Der Sohn zuckte die Achseln. „Das schon! Bin auch hingegangen, war aber lauter bekannte Musik und so wenig hervorragend, daß absolut nichts aus ihr heraus zu holen war. — Ich bitte Dich, wie soll das auch im Handumdrehen möglich sein? Meine Forschungsreise beginnt ja erst, und vor allen Dingen muß ich erst einmal landein pilgern, um das Volkslied und die Nationalmusik zu studiren!“

„Landein!!“ Frau Elly schlug entsetzt die Hände zusammen .. „Junge, das ist hoffentlich nicht Dein Ernst?“

Joël lachte. „Mein voller, heiliger Ernst.“

„Ich beschwöre Dich! — Im Innern des Landes findest Du nur eine Wildniß, eine Felseneinöde voll solch' schauerlicher Unsicherheit, daß es tollkühn wäre, sich muthwillig unter diese Banditen zu wagen.“

„Wo hast Du diese Märchen gelesen, im ‚Grimm‘ oder ‚Andersen‘?“

„Spotte nur! — Alle Leute in Berlin haben mir ununterbrochen die furchtbarsten Geschichten von Raub, Mord und Ueberfall erzählt, — denke nur an die Ermordung der Engländer auf dem Schlachtfeld von Marathon — —“

„War ich damals schon auf der Welt??“

„Schlingel! — Es ist ja allerdings schon längere Zeit her —“

„Zwanzig Jahre ungefähr!“

„Aber gleichviel —“

„Hörtest Du danach, oder lasest Du von einer ähnlich schrecklichen Begebenheit in Griechenland?“

Frau Elly zuckte etwas nervös die Achseln. „Nein, das nicht — —“

„Also der letzte Raubanfall ist so ziemlich verjährt. Deligeorgis hat in der Zwischenzeit mehr zu Wege gebracht, wie manches Ministerium in Deutschland, er hat den klassischen Boden des schönen Hellas so sicher gemacht, daß ich voraussichtlich meinen Revolver hier im Koffer lasse, wenn ich meine Streifzüge in das Innere des Landes unternehme.“

„Du bist ja alt genug, —“ Frau Geheimräthin vergaß sich nur in sehr erregter Stimmung so weit, des Alters ihres Sohnes zu gedenken — „daß Du allein wissen kannst, was Du zu thun hast. Wenn Du nur nicht verlangst, daß ich Dich begleite! Mir ist ein behagliches Hotel, welches ich auf seine Güte prüfte, in Ruhe und Frieden lieber, als Olympia, Athen und ganz Arkadien, wenn dieselben nur durch ähnliche Drangsale zu erreichen sind, wie Korfu!“

„Mama, Du willst nicht mit?!“

Frau Elly lehnte sich müde in den Sessel zurück und blinzelte in den blauen Himmel empor. Ihre weißen, rundlichen Hände lagen rechts und links auf den Lehnen, regungslos und apathisch, wie eine Illu-

stration zu dem Volkswort: „Alle Viere von sich strecken.“ —

„Vorläufig sitze ich hier, und so bald, lieber Junge, rühre ich mich nicht wieder vom Fleck.“

Joël blies ein paar Ringel. „Wenn Du hier nette Gesellschaft findest, wäre es vielleicht das Richtigste,“ nickte er gelassen. „Die Kunstreise, welche ich plane, dürfte allerdings etwas anstrengend und mühselig für eine Dame werden.“

„Eh bien! Hättest Du mich doch schon in Wien oder Triest zurückgelassen! — Die zehn Wochen in Oesterreich waren charmant. Für mich wenigstens, Dir haben sie seltsamer Weise wenig Anregung gegeben! Bis jetzt hast Du so gut wie nichts componirt?“

Eikhoff lehnte sich über das Balkongitter und klemmte das Monocle ein. Ein paar niedliche griechische Landmädchen waren plaudernd auf der Straße stehen geblieben und Joël amüsirte sich, ein Zweiglein blühenden Oelbaums, welches er aus der Blumenvase des Kaffeetisches zog, auf sie nieder zu werfen.

„Componiren!“ lachte er, „wann soll ich bei unserm jetzigen Leben zum Componiren kommen! Tags über muß man umherschlendern, Land und Leute sehen, essen und trinken, und Nachts — nun, da ist man auch mit dem Studium des Volkes und seiner Musik beschäftigt, — Du siehst ja selber, daß ich gar nicht zum Aufathmen komme! — Sapristi, die famosen kleinen Bälge da unten! — infam, daß sie kein Deutsch verstehen! — Lernt man auf dem Gymnasium allen mög-

lichen griechischen Unsinn, aber so ein paar Schlagwörter, die man zum Schäkern nöthig hat — hahaha! — ob Griechin, Deutsche, Engländerin oder Französin — eine Kußhand verstehen sie alle!"

Frau Elly belorgnettirte das dunkeläugige Kleeblatt, und seufzte leise auf, bei der Anstrengung, sich empor richten zu müssen. „Wenn sie Dir doch ein paar Volkslieder vorsingen könnten! — Die Melodien, welche in der Exochi erklingen, sind sicher noch nicht über die Grenze gedrungen und bekannt geworden!"

„Wenn nur die verteufelte Sprache nicht wäre, dann schlängelte ich mich 'ran und versuchte es beim Mondschein zwischen Rosenhecken, die Zünglein der buntröckigen Nachtigallen zu lösen!"

Mama gähnte. „Nimm doch ein Wörterbuch!" —

„Himmel, welch' ein Rennen mit Hindernissen!! ich erobere lieber im Sturm. Außerdem verdirbt das Lesen bei Mondschein die Augen!" —

„Je nun — das „wie" ist Deine Sache." —

Joël sah nach der Uhr. „Ein halb Zwölf! — entsetzlich früh am Tage! — Was soll man nun bis zum Gabelfrühstück beginnen? Die einzige deutsche Zeitung habe ich bereits durchgesehn!" —

„Vielleicht könntest Du jetzt ein wenig componiren? Vielleicht den Mittelsatz der Ouvertüre? oder das Trio des ersten Aktes?"

Der junge Künstler schlug nachlässig das Bein über, sodaß der großkarrirte seidene Strumpf über dem naturfarbenen Touristenschuh erglänzte.

„Rasende Idee! — früh morgens auf nüchternen Magen ein paar Schock Noten schlucken!!“ —

„Viele Musiker und Dichter behaupten ja, am Vormittag das Beste leisten zu können!“

„Triviale Seelen!! — Handwerker der Kunst!“ Er zog ironisch die Lippen empor: „Ich hoffe, meine geistvolle, musikverständige Mutter setzt mir diese Sorte von Notenquetschern nicht zum Beispiel!!“ —

„Herzchen! welch' ein Gedanke! Nein, so sterblich möchte ich mich nicht blamiren!“ Die Sprecherin schlang einen schwarzen Spitzenshawl um das Haupt, denn über ihnen hatte sich ein Fenster geöffnet, um dem ungenirt beobachtenden Sohn Albions freien Blick auf den Balkon zu gewähren. Die Manipulation mit den Spitzen aber gab Gelegenheit, die schönen Hände möglichst zu präsentiren! — „Du weißt, wie ich über Künstler denke, welche ihr ideales Schaffen zur nüchternen „Arbeit“ entwürdigen. Das Genie ist wie die Sonne, — man kann ihr nicht befehlen zu scheinen und muß die leuchtenden Gnadenstrahlen auffangen, wie sie just durch die Wolken brechen.“ —

„Stimmt. — Du bist eine groß und logisch denkende Frau. Also, was fangen wir an?“ —

„Im Bädecker steht etwas von einer sehr lohnenden Fahrt nach der „Kanone,“ um die Odysseusklippe zu betrachten. Er soll dort mit dem Schleier der Leukothea gelandet sein. Könnte man diesen Schleier anstatt der langweiligen Steinklippe sehen, würde es mich noch mehr reizen, hinaus zu fahren, denn unter uns ge-

standen, interessire ich mich nicht im Geringsten für diesen Romanhelden, dessen Name einem Hierlands mit derselben Aufdringlichkeit bei Schritt und Tritt begegnet, wie ehemals der „länderkundige Kieselack" im deutschen Vaterlande! — Anstandshalber werde ich den Homer noch einmal durchblättern, um orientirt zu sein, obwohl ich Geschichten hasse, die in derart grauen, uncivilisirten Vorzeiten spielen, wie die Odyssee! — Es ist zuviel verlangt, daß man sich für göttliche Sauhirten und sonstige unterirdische Gesellschaftselemente begeistern soll!" — und die Sprecherin lehnte den Kopf sehr vornehm in den Sessel zurück und ließ die Diamantringe an den Fingern im Sonnenschein funkeln.

Ob der Engländer über ihnen wohl deutsch versteht? Ob er Frau Elly für die Frau oder die Schwester ihres Sohnes hält? — Wie sie das Haupt zurück neigt, trifft der Blick ihrer träumerischen Taubenaugen ganz wie zufällig das hübsche Gesicht des Briten. Er starrt sie ungenirt an und lächelt. —

Und Joël lächelt ebenfalls. — Mamachen wird sehr gut in Korfu aufgehoben sein und sich fraglos so vortrefflich wie möglich amüsiren.

Sie hatte ein ganz besonderes Talent zum amüsiren und schlug seit jeher Zinsen daraus. Eine moderne Frau. —

Joël ist viel zu sehr ein Kind seiner aufgeklärten Zeit, um nicht im tiefsten Innern ein sehr klares Urtheil über die schöne Mutter zu fällen. — Oberfläch-

lich, träge, sehr genußsüchtig und nur dann voll nervösesten Eifers, wenn es gilt, eine Rolle in der Welt zu spielen! Dabei aber von Herzen gutmüthig und harmlos; treibt sie die Eitelkeit zu weit, ist meistens ihre geistige Beschränktheit daran schuld. Darum schmeichelt ihr nichts so sehr, als eine „kluge Frau“ genannt zu werden, als der Gedanke, die Mutter eines berühmten Sohnes zu sein!

Das ist ihre Achillesferse!

Ihre Ehe mit dem Geheimrath war nicht unglücklich, aber auch nicht glücklich gewesen.

Als die siebente Tochter einer sehr kinderreichen Offiziersfamilie, war sie nicht lange gefragt worden, als der ganz bedeutend ältere Eikhoff um die Siebzehnjährige angehalten hatte.

Sie sträubte sich auch durchaus nicht gegen diese Verbindung, denn sie war nicht befähigt, weit voraus zu denken. Ihr Freier hatte graue Haare und nicht viel Aeußeres, — was that's? — Er war reich, nahm eine Stellung in der Welt ein und vergötterte die bildhübsche junge Braut. —

Er trug auch seine Gattin auf Händen und war vernünftig und liebenswürdig genug, um sie nicht durch Eifersüchteleien zu quälen. Er vertraute ihrem Pflichtgefühl. Sie war leichtlebig, aber nicht leichtsinnig. Die Grundlage ihrer Erziehung und ihres Charakters war tadellos.

Und er täuschte sich nicht.

Frau Elly amüsirte sich nach Möglichkeit, sie

ließ sich verehren und umschwärmen und die natürliche, schier angeborene Koketterie ihres Wesens fesselte die Anbeter in ihrem Hause, ohne daß die so gern scandalirende Welt jemals ernsthaft Gelegenheit gefunden hätte, ihren Namen in ein fatales „On dit“ zu verflechten. —

Ihr Steckenpferd war die Musik.

Sachverständige behaupteten, daß sie im Grunde genommen sehr wenig, so gut wie gar nichts davon verstehe. Sie spielte leidlich Klavier, das war Alles. Aber sie hatte eine Art und Weise, welche leicht Sand in die Augen streute.

Indem sie junge Künstler protegierte und ein paar mal das zufällige Glück hatte, wirklich hervorragenden Talenten den Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt zu haben, gab sie sich selber den Anschein größter Kunstsinnigkeit und wußte sich mit dem Glorienschein ihrer Schutzbefohlenen selber am vorteilhaftesten zu beleuchten. —

Da das Haus des Geheimraths ein reiches und opulent gastfreies war, fehlte es nicht an Elementen, welche der „geistvollen Schützerin der Künste“ den starkduftendsten Lorbeer streuten.

Berühmtheiten jeder Art verkehrten in ihren Salons; sie verstand es, Allen gerecht zu werden, ward nicht müde, Liebenswürdigkeiten und kleine Hülfsleistungen zu gewähren, inscenirte Ovationen und vermittelte ausverkaufte Konzerthäuser, — was Wunder, wenn auch in diesem Falle eine Hand die andere wusch und alle

die, welche ihr verpflichtet waren, die Lobposaune an die Lippen setzten, um der Frau Geheimräthin das Renommé der geistvollen Frau zu verschaffen!

Daß unter diesen Verhältnissen Mutter und Sohn ebenso völlig harmonirten, wie sie sich mit dem Vater verständnißlos und kühl gegenüberstanden, war begreiflich.

Der Sohn ward gehalten und getragen von der Mutter, deren rastlose Bemühungen darin gipfelten, Joël um jeden Preis zu einem außergewöhnlichen Menschen zu machen.

Berühmt sein! Was Frau Elly stets der Inbegriff alles Glückes erschienen, was ihr selber unerreichbar war, das sollte und mußte dem Sohn werden!

Wie war es schon so schön, sich in dem matten Abglanz wahren Künstlerthums, in der anerkannten Stellung einer Protektorin zu sonnen, wie unvergleichlich mußte es erst sein, selber auszuüben, selber der lorbeergekrönte Mittelpunkt aller Huldigungen und Auszeichnungen zu sein!

Joël wußte, was die Mutter für ihn erstrebte und war ihr dankbar dafür, so dankbar, wie es bei seiner verwöhnten egoistischen Natur, welche jede Dienstleistung und aufopfernde Fürsorge gewissermaßen als Tribut erheischte, oder sie selbstverständlich fand, möglich war.

Das künstlerische Bummelleben behagte ihm und er war klug genug, die Schwächen der Mutter zu einem Gängelbande zu drehen, an welchem er die verblendete Frau zu dem stets einverstandenen Werkzeuge seiner

Pläne und Ideen machte. Daß er ein weltberühmter Mann werden mußte, davon war er ebenso felsenfest überzeugt, wie die Mama. Nur das „wie“ war ihm theils noch unklar, theils zu beschwerlich.

Das Komponiren war doch nicht ganz so einfach, wie er geglaubt hatte, und seiner Ansicht nach verfolgte ihn lediglich ein persönliches Pech, welches ihn nicht in den gelobten Zauberhain kommen ließ, wo man die Melodien und Tongewebe von den Bäumen schüttelt.

Bis jetzt war er stets zu spät gekommen und mußte sich von Andern alle Sänge und Klänge vor der Nase wegschnappen lassen, aber nur Geduld! Wenn es auf dem klassischsten aller Stücklein Erde nicht anders und besser werden soll, wo sonst?

Die Kleftenlieder Griechenlands lagen ihm im Sinn. Hatte ihm doch ein geistvoller Forscher, welcher bei den Ausgrabungen von Olympia den Hermes und die Nike aus dem Sande wühlen half, einstmals erzählt, in besagten Kleftenliedern läge noch ein ebenso werthvoller musikalischer Schatz vergraben, wie die marmornen Kunstwerke im Flugsand des wilden Alpheos! Es müsse nur ein sangeskundiger Hirschfeld, Treu, Dörpfeld oder Bötticher kommen, um seinerseits auch diese zeitverschütteten Liederraritäten zu heben und der Welt zurück zu schenken! —

Das hatte der junge Eikhoff nicht umsonst gehört.

Da Frau Elly alles gut hieß, was für den Künstlerruhm des Sohnes nothwendig war, hatte sie auch eine Reise nach Griechenland als hochwichtig und geboten

erachtet. Obwohl das Reisen — bei den nobeln Passionen des Sohnes und den außerordentlichen Ansprüchen der Mutter — ein äußerst kostspieliges Vergnügen war, zögerten Beide keinen Augenblick, ein möglichst üppiges und genußreiches Programm zu entwerfen. Sollten die Zinsen diesen hohen Anforderungen nicht völlig gewachsen sein, nun, so war ja das Kapital des Vermögens, welches der Geheimrath hinterlassen, so bedeutend, daß man ohne Skrupel eine kleine Summe davon flüssig machen konnte.

Auch hierfür war Joël erkenntlich, denn er liebte es nicht, in irgend einer Weise bevormundet oder zur Sparsamkeit ermahnt zu werden, wie dies leider die unerträgliche Art und Weise des philisterhaften Papas gewesen.

Daß Frau Elly eine recht lebensfrohe Wittwe war, die durchaus keine Thränen in ihre langwallenden Trauerschleier weinte, konnte nicht unangenehm und abstoßend von einem Sohne empfunden werden, welcher selber so schnell über den Heimgang des Vaters getröstet war, wie Joël. Das einzige Anzeichen von Trauer war der Flor, welcher den Arm umwand, sonst forschte man vergeblich nach einem Zug im Wesen des jungen Mannes, welcher auf den Verlust des Liebsten und Theuersten, was ein Menschenherz besitzt, schließen lassen konnte.

Auch jetzt schritt er, ein Couplet auf den Lippen und den eleganten Spazierstock unter dem Arm, die

teppichbelegten Stufen hernieder, um vor der Thür des Hôtels den Wagen zu erwarten.

Der Engländer postirte sich neben ihn und starrte der Geheimräthin entgegen, welche, sehr interessant verschleiert, die Equipage bestieg.

Er ging ihr nicht aus dem Weg, sie mußte ihm ausweichen, er grüßte auch nicht, behielt den Hut auf dem Kopf und die Hände in den Taschen seines Jaquettes, aber er stierte ungenirt in ihr Gesicht und lächelte.

„Wenn wir zurückkehren, Joël, erkundige Dich sofort, wer dieser interessante Mann ist!" — flüsterte Mamachen sehr animirt, legte sich behaglich in die Polster zurück und fuhr so flott nach der Odysseusklippe, daß der Wittwenschleier sich wie in lauter Lust und Fröhlichkeit hinter ihr herschlängelte.

---

10. Kapitel.

Wie Joël erhofft und erwünscht, so kam es.

Die Geheimräthin behauptete, selten ein so angenehmes, in jeder Weise komfortables Hôtel angetroffen zu haben, als den „Heiligen Georg“ in Korfu.

Ein Sperling in der Hand ist besser, wie ein Adler in der Luft. Wer garantirte ihr, daß sie in Griechenland noch ein zweites, ähnlich gutes Unterkommen finden würde? Die Hetztour, welche ihr Sohn plante, war ihrem phlegmatischen Wesen zuwider und da sie persönlich keinerlei Interesse für die klassische Erde des alten Hellas mitgebracht, so zog sie es vor, ein paar Wochen behaglicher Ruhe in Korfu zu genießen und Joël allein seine „musikalischen Ausgrabungen“ vornehmen zu lassen.

Was hatte sie für einen Genuß an dem Hermes des Praxiteles oder an dem Siegesflug der Nike des Päonios? Eine Portion Hummersalat und ein gutes Beefsteak waren ihr lieber. Die verstand sie zu wür=

digen, während es ihr unfaßlich war, daß sich sentimentale Menschen fanden, welche beim Anblick dieses Gottes und seiner zerschundenen Beine in Thränen der Rührung und der Begeisterung ausbrechen konnten.

Athen hätte sie ja ganz gern gesehen, vielleicht macht sie dorthin auch einen Abstecher, um später in der Heimath darüber reden zu können, vorläufig aber will sie Ruhe, Ruhe, Ruhe. —

Was sie verlangt, findet sie hier. An der table d'hôte sitzen lauter interessante Menschen aus bester Gesellschaft, und wenn Frau Elly vielleicht noch geschwankt hätte, ob sie hierbleiben solle oder nicht, das Diner gab den Ausschlag.

Es war gut, vortrefflich sogar, — was aber die Hauptsache war, neben dem Platz der Geheimräthin saß der Engländer.

Hoch interessant. — Es liegt in der Natur der Deutschen, alle Ausländer ein für allemal als etwas ganz besonderes und sehr viel besseres als die Kinder der Germania zu erachten. Das Selbstbewußtsein der Deutschen krümmt sich wie der jammervollste Wurm, wenn ein paar überseeische Stiefeln oder Stiefeletten über es hinwegschreiten zu dem Götzenaltar des „Fremdländischen,“ welchem der deutsche Michel seit jeher seine devote Referenz gemacht. Wäre der Tischnachbar zur Rechten ein Deutscher gewesen, hätte sich Frau Elly über seine „flegelhafte Unmanierlichkeit“ aufs höchste entrüstet, da derselbe aber ein wirklicher, leibhaftiger Engländer war, so fand sie seine Art und Weise äußerst

originell. Daß er den ganz eigenthümlichen Namen „Smith“ führte, entzückte sie. Mister Smith. Sie hatte ihn auf einen Lord taxirt, aber man weiß ja doch, wie spärlich die Lords in dem merry old England gesät sind. Daß Mister Smith von einem Earl oder Herzog abstammt, ist selbstverständlich, das thuen alle Engländer, ebenso wie sämmtliche Amerikaner ohne den Millionenhintergrund in Deutschland undenkbar sind.

Weil Mister Smith auffallend unschöne — Frau Eikhoff fand sie „eigenartig und charaktervoll“ — Hände hatte, roth, aufgeschwemmt und fleckig, als hätten Frost und Hitze ihnen böse mitgespielt, so kokettirte sie selber desto auffälliger mit den ihren.

Der Fremde bewunderte sie auch dem entsprechend. Den Nachkommen eines Herzogs interessiren keine Brillantringe, er hat sicher deren mehr, wie er tragen kann und ist unerschöpflich reich, also gilt seine Aufmerksamkeit lediglich der Hand, welche sie trägt. Auch an seinem kleinen Finger blitzt ein Diamant von seltenster Größe, in seltenster Fassung.

Wenn er seine Nachbarin nur einmal anreden wollte! Er redete sie aber nicht an, ißt und trinkt mit sichtlichem Genuß und vollstem Aufgehen in der reichhaltigen Speisefolge. Nur, wenn es die Nothwendigkeit verlangt, reicht er der Nachbarin eine Compotschale oder Sauciere, zieht die Augenbrauen leicht empor, lächelt und sagt lakonisch: „Please!“

Ein verbindliches Neigen des Hauptes kennt er nicht, und obwohl durch verschiedene Touristen, welche Korfu

durchwandern, der Platz an der Tafel heute beschränkt ist, kommt es ihm gar nicht in den Sinn, auch nur einen Strohhalm breit zur Seite zu rücken, um seiner Tischgenossin mehr Raum zu verschaffen. Sein Gesicht ist hübsch, obwohl es keinen durchgeisteten Ausdruck zeigt.

Ein wenig blonder Schnurrbart, kleine, sorgsam ausrasirte Barteckchen vor den Ohren und aschfarbenes Hauptthaar passen gut zu dem frischen, lebhaft gerötheten Gesicht mit den großen, etwas stierblickenden Blauaugen. Auch sein Anzug ist tadellos, er schlägt voll englischer Vollkommenheit viele Falten und das blendende Hemd verschwindet hinter crêmefarbener Seidenkravatte, welche als Schmuck eine einzige, sehr schöne Perle trägt.

Laventer-water und Lackschuhe zeigen an, daß Mister Smith gewöhnt ist, besondere Sorgfalt auf die Dinertoilette zu legen.

Frau Elly spricht englisch, sie brennt darauf, eine Unterhaltung zu beginnen, aber der Sohn Albions scheint keinen Werth darauf zu legen. Er sieht sie an und lächelt.

Gegenüber sitzt ein russisches Ehepaar, Joël hat sich vorgestellt und man beginnt eine Unterhaltung in den gangbarsten Phrasen des kleinen Plötz. Sie treibt keine sonderlichen Blüthen und die Geheimräthin fragt mit erhobener Stimme, in ihren schönsten englischen Gaumenlauten, ob Madame la comtesse nicht lieber in englischer Sprache mit ihr plaudern wolle.

Madame bedauert, nicht zu verstehen.

Frau Elly schaut erwartungsvoll auf Mister Smith. Er hält einen Bissen Pastete auf der Gabel und vergißt, ihn in den bereits geöffneten Mund zu schieben. Er starrt sie noch etwas länger an und lächelt noch um einen Schein mehr. — — —

Am zweiten Tage bemüht sich Frau Eikhoff noch mehr, den spröden Briten gesprächig zu machen. Sie läßt die Serviette fallen, stößt das Salzfaß um und sucht nach ihrer Lorgnette — in jedem Fall rutscht Mister Smith ein wenig mit dem Stuhl, ohne sich allzusehr durch irgend welche Hülfsleistungen anzustrengen. Aber er schwingt sich bereits zu ein paar Worten der Theilnahme auf.

Dann ißt und trinkt er wieder.

Während dessen wird man mit den andern Gästen des Hôtels bekannt. Lauter allerliebste, angenehme Menschen, ein Wiener Bankier und Töchterlein und ein Badenser Baron mit Gemahlin, welche sich sehr des deutschen Zuwachses freuen.

Joël musizirt Abends im Salon und es schaart sich schnell ein kleiner Kreis ausübenden und lauschenden Publikums um ihn her. Frau Elly ist ganz und gar Huld, ganz und gar die Mutter des berühmten Sohnes.

Auch Mister Smith ist anwesend.

Die Geheimräthin erträgt es nicht länger. Sie fragt ihn direkt, ob er wohl auch musikalisch sei.

Er lächelt. „Ich singe ein wenig.“

„Entzückend! Großartig! Sind Noten zur Stelle?“

„Nein, leider Gottes hat er sie vergessen.“

Bankiers Töchterlein führt ein Bändchen deutscher Volkslieder mit sich, das muß aushelfen.

Mister Smith spricht aber wohl außer „Lagerbier — Alles aussteigen — Frankfurter Würstchen“ kaum ein deutsches Wort. — Frau Elly verspricht, ihm die Lieder zu übersetzen, erbietet sich, dieselben zu begleiten und entwickelt eine so bezaubernde Liebenswürdigkeit, daß Mister Smith ein Herz von Marmor haben müßte, wollte er nicht noch viel mehr lächeln wie zuvor und die schöne Wittwe an das Klavier begleiten. Er nimmt das Buch zur Hand, schlägt es auf und buchstabirt mit seiner tieftönenden Stimme: „Herschen — min Sätzken — bist tausendmal mein —“ und sich unterbrechend, blickt er seine Partnerin mit steinernem Gesichte an. „Well. — Uas is Sätzken?“

Frau Eikhoff erröthet wie ein junges Mädchen. Wie soll sie ihm erklären, was „Schätzchen“ ist!! Sie weiß auch zufällig nicht das englische Wort dafür. Halb zur Seite gewendet, daß er ihr feines Profil in bester Beleuchtung bewundern kann, entgegnet sie leichthin: „O, Schätzchen ist eine Anrede, welche der Deutsche gebraucht, wenn er sehr höflich zu einer Dame sein will.“ —

„Well. — Singen uir.“ —

Und er sang, daß die Wände zitterten. Frisch vom Blatt weg, mit mächtiger Stimme und merklicher Schule. Frau Elly war begeistert.

„Sie müssen nach Berlin kommen! Sie müssen in meinen Salons singen!“ rief sie mit beschwörend erhobenen Händen. — —

„Well!“ nickte er und steckte wieder die Hände in die Taschen seines Jaquettes.

Joël beobachtete es voll hoher Genugthuung, daß Mamachen mehr und mehr in Korfu gefesselt ward. Es war nicht angenehm für einen jungen Mann, stets mit einer Oberaufsicht im Schlepptau zu reisen, und die Ungeduld der eitlen Mutter begann bereits ihm das Componiren auf nüchternen Magen zuzumuthen.

Besser, viel besser, sie blieb hier zurück.

Glücklicher Weise erklärte Mister Smith soeben, er gedenke volle acht Wochen hier im „Heiligen Georg“ auszuhalten. Er bedürfe der Erholung, und die Luft auf Korfu wirke einschläfernd, beruhigend und ein wenig verdummend auf den Menschen, — das sei gut für den, welcher mit dem Kopf zu viel arbeite. —

Was er wohl arbeitet?

Frau Elly hätte gern gefragt. Er ist ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, sie taxirt ihn auf den Inhaber überseeischer Handelshäuser, — vielleicht hat er auch studirt und bekleidet ein hohes Amt in London, — vielleicht gar Diplomat. —

Die Souperstunde unterbricht leider die Vorträge, musikalische Genüsse müssen culinarischen das Feld räumen. —

Frau Eikhoff erwartet in der geheimsten Falte

ihres Herzens, daß Smith ihr den Arm bieten solle. — Irrthum. Kaum, daß er ihr den Vortritt durch die Thüre läßt. Bei Tisch verhält er sich wieder schweigsam und concentrirt seine ganze Liebenswürdigkeit in seinem Lächeln. Die Geheimräthin merkt, daß es während des Essens keine andern Götter für ihn giebt.

Plötzlich, eine momentane Stille herrscht just — reckt er sich empor, sieht den Artischockenboden nebst Rindermark auf dem Teller seiner Nachbarin und fragt mit steinerner Ruhe und lauter Stimme: „Schätzken — wünschest Du Saalz?“ —

Stürmischer, nicht enden wollender Jubel! Frau Elly wird so roth und allerliebst verlegen, wie ein Backfischchen, — immer röther, als der zur Rede gestellte Mister Smith gelassen lächelt: „Ich uollte meine Lady sehr ein liebevolles Uort sagen!“ —

Nach diesem Augenblick beschloß Joël, schon morgen seinen Koffer zu packen und weiter in die Welt hinein zu ziehen — Mamachen war gefesselt. — Ihn persönlich hielt nichts in Korfu.

Wie er Alles und Jedes sehr schnell überdrüssig bekam, so auch eine Stadt, welche in wenig Stunden besehen ist und außer ihrer Eigenart und der schönen Umgebung nichts bietet, was den übersättigten Ansprüchen eines modernen Lebemanns genügt.

Er griff zum Bädecker. Und als er seinen Schlachtplan entworfen, nahm er Abschied und begab sich zuerst per Schiff in das Reich des Odysseus.

Immer die gewöhnliche Heerstraße entlang, so, wie es im Reisebuch vorgeschrieben, so wie es Alle machen, welche sich Griechenland besehen wollen.

Ein paar Tage lang reizte ihn das Neue, als sich aber die Berge, die Seefahrten, die Hôtels und Spazierritte allzugleichmäßig wiederholten, fing er bereits an, seine Reise zu beschleunigen, um Athen so schnell wie möglich zu erreichen.

Er brauchte Großstadtluft, um sich zu amüsiren, um sich inspiriren zu lassen. —

Und er erreichte Athen.

Kurze Zeit, so lange wie er noch mit dem Ansehn der Stadt und ihrer interessanten Umgebung beschäftigt war, gefiel es ihm. Bald aber empfand er, daß er sich absolut andere und falsche Vorstellungen von dieser Residenz gemacht hatte. Sie war kein Boden für Männer, welche sich amüsiren wollen, so amüsiren, wie es der junge Eikhoff gewohnt war. Diese feierlichen, blendend weißen, unendlich reservirten und vornehmen Marmorhäuser bildeten Straßen, welche auch nicht die mindeste Gelegenheit zu irgend welch' galanten oder interessanten Abenteuern boten. Wie in ganz Griechenland, sah man auch in den Straßen Athens wenig Damen, wenig Frauen überhaupt.

Selbst in den Kaffeehäusern das langweiligste Leben, kein Weiberrock, kein verheißungsvoller Blick aus blitzendem Frauenauge, nur Männer, politisirende, salbadernde, unendlich gleichgültige Schwätzer.

Joël flegelt sich eine Zeit lang auf dem Stuhl

vor dem Kaffeehaus herum, da aber auch auf der Straße nichts, absolut nichts Bemerkenswertes zu beobachten ist, springt er ingrimmig auf und geht auf neue Forschungen aus.

Einen Tingeltangel trifft er an. Für seinen verwöhnten Geschmack höchst nichtssagend und gar nicht des Ansehns werth, — eine pariser Operettengesellschaft macht nicht mehr Glück bei ihm. Nur das, was sich im Abendlande absolut nicht mehr sehen lassen kann, versucht hier noch einmal sein Glück bei den leichtlebig genügsamen Söhnen Athens.

Joël ist sehr schlechter Laune. — Auf dem Sopha liegen und Romane lesen kann er auch zu Hause. — Wie soll man überhaupt bei diesem Straßenlärm, Geschrille und Getöse einen Gedanken fassen! — So langweilig wie die Straßen von Athen für einen Don Juan sind, so geräuschvoll sind sie für einen Mann, der. Ruhe für sein arbeitendes Hirn verlangt. Und er muß nun bald an die Arbeit gehn, er muß die Dorflurle als vollendete Oper heimbringen, will er sich nicht unsterblich blamiren.

Das empfindet und sieht selbst Joël Eikhoff ein. Die Enttäuschung, daß auf klassischem Boden die Opern nicht fix und fertig in der Luft herum fliegen, verdrießt ihn ohne Maaßen. — Was soll ihn eigentlich hier begeistern?

Sein übellaunisches, mißmuthiges und meist unzufriedenes Wesen mäkelt an allem herum. Der blaue, ewig lächelnde Himmel!! — Nun ja, der Himmel ist

eben blau. Was ist dabei? Man sieht ihn an und findet — daß er eben blau ist! —

Und das wunderbare Meer, — funkelnd wie Perlmutter, sanft dahinwallend wie das Gewand einer Göttin, — Joël findet das ja auch ganz hübsch, aber wenn man ein paar mal gen Salamis hinausgegondelt ist, hat man's zur Genüge kennen gelernt.

Wenn man von Berlin nach Köpenick fährt, kann man sich noch besser amüsiren.

Felsen — Berge — Akropolis? — Auch das ist bald gesehen und als überwundener Standpunkt bei Seite gelegt. Man hat auch in Deutschland sattsam Ruinen und altes Gerümpel, viel bedichtet und viel besungen, das ist eben Liebhaberei. Joël sieht lieber eine moderne, stylvolle Villa oder eine elegant ausgebaute Burg am Rhein. Hier, auf diesem Marmortrümmerfeld muß man Archäologe sein, um sich begeistern zu können.

Auch ein Laie erkennt ja die Schönheit des Einzelnen und Ganzen an, aber irgend welche Gedanken aus diesen zerborstenen Säulen saugen, — das kann man nicht. —

Und wie steht es um die berühmten Kleftenlieder? Nach langem, vergeblichem Suchen half ein deutscher Kaufmann, welchen er im Bierhause des Berniudakis kennen gelernt. Er fuhr mit dem Landsmann hinaus nach dem Hafen Piräus. Dort sitzt ein Fischer im Boot und harrt auf Fahrgäste. Er findet sie. Und dieweil er das schlanke Schiffchen mit nervigen Armen

in die blaue Fluth hinaus treibt und mit blitzenden Zähnen lacht: „Paï san vapore! — es geht wie mit Dampf“ — da unterhandelt der Kaufmann in geläufigem Griechisch wegen eines musikalischen Vortrags.

So unmusikalisch wie die Griechen sind, so gern und viel singen sie. Auch Dimitris läßt sich nicht lange bitten und giebt ein altes Kleftenlied nach dem andern zum besten. Er kennt sie fast sämmtlich und erzeigt ihnen eine feierliche, schier an religiöse Andacht grenzende Verehrung. Er ist ein hübscher Bursch, braun, schlank, mit blitzenden Augen. Er trägt Gamaschen an den Beinen, eine bauschige Fustanella darüber und eine etwas abgetragene, silbergestickte Jacke mit wehenden Aermeln. Der rothe Fez mit einer Goldtroddel sitzt verwogen auf dem krausen Haar — und dennoch bekommt die phantastisch-kühne Erscheinung des jungen Mannes etwas Schlaffes und Gedrücktes, als er mit geneigtem Haupt und monotoner Stimme die Lieder anhebt.

Endlose Verse, — einförmige Melodien voll unerträglicher Wiederholung, ohne jede musikalische Originalität, — das waren Kleftenlieder.

Joël ist nie so bitter enttäuscht gewesen. Der Kaufmann lächelt. — „Die Musik ist ein Stiefkind in Griechenland, wer Ihnen hier Kunstgenüsse auf diesem Gebiet verheißen, hat sich einen schlechten Witz erlaubt.“

Eikhoff ist wüthend.

Er haßt die ganze griechische Nation und entflieht vor ihr in die Einsamkeit. Hinauf nach der Akropolis!

Dort blüht am ersten die Hoffnung, ein paar Fremden, Touristen aus zivilisirten Ländern, zu begegnen. — Einsam, todesstill. Wie ausgestorben liegt die versunkene Marmorpracht unter dem gluthrothen Strahlenschein der Abendsonne.

Joël hat kein Auge dafür, mit finsterm Schatten auf der Stirn schlendert er im Dionysos-Theater umher, einen Platz erspähend, wo er sich zur kurzen Rast niedersetzen kann. Dort oben, zwischen den Säulen, wo sich eine wilde Pracht von Ranken, Blattschlingen und Blüthen gleich wehendem Teppich zum Fels hernieder stürzt, da mag es sich gut sitzen und auf das Meer hernieder schauen lassen!

Nicht ohne Mühe erklettert Joël den Marmor. Und dann setzt er sich übellaunig nieder und überlegt, was er nun beginnen solle, noch weiter suchen und forschen, oder aus eigener Kraft an der Oper fort arbeiten?

Sein Blick gleitet über den goldighellen Riesenblock an seiner Seite, welchen der feuchte, salzhaltige Seewind mit zarten Blüthenflocken beschneit. Schriftzüge! — Deutsche Worte! — Mit festen Federstrichen in rother Tinte sind sie auf den Marmor geschrieben. Ueberrascht neigt sich Eikhoff und liest: „An den deutschen Wandersmann, welcher gleich mir diese zaubervollste aller Dichterlauben zum Ruhesitz gefunden!“ — und darunter in dem Versmaß der Odyssee: „Ich bin die Daphne, die fremde Frau, durch mancherlei Klugheit unter den Menschen bekannt; und mein Ruhm er-

reichet den Himmel. Brandenburgs sandige Flur ward mir Heimath. In dieser lieget Berlin. Die Potsdamer Straße, sie kennt mich. In Nummero dreihundert und neun fand ich Wohnung; links, eine Treppe. Wanderer, kommst Du nach Preußen, gedenke der Daphne! Im Jänner, am elften, dem Tage, der mich geboren, find'st offen mein Haus. — Wandrer, sei mir willkommen!" —

Joël lachte laut auf.

Das war ja ein brillanter Scherz! Hier auf der Akropolis, im Theater des Dionysos eine Einladung für den elften Januar zu einer Frau Daphne, wohnhaft in der Potsdamerstraße Nr. 309, links eine Treppe. Wer ist diese Daphne? Ein gewöhnliches Menschenkind sicher nicht. Eine übermüthige, originelle Frau. Oder Fräulein? Je nun, nichts leichter, als dies zu erfahren. —

Eikhoff zieht sein elegantes Notizbuch und schreibt die seltsame Einladung wortgetreu ab, — er ist der Mann dazu, von derselben Gebrauch zu machen.

Daphne! — ihm ist es, als habe er in Berlin diesen Namen nennen hören. In Künstlerkreisen. — Fraglos ist auch sie eine Künstlerin. Daß sein Gedächtniß so miserabel ist! — Gewiß, er hat von einer Frau Daphne So und So in Berlin gehört. Aber was? Seine Mutter entsinnt sich vielleicht besser.

Auf alle Fälle ist dies ein Lichtblick in der dunklen Langeweile einer Akropolis. Indem er den Gedanken ausspinnt, wie er Frau Daphne durch seinen Besuch

in Berlin verblüffen wird, wie sich an diese erste Masche eines goldenen Netzleins zahllose andere spinnen werden, um das launige Vöglein darin zu fangen, findet er seine gute Laune wieder. Wie interessant, wie amüsant, wenn der unbekannte Gast in Gestalt eines Joël Eikhoff, des berühmten Komponisten der Dorflurle, im Salon der Madame Daphne erscheinen wird! —

Wäre er es nur erst! Wäre erst die Oper komponirt und er berühmt! Immer heißer brennt ihm die Arbeit auf die Nägel. Aber die Einladung auf dem Marmor neben ihm reizt ihn an. Er blättert kurze Zeit nervös in dem Notizbuch und dann beginnt er Noten zu kritzeln. Er komponirt. Viel wird es nicht, aber doch etwas.

Ein kleiner Schritt näher. — Und weiter, weiter drängt es ihn, nach Korfu zurück. Dort will er sich ernstlich an die Arbeit begeben.

Drei Wochen in Athen! — welch' lange, verlorene Zeit! Nun auf dem Rückweg noch Patras ansehen und dann im „Heiligen Georg' die Dorflurle zu Ende gebracht. — — Joël packt abermals den Koffer und wendet dem unmusikalischen Athen ingrimmig den Rücken.

Patras! — Im tiefgesättigten Purpur der Abendbeleuchtung taucht es vor dem Blick des Reisenden auf. Die Meereswogen umschmeicheln es und die weißen Marmorhäuser schimmern aus dunklen Cypressengruppen und der leuchtenden Blüthenpracht schier tropischer Gärten wie ein phantastisches Gemälde von Watteau oder eine „arkadische Gegend" des Claude-Lorraine.

Am Horizont des Meeres malt das Inselreich des Ulysses seine wundervollen Berglinien gegen den Himmel, und hinter der Stadt dehnt sich die Ebene, wie ein schwellender Teppich, in welchen der Gott Bacchus seine frühlingsgrünen Weinreben als üppiges Muster gewebt.

Joël hat nicht viel Sinn für die eigenartige Schönheit der Natur, welche ihm von der Küste herüber entgegen lacht, er hastet danach, ein gutes Hôtel zu erreichen.

Bisher hat er sich nur auf der breiten Fahrstraße aufgehalten, welche von Tausenden reiselustiger Menschen glatt getreten wird, seine waghalsigen Vorsätze, sich ohne Revolver in das Innere des Landes wagen zu wollen, hat er noch nicht ausgeführt. Er verspürt auch blitzwenig Lust dazu, denn er sieht es selber ein, daß ein Vordringen in das alte Hellas ohne allen Zweck ist, wenn man nicht die Sprache derart beherrscht, um sich mit den Bewohnern soweit verständigen zu können, daß man das von ihnen erfährt, was man wissen will.

Und dennoch treibt ihn die Eitelkeit und Selbstsucht an, noch einen Versuch zu wagen und jenseits der großen Heerstraße nach Perlen griechischer Musik zu graben.

Soll er sich so lächerlich machen und nicht von einer einzigen Promenade in „räubergefährlicher“ Gegend erzählen? und soll er wirklich so ganz und gar alle Hoffnung aufgeben, irgend ein paar brauch-

bare Melodien zu finden, welche die große Schaar der Forscher noch nicht entdeckte? —

Als er sein Abendbrod bestellt, forscht er bei dem bedienenden Pädi, ob er verstanden werde. Das Pädi ist ein intelligenter, helläugiger kleiner Bursch, welcher mit wahrem Götterstolz die Kenntnisse der englischen Sprache, welche er sich während mehrjähriger Dienstbarkeit erworben, zur Anwendung bringt. Zwischendurch ein Bröcklein Italienisch oder Französisch und die Unterhaltung entwickelt sich zu beiderseitiger Genugthuung in verständnißvollster Weise.

„Giebt es hier in Patras Deutsche, Pädi?"

„O viel, sehr viel, — schau, Afèndi — so viel!" und der Gefragte spreizt alle zehn Finger zur mathematischen Hülfsleistung.

„Wo wohnen sie?"

„Heißt Gutland, Afèndi — dort, auf Berg oben — gute Kirii und kaläs Kirades!"

„In Gutland? Was ist das?"

Pädis' Wissenschaft stockt, eine Fluth griechischer Worte giebt unverstandene Auskunft.

„Wer wohnt von Deutschen hier in der Stadt?"

Der kleine Betriebsdirektor kratzt momentan den schwarzen Krauskopf. Dann leuchten die Aeuglein jäh auf. „Hamburger Konsul! — von deutschem Kaiser und Kirii Bismarck!"

„Aha! wir kommen der Sache näher. Also ein deutscher Konsul. Ist er ein freundlicher Herr?"

Pädi macht ein Gesicht, als lecke er Jaúrti, sein Leibgericht. „Oh," nickt er, „oh!"

Wäre der junge Bursch ein junges Mädchen, könnte der Konsul überzeugt sein, eine Eroberung gemacht zu haben. Allem Anschein nach ist er sehr freundlich und liebenswürdig. Das bestärkt Joël in seinem Vorsatz. Er läßt sich die Wohnung des Herrn beschreiben, als aber der Junge merkt, daß es sich um einen Besuch handelt, läßt er es sich nicht nehmen, den fremden Lordos selber zu führen. „Du kannst sein Bruder sein," lacht er mit blendenden Zähnen. „Du gleichst ihm! Nur der Bart fehlt Dir, Dein Bart ist klein."

Da er es griechisch sagt, versteht ihn Eikhoff nicht, aber er nickt huldvolle Zustimmung.

Pädi hat sowohl einen richtigen, wie ausgezeichneten Geschmack. Der Konsul ist der Inbegriff der Liebenswürdigkeit. Wie der Hausherr in einem gastlichen Heim, macht er seinen Landsleuten die Honneurs in Patras. Viele Sehenswürdigkeiten weist die Stadt nicht auf; der Platz, auf welchem der Apostel Andreas gekreuzigt ward, ist das nächste Ziel, dann eine kurze Promenade durch die breiten Straßen und der Konsul bittet den jungen Fremdling in seinem reizenden Landhaus in der Nähe der Stadt zu Gast.

Wie sitzt es sich dort so gut bei einem Glase Wein, wie plaudert es sich so köstlich in deutschen Lauten, dieweil der weiche Seewind durch die dämmernden Gebüsche streicht, den vollknospigen Oleander wiegt und des Mandelbaums weißen Blüthenschnee auf den Rasen

wirbelt. Platanen wölben sich hoch und majestätisch, an den Portokalias leuchten noch einzelne goldschimmernde Früchte im dunkeln Laub, und in den Aesten des Feigenbaums und der dichten Rosenhecken singen die Nachtigallen von der Schönheit Griechenlands. Der Wein ist gut, so wunderbar gut, wie ihn die verwöhnte Zunge Eikhoffs kaum je zuvor gekostet. Er interessirt sich dafür und fragt nach der Heimath dieses Nektars, welcher fraglos von dem Olympos selber herabgeholt ist.

Der Konsul lächelt. „Wenn auch nicht direkt aus dem Weinkeller des Vater Zeus gezapft, so dennoch ein Götterwein, den dieselbe Sonne des alten Hellas durchglühte, wie jene Trauben, welche einst den Gott Bacchus unlöslich an Griechenland fesselten. Hier im Gelände von Patras sind sie gereift.“ — Der Konsul weist empor nach der Hochebene, wo zartblaue Nebel soeben ein kleines Wäldchen verschlingen wollen. „Dort oben auf Gutland, unsrer wackren deutschen Oase, inmitten einer sterilen Wüste. Was deutsche Hand, deutscher Muth und deutscher Unternehmungsgeist schaffen können, dafür ist jenes zauberhafte Stückchen Land ein beredtes Zeugniß. — Droben in dem lauschigen Parkwald versteckt sich die Besitzung. Die liebenswürdigsten Menschen bewohnen sie und es kommt kaum ein Wandrer nach Patras, welcher nicht den Ausflug in die Kellereien von Gutland macht. Falls Sie Verlangen nach einem heimathlichen Händedruck und Willkommen haben, bin ich herzlich gern bereit, Sie morgen in dem Hause des Herrn Clauß bekannt zu machen.“

Joël hatte zwar die Absicht, den Sprecher zu bitten, ihm ein wenig echt griechischen Lebens in der Umgebung zu zeigen, da er jedoch über unbegrenzte Zeit gebietet, so willigt er mit verbindlichem Danke ein. Mag ein Einblick in ländliches Griechenthum dem Besuch auf Gutland folgen.

Eikhoff gehört zu den Menschen, welche sich gern selber betrügen. Jeder Vorwand ist ihm recht, sein mahnendes Gewissen einzulullen, und je länger er seine ernste Arbeit an der „Dorflurle“ hinauszögern kann, desto lieber ist es ihm. „Gründe sind feil wie Brombeeren,“ spottet der große Brite, und Joël fand stets einen triftigen Grund, aus dem Heute — ein Morgen zu machen.

Selbst die Schicksalsgöttinnen sind oft blind und verleugnen ihre weibliche Natur nicht. Auch sie fanden Wohlgefallen an dem schönen, energielosen Jünger der Kunst, auch sie breiteten ihm langmüthig die Hände unter und leisteten seiner Trägheit Vorschub. So lenkten sie seine Schritte nach Gutland und als die beiden Herren am andern Tag die schmale bewaldete Schlucht zu der Ansiedlung empor stiegen, ahnte es Joël noch nicht, wie ereignißreich und verhängnißvoll zugleich dieser Weg für ihn werden sollte.

Nicht, daß auch jetzt noch der Räuberhauptmann Lingo in dieser Schlucht lauerte, wie in dem Jahre 1869, ein übler Patron, von welchem Konsul Hamburger lächelnd erzählt, auch nicht, daß ihm in derselben ein gleiches Mißgeschick drohte, wie ehemals dem

Professor Curtius, der auf dem Gestein ausglitt und sich nasse Füße holte, — noch jetzt heißt der Platz der „Curtius-Fall!“ — nein, ein ganz anderes Geschick ließ sein Sternlein über dem Haupte des jungen Komponisten aufgehen, ob ein Glücks- oder Unstern? Wer vermochte es vorauszusagen!

Wenn je ein gastliches deutsches Haus in Griechenland seine Pforte einem Wandersmann aufgethan, so war es dasjenige des Herrn Clauß.

Berauschender Duft entströmte den Blüthen, die wie bunte Riesensträuße über den Rand der Vasen quollen, welche die breite Freitreppe des Landhauses säumten, als Konsul Hamburger seinen Gast dem Clauß'schen Ehepaar entgegen führte.

Es hätte kaum der eleganten, weltgewandten und so sehr insinuirenden Formen des jungen Eikhoff bedurft, um ihn schnell bekannt und heimisch auf Gutland zu machen; er ward voll warmer Herzlichkeit aufgenommen, wie ein Wandervogel freudig in der Fremde begrüßt wird, weil sein Lied ein lieber Klang aus der Heimath ist.

Ein junges, allerliebstes Ehepaar Riedel vervollkommnete den charmanten Familienkreis, in welchem Joël eingeführt ward, und als nach beendigtem Mittagsmahl die Sonne sich neigte und der frische Seewind köstlich erquickend über die Veranda strich, erhob sich der Hausherr, um der Bitte seines Gastes zu willfahren und ihm das Anwesen „Gutland“ auf einem Rundgang bekannt zu machen.

Die Damen schlossen sich an, in liebenswürdigster Weise versichernd, daß es ihr allabendlicher Genuß sei, von der Höhe der Weinberge das schönste aller Panoramas zu bewundern.

Tiefer und tiefer sank die Sonne. Die bläulichen Schatten der Dämmerung zitterten gleich Leukathia-Schleiern über der See, wegmüden Schiffern auf dem Weg zur Heimath voraus zu wehen.

Da es nach Ansicht der Herren zu spät geworden war, die riesenhaften Kellereien noch zu besichtigen, wollte die kleine Gesellschaft sich just wieder dem Landhause zuwenden, als Joël plötzlich lauschend das Haupt hob. — „Täusche ich mich, oder sind es Musikklänge, welche aus dem Hof herüber schallen?“ fragte er lebhaft.

Die junge Frau Riedel lächelte. „Es ist Spiro Malia, unser Kammermusikus!“ scherzte sie, „Mavrodaphne hat seine Schuldigkeit gethan und ihn begeistert, nun singt er ihm seinen Dank!“ —

Daphne! — der Namen elektrisirte Joël. Er hatte sich schon zum Gehen gewandt; jetzt zögerte er.

„Wer ist Mavrodaphne?“

„Eine Weinsorte, lieber Herr Eikhoff —“ neckte Hamburger, „keine schöne Göttin, wie Sie vielleicht vermuthen!“

„Und dennoch werth, eine Göttin zu sein!“ — erwiderte Joël verbindlich, „es ist ein Fehler in unsrer deutschen Sprache, dem Wein das Maskulinum zuertheilt zu haben. Seine Eigenschaften sind so völlig

die eines schönen, begehrenswerthen Weibes! Feurig, blendend in Farbenpracht, berauschend, — mächtig genug, um aus einem Helden einen willenlosen Schwächling zu machen, — süß, voll tröstender Wonnen, stärkend und erhebend. — Ich bin überzeugt, die Mavrodaphne ist doch eine Göttin, deren zaubrisches Auge uns aus jedem Tropfen entgegen blitzt!"

„Sie sollen die Verhängnisvolle kennen lernen, und es würde mich freuen, wenn dieselbe auch aus Ihnen den Sklaven und ritterlichen Liebhaber machte, wie aus dem armen Spiro Malia!" —

„Welch' schöner Name! Ist sein Besitzer ebenso originell?"

„Er ist mehr wie das! Er ist ein Musiker, ein wunderlicher, armer, glückseliger, gottbegnadeter Spielmann!" —

Joël lauschte hoch auf.

„Ein Spielmann? wie verstehe ich das?" —

Herr Clauß zuckte die Achseln. „Wie könnte solch ein absonderlicher Künstler und fahrender Mann einem Alltagsmenschen wie uns überhaupt verständlich sein. Interessirt Sie der braune Gesell, so kommen Sie und bereichern Sie Ihre Menschenkenntniß durch eine recht außergewöhnliche Studie!" —

„Wenn es die Damen gütigst gestatten —"

„Unbesorgt, Herr Eikhoff, wir sind fast allabendlich das dankbare Publikum dieses Ibikus redivivus!"

„Um so besser, — ich bin allerdings begierig, den Mann kennen zu lernen, welcher die Geige so geschickt zu handhaben scheint, wie er!"

Die kleine Gesellschaft betrat den freien Platz vor der Kellerei.

Ein überraschendes Bild bot sich den Blicken. —

Die letzten Flammengarben des Abendrothes, welches den Himmel in Purpur und Gold tauchte, warfen ihren Widerschein über Gemäuer und Steinicht, über die flüsternden Baumzweige und die Menschen, welche in malerischen Gruppen darunter saßen.

Zunächst der Kellertreppe, neben einem Stapel von leeren Fässern, ruhte in halbliegender Stellung ein junger Mensch, arm und dürftig, aber dennoch mit jenem phantastischen Geschmack gekleidet, wie man ihn im Süden so oft antreffen kann.

Die Beine waren bis zum Knie unbekleidet, braun und feinknochig wie die eines Mädchens. Kurze, sackartige Pumphose, gestickte Jacke und nackte Arme, wie die meisten Männer der Cykladen. Das Haupt trug einzig seinen natürlichen Schmuck, eine schier wilde Fülle schwarzglänzender Locken, welche ein schmales Gesicht umschatteten, dessen Färbung eine milde, goldfarbene Bronce schien.

Das Abendleuchten verklärte die schlanke, etwas abgezehrte Gestalt und die scharfgeschnittenen, wunderbar ausdrucksvollen Gesichtszüge lagen mit geschlossenen Augen so regungslos wie im Schlaf.

Und dennoch pulsirte das heiße, kochend heiße Blut unbegrenzter Leidenschaftlichkeit in dieses Marmorbildes Adern, umgewandelt in Töne und Klänge, in Melodien voll berückender Zaubermacht, in Lieder,

welche wie ein Sturmwind über zitternde Herzen brausen, welche seufzen, schluchzen und selig sind, Lieder, für welche noch kein Mund die Worte gefunden.

Die schlanken Hände führen den Bogen. Er saust über die Saiten der Geige, sie klingt, sprüht und jauchzt, jeder Ton ist eine goldene Perle, just solch eine goldene Perle wie die Tropfen des Weins, welcher in hohem Glase neben ihm funkelt. — — Mavrodaphne! —

11. Kapitel.

Um ihn her die Schaar der andächtigen Zuhörer. Selbst der technische Direktor des Etablissements, der ehrwürdige, biedere Herr Klipfel, welcher wahrlich keinen Moment Zeit zu viel hat und kein Freund vom frühen Feierabend ist, hat sich zu kurzer Rast auf die Steinrampe niedergesetzt, um zu lauschen. Sein intelligentes, sehr energisches Gesicht mit der echten, rechten Kellermeisternase, blickt so weich und andächtig wie in der Kirche, und als er die kleine Gesellschaft nahen sieht, geht er dem Gast seines Prinzipals entgegen und flüstert: „Wenn nun der Geist Gottes über ihn kam, so nahm David die Harfe und spielete mit seiner Hand!"

Joël ist ein wenig überrascht, Riedel aber raunt ihm scherzend zu: „Unser Schriftgelehrter! Bibelfest wie kein Zweiter und stets mit einem Citat bei der Hand!" —

Ringsum saßen und lagen die Arbeiter und Bediensteten von Gutland. Die Weiber regten voll

stummen Fleißes die Hände, nähten, strickten und flickten, dieweil die Männer in wohlbehaglichem Ausruhen ihre Cigaretten rauchten.

Kein Laut ringsum; nur des Spiro Malia süße Lieder wehen träumerisch durch die schwül-duftende Frühlingsluft.

Selten hat Eikhoff ein malerischeres Bild geschaut, es wirkt überwältigend und packt selbst ihn. Athemlos steht er und verschlingt die Melodien, welche in goldener Fülle den Saiten entquellen, wie ein unversiegbarer Bronnen, dessen Wasserstrahlen jeden Augenblick in anderer Farbenpracht erglühen. —

Das Blut steigt ihm voll schwindelnden Entzückens in die Schläfen, er wagt es kaum, an die Möglichkeit einer solch' ungeheuern Entdeckung zu glauben. Als die Hand mit dem Bogen momentan erschöpft niedersinkt und die Augen des braunen Gesellen, wie in trunkener Verschwommenheit, am Himmel haften, macht er eine jähe Bewegung, zu ihm heran zu treten.

Der Consul hält ihn zurück. „Wohin?" —

„Den seltsamen Spielmann näher sehen — mit ihm sprechen! — Seien sie mein Dolmetscher, Verehrtester!"

„Verlorene Liebesmühe!" lächelt Hamburger. „Spiro Malia ist in diesem Augenblick der Welt und uns entrückt!"

„Seine Begeisterung wird sich doch mit der Zeit lösen?"

Leises Aufkichern der Damen, — lauteres Lachen der Herren. — „Begeisterung? — Hören Sie und bleiben Sie Ihrer Sinne Meister, lieber Herr Eikhoff, der Mann ist — sinnlos betrunken!!" —

„Betrunken? — undenkbar!" —

„Sehen Sie, wie er alle Anstalten trifft, seinen Rausch jetzt auszuschlafen? Das Konzert ist beendet. Auf der Veranda aber singt der Theekessel unserer gütigen Hausfrau die einladendsten Weisen als realistische Fortsetzung, und wenn es Sie interessirt, erzähle ich Ihnen dort die absonderliche Geschichte, wie Gutland in den Besitz dieses originellen Hausmusikanten kam!" —

Und ob es ihn interessirte! Eine fieberhafte Erregung hatte den jungen Componisten ergriffen und er vermochte kaum den Moment zu erwarten, wo ihm die „Personalien" Spiro Malias die Gewißheit gaben, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, dessen zauberhaftes Genie noch kein Sachverständiger vor ihm entdeckt, um sie als „eigene Götterfunken der Begeisterung" in die Welt zu tragen. —

Was man ihm von dem trunkenen Mann an der Kellertreppe erzählte, war wenig, aber es genügte, um Joël Eikhoff mit einem Schlag auf den Gipfel seiner höchsten Wünsche zu versetzen. Er hatte gefunden, was er suchte, das Danaërgeschenk einer wohlgelaunten Muse, welche sich den Scherz macht, ihrem Jünger einen Schwarm goldener Federn in den Schooß zu blasen, damit er sich mit fremdem Eigenthume schmücke! —

Ein heißer, überheißer Sommertag war es gewesen. Die Kriegsrüstungen des unbefähigsten aller griechischen Minister Delijannis hatten zu den Waffen gerufen, was ein Gewehr halten und handhaben konnte! Felder und Weinberge lagen öd und verlassen, die Männer standen im thessalischen Heere und die Weiber und Kinder allein vermochten nicht, die dringende Arbeit zu bewältigen.

Auch die Rebengelände von Gutland entbehrten der sorgenden Hände, welche gerade jetzt am nothwendigsten schaffen mußten, sollte die Weinlese nicht vollkommen zugrunde gehn.

Woher aber Leute gewinnen!

Jacob Klipfel stand und kraute sich sorgenvoll das Haupt, und Riedel schmiedete einen neuen Plan nach dem andern, um jeden einzelnen als unausführbar zu verwerfen.

Da holperte es die Fahrstraße von Patras empor. — Ein abgetriebener Gaul zog die Karre, welche vor dem Hofthor halt machte. — Gleich wie ein Pudel das Ungeziefer von sich abschüttelt, so sprang, krabbelte und hüpfte es voll jähen Lebens unter dem Cassonato hervor.

Eine Schaar zerlumpter Kinder und etliche Weiber förderte das Innere des Wagens zu Tage, vier Männer gaben zu Fuße das Geleit, zwei Maulthiere mit sich führend, welche unter einer hochgepackten Last alten Hausraths und Gerümpels sich mühselig fortschleppten.

Wasser, Wasser!

Mensch und Thier fand auf Gutland einen Samariter, welcher sie zu gastlicher Rast am Thore lagern ließ, und als der Hausherr die vier sehnigen, arbeitgewohnten Männer sah, fuhr ihm jählings ein Gedanke durch den Sinn.

„Woher des Wegs?!“ —

Sie erzählten, daß sie aus ihrer Heimath Cerigo kämen. Auf und davon wollten sie, für ewige Zeit. Der Platz sei für die Vielen zu eng geworden, da habe es Streit gegeben. Vor dem Protodikion habe man ihnen Unrecht gegeben, Hab und Gut sei ihnen genommen. Da litt es sie nicht länger am selben Fleck. Der weißhaarige, rüstige Greis hat Kinder und Kindeskinder zusammengerufen, um mit ihnen eine neue Heimath zu suchen. Wenn es zu erreichen ist, wollen sie nach Montenegro. Das Land soll gut und schön, dabei wild, einsam, menschenleer sein. Da werden sie sich in den Bergen ansiedeln können, ohne daß eines Menschenmund sie befragt, ohne daß eine Hand sie ausweist.“

„Habt Ihr Geld?“

„Nein, Kirie! Eine Hand voll Pendáres, das ist alles, was ihnen geblieben.“

„Möchtet Ihr wohl zur Wegzehrung ein paar Drachmen verdienen?“

Große, fassungslose Stille. — „Wie das, Kirie?“ fragt der Alte und lehnt sich mit aufblitzenden Augen fester auf den Stab.

„Im Weinberg arbeiten, zugreifen, um die Ernte zu retten!"

Seltsam. Die braunen Gesellen starren schweigend vor sich nieder, sie überlegen lange.

Dann fängt der Alte an, das Nähere zu erforschen und der Handel kommt allmählig in den Gang. Ein Beutelchen voll Drachmen mitführen, — das lockt den Greis, — Wein trinken, so viel Wein trinken, wie man mag! — das bestimmt die Jungen. Sie bleiben und arbeiten auf Gutland.

Am fleißigsten ist Spiro Malia, der Jüngste, der weder Weib noch Kind mit in die Ferne führt und der am meisten trinken kann!

Eduard Neuert, der wohlgelaunte Küfer, hat seinem Genossen Hiller ein paar Wörtlein zugeflüstert. Beide schmunzeln und erlauben sich einen kleinen Scherz mit dem Spiro Malia.

Ein Fäßlein Mavrodaphne wird just angezapft, sie lassen ihn ein Gläslein schlürfen.

Die Wirkung ist überraschend und großartig. Der braune Bursch geberdet sich wie unsinnig vor Entzücken, er schlägt die Hände gegen die Brust, er schnalzt, springt und keucht wie ein Derwisch im Tanze und stürzt sich, unbändig wie ein Thier, auf den kleinen Napf unter dem Krahn, ihn voll zitternder Gier zu leeren.

Wer kann und mag ihm wehren? Er saugt selbst die Tropfen von der Erde auf.

Und dann stürmt er davon, reißt die Geige aus

der Karre, wirft sich nieder und spielt — spielt, daß alle Welt zusammenläuft.

Andern Tags arbeitet er für Zwei. — „Um des Weines willen, Bruder!“ nickt er dem Küfer mit lustblitzenden Augen zu.

Neuert und Hiller krauen sich verlegen hinter den Ohren und bieten dem Spiro Malia Landwein an. Da kommen sie übel an. Der braune Bursch verlangt voll wilder Leidenschaftlichkeit den Mavrodaphne, ihn und keinen andern Tropfen.

Die Küfer melden den fatalen Fall ihrem Prinzipal. Herr Clauß ist ein jovialer Herr. Er lacht und erlaubt es, daß dem fleißigen Gesell aus dem Zauberquell der lieblichsten Göttin gezapft werde.

Abermals der ungestüme Ausbruch einer in Begeisterung verzückten Seele, abermals das wunderbare, unbeschreibliche Geigenspiel, welches die Gefühle ausdrücken muß, deren Uebermaß kein Wort, sondern nur ein Klang wiederspiegeln kann.

Und um ihn her eine immer größer anwachsende Schaar der Lauschenden. Aus allen Ecken und Enden tritt es herzu, duckt sich nieder ins Gras, lagert sich, steht horchend abseits, schmaucht und faßt sich gar tanzend bei den Händen, wenn die Geige allzu mächtig dazu anlockt. Die Männer tanzen mit Männern, die Frauen unter sich. Man gewöhnt sich an diese herrlichen Abendstunden und gewinnt Spiro Malia täglich lieber.

Tags über ist er ein stiller, träumerischer Gesell,

der rastlos arbeitet und Keinem im Wege steht. Abends aber wird er zum Säufer und in seinem absonderlichen Rausch zum Genie.

Zwei Wochen sind vergangen, da schirrt Vater Alexandros den Gaul wiederum vor die Karre. Sie müssen weiter. Die dringendste Arbeit ist gethan, die Drachmen klingen im Beutel und das thessalische Heer schickt seine Soldaten nach kläglichem Komödienspiel wieder heim. Da wird es in Gutland nicht mehr an Arbeitern fehlen.

Spiro Malia sitzt seitwärts auf dem Wegstein und starrt düster vor sich hin. Er rührt keinen Finger zur Hülfe und plötzlich reißt er das rothe Fez von dem Kraushaar, erhebt sich und schreitet graden Wegs zu dem Landhaus seines Prinzipals.

Sein Blick schweift wie in schwärmerischem Entzücken über das sonnige Griechenland, welches sein Panorama weit, weit vor den Blicken entrollt.

Wie ein schmuckes Felsennest liegt Gutland hoch droben auf seinem Berg. — Die Gebäude und die Schutz- und Trutzthürme schimmern aus dem farbendurchglühten Grün des Parkes, einer Krone gleich, welche über der Stadt Patras schwebt.

Drunten glänzt ihr Häuserkranz im Glorienschein der flammenden Mittagssonne, das Meer wallt in tiefdunkler Bläue unermessen dem Horizonte zu, begrenzt von majestätischen Berglinien. Im Westen Zante, im Nordosten Cephalonien und Ithaka, und dort, fern — fern im Süden muß Cerigo liegen, die liebe, un-

vergeßliche Heimath, von welcher Spiro Malia mit blutendem Herzen Abschied genommen. Hier weht noch dieselbe Luft, welche auch dort um die Felsstirnen kost', Montenegro aber ist weit, weit und fremd und Spiro versteht nicht die Sprache seiner Mädchen und weiß nicht, ob der Wein in den wilden Gebirgsschluchten reifen kann.

Vom Südwesten ziehen graue Wolken herauf. Die Regenmädchen haben sicherlich ihr Lied gesungen, daß der Himmel die Fluren segnen möge.

Nun wehen Schatten über den Himmel und tragen viele Tropfen von Cerigo nach Patras, das sind Thränen, welche Sonne, Mond und Sterne mit verhülltem Haupte weinen, weil Spiro Malia sein Griechenland verlassen will!

Hellas! wo sind die Mädchen so schön, wie hier, wo duften wohl sonst die Rosen so süß, wo funkelt der Wein so feurig im Glase, denn hier zu Land?

Der Wein! — Ein Zucken geht über des Burschen schmalwangiges Gesicht und die Nüstern blähen sich, als athme er selbst im Geist den köstlichen Duft der Mavrodaphne!

Nie zuvor hat er einen solchen Trunk gekannt. Nun weiß er, wie der Wein schmecken muß, den ein König, den ein Kaiser trinkt.

Mavrodaphne! — Wer wird ihm in Montenegro aus solchem Fäßlein zapfen? — Wehe ihm und wohl ihm! Es ist sein Schicksal geworden.

Wohnen die Neraïdes etwa allein unter Feigenbäumen, an murmelndem Quell?

Spiro Malia lächelt ein geheimnißvolles, schier wollüstiges Lächeln. Nein, er weiß es besser.

Solch ein Zauberweib kann auch in dem goldflüssigen Bronnen hausen, der aus eines Rebstocks Trauben quillt. — Nicht in dem einfachen Landwein, wie er auf Cerigo der armen Männer Kehle kühlet, auch in keinem andern Tropfen, den man den wandernden Leuten in der Herberge geboten, ja selbst in keinem andern Fasse, welches in Gutlands Kellern lagert — die Daphne! Die Mavrodaphne allein kann die schöne Herrin bergen! —

Daher kommt es auch, daß Spiro Malia zur Geige greifen und spielen muß, — muß!

Die Neraïdes machen auch Musik, zaubermächtige Musik, welche der Menschen Sinne bethört — und so der braune Gesell ihren Geist in den röthlich funkelnden Tropfen geschlürft, kommt er auch über ihn. Ist's zu verwundern? Und ist es zu fassen, daß er trotzdem scheiden und wandern will, fern hin, in ein unbekanntes Land? —

Will?! Nein, er will es nicht, er kann's auch nicht. Das Zauberweib lacht ihn mit goldnen Augen an und hält ihn fest.

Mag Alexandros ihn schelten, mag er ihn tödten, er will es lieber leiden, denn mit ihm ziehen.

Er schnellt das Haupt voll trotziger Entschlossenheit

in den Nacken zurück, klopft an die Thüre seines Brod-herrn und tritt furchtlos ein.

Das Fez hält er bescheiden in der Hand, aber sein Blick trifft frei und leuchtend das Auge des deutschen Mannes.

„Bruder, willst Du mich hören?" fragt er.

„Gewiß, Spiro Malia, sprich getrost."

„Sieh, Bruder, die Meinen schirren Pferd und Maulthier und wollen weiter. Ich aber möchte bei Dir bleiben!"

„Das soll mir eine Freude sein, Du braver Junge. Willst Du gegen Lohn im Weinberg arbeiten?"

Der braune Bursch starrt sekundenlang gradaus ins Leere. Dann nickt er ein paarmal bedächtig mit dem Kopfe. „Ich will arbeiten, treu und fleißig, wie für Zwei, aber nicht um Drachmen, Kirie Clauß!"

„Nicht für Geld?"

Spiro Malia lächelt seltsam, seine Augen bekommen wieder den verschwommenen Glanz hoher Verzückung, der ihnen während des Spiels meist eigen. — „Nicht Geld! — Ich will für Dich arbeiten und Dir dienen ohne Maaß, — dafür gieb mir nur eines: laß mich Mavrodaphnewein trinken — — auch ohne Maaß!"

„Wunderlicher Mann, wie kannst Du Zeit und Kraft einzig Deiner Kehle opfern! Wie kannst Du nur an das Heute und nicht an morgen und kommende Zeit denken?"

Er lächelt und streicht aufathmend mit der Hand über die Stirn. — „Du hast Recht, Kirie Clauß, ich

brauche noch Brod, Oel, und Kleider auf den Leib. Willst Du mir auch dieses noch geben, machst Du mich zufrieden und reich."

„Ich gebe es Dir. Warum aber willst Du kein Geld für Deine alten Tage verdienen?"

Spiro Malia lächelt noch mehr. „Ob Geld oder nicht, Bruder, ich kaufe doch nur Wein dafür, hab's nie anders gewußt."

„Trinken die Männer auf Cerigo alle so viel? Es ist sonst nicht Brauch bei den mäßigen und nüchternen Griechen!"

„Nein, es ist nicht Brauch. Spiro Malia war der einzige Säufer auf Cerigo! Warum gab ihm der Dimitros auch nicht die helläugige Chariklia zum Weibe? Das trug die Schuld daran. Da fing ich an zu trinken und machte das Zauberweib zu meinem Liebchen. Was ich hatte, floß im Wein dahin, was noch übrig blieb, nahm der Advokat. Nun bin ich arm, wenn Du mir aber giebst, was ich verlange, werde ich reicher sein, wie unser König in Athen."

„Wenn Du Geld verdienst und Dir wieder ein Häuslein zusammen baust, kannst Du vielleicht die Chariklia doch noch heimholen!"

„Nein, Kirie Clauß. Sie hat den reichen Marmorhändler aus Zante gefreit. Mein Herz ist in Stücke gebrochen und ich hab's weggeworfen. Was sollte ich mit dem todten Ding? — Nun ist's mir wohl. Wenn ich Wein trinke, guten und vielen Wein, vergesse ich die Zeit. Dann ist's wieder wie ehemals.

Ich halte die Chariklia im Arm, küße sie und spiele ihr auf der Geige vor, wie lieb — wie wunderlich lieb ich sie habe. — Solch' Traumgesicht' giebt die Neraïde, die im Wein wohnt."

„Weißt Du aber nicht, Spiro, daß die Neraïdes den jungen Gesellen Unglück bringen?" —

„Ich merke es nicht, Bruder, — ich bin zufrieden. Seit ich Deinen Wein getrunken, kenne ich nichts Besseres mehr." — So ward Spiro Malia Arbeiter auf Gutland, schaffte rastlos am Tage und trank maaßlos am Abend. Dann spielte er — und Jedermann vermeinte, nie etwas Schöneres gehört zu haben.

So erzählte man dem athemlos lauschenden Joël. In die Wangen des jungen Componisten stieg das Blut immer heißer und röther.

„Und Sie haben das Spiel des jungen Menschen schon oft gehört und beurtheilt?" fragte er hastig, „spielt er nur landläufige Melodien nach oder schafft er eigene?"

„Meiner Ansicht nach ist Spiro Malia ein gottbegnadeter, wunderbar begabter und genialer Musiker. Was er spielt, ist ureigenes Schaffen, das Ueberschäumen einer tönenden Phantasie, welche wohl auf der Welt ihres Gleichen suchen dürfte; könnte man diesem ungeschliffenen Edelstein eine Fassung geben, welche ihn der Welt im wahren Glanze zeigt?"

„Versuchten Sie es nicht, ihn musikalisch heranzubilden und diesen wildsprossenden Lorbeer zu oculiren?"

Der Consul lachte. „Ich war so vermessen, den Versuch zu wagen, Spiro Malia in die Geheimnisse der Civilisation und Kunst einzuweihen! Leider scheitert jeder Versuch an der unglaublich niedern Bildungsstufe, auf welcher der ehemalige Fischersohn steht. — Spiro Malia ist ein Genie, — aber eines jener unglückseligen, welche in dem Dunstkreis ihrer eigenen allzu tief stehenden Persönlichkeit ersticken. — Die Gnadensonne, welche allabendlich seine Trunkenheit durchflammt, kann nicht in voller Pracht und Siegesgewalt über seiner Seele aufgehen, weil der Horizont derselben viel zu eng ist, um solche Gottheit zu fassen." —

„Versuchten Sie es, ihn unterrichten zu lassen?"

„Ja; aber ein Mensch, der weder lesen noch schreiben kann und dessen Geisteskraft durch den vielen Weingenuß bereits gebrochen ist, ist unfähig, den Begriff einer kunstgerechten Musik zu fassen. Spiro Malia weiß ja gar nicht, daß er componirt! er ahnt es nicht, welch' ein unerschöpflicher Schatz in seiner armseligen Person verborgen liegt. — Nur die Trunkenheit macht ihm zum Genie, nur bei halbentschwundenen Sinnen erwacht die Schöpferkraft in ihm, all' die göttlichen, guten, bösen, edeln und schlimmen Regungen seinem Innern entquellen zu lassen!" —

„Ich bin selber Musiker! ich würde keinen interessanteren, keinen anregenderen Wunsch kennen, als den, das Rätsel „Spiro Malia" zu lösen, — ihn der Welt zugänglich zu machen!"

„Wie wollen Sie das anfangen? Wer in deutschen Verhältnissen aufgewachsen ist, macht sich gar keine Vorstellung von dem Bildungsgrade eines Mannes, welcher kaum im Stande ist, sich in seinem Dialekt klar und verständlich auszudrücken! Spiro Malia mit seinem so unendlich niedern Standpunkte von Cultur, neben einem andernseits so hohen Standpunkt von Sittlichkeit — die Trunksucht, welche in diesem Falle eine Ausnahme ist — abgerechnet, sind wirklich ein physiologisches Phänomen, und dürften Darwin mehr interessirt haben, wie einen Musiker. Dennoch hören Sie vielleicht aus dem Spiel des Burschen — mit Ihren besonders scharfen Ohren — einen Hauch von verborgener Intelligenz, welcher uns Musikbarbaren unverständlich geblieben. Niemand würde froher sein als wir, ein Talent aus dem Sumpf zu heben und sein Licht der Welt erstrahlen zu lassen. Wollen Sie diese Arbeit wagen, bitte ich Sie als etwas ganz selbstverständliches, mein Haus mit einem längeren Aufenthalt zu beehren. Spiro Malia wird Ihnen jeden Abend eine neue Probe seiner Begabung geben und Tags über werde ich für Gelegenheit sorgen, daß Sie nicht nur den Musikanten, sondern auch den Menschen in ihm unter die Loupe nehmen können.“

Nie war Joël Eikhoff schöner und einnehmender gewesen, als in diesem Augenblick, wo sein Auge wie in idealsten Flammen der Begeisterung aufglühte, wo er in hoher Erregung kaum Worte genug fand, dem gastfreien und liebenswürdigsten aller Hausherren für

diese Erlaubniß zu danken. Noch einmal kehrte er mit dem Consul nach Patras zurück, um diese Nacht im Hôtel zuzubringen. Am andern Morgen sollten seine Reiseeffecten zu längerem Besuch unter das Dach des Herrenhauses von Gutland geschafft werden. —

Der Mond stand bereits am Himmel und tauchte Land und Meer in Silberglanz, als Consul Hamburger mit seinem Schützling zur Stadt hernieder stieg.

Nebelschleier wallten wie zarter Hauch auf der frühlingsduftigen Wiese und die flammend rothen Mohnblumen tauchten, selbst in dieser Beleuchtung noch sichtbar, aus den fußhohen Asfòdelosstengeln. Großkelchige Anemonen nicken im Abendwind und das Salbeigesträuch duftet so berauschend stark, als wolle es einen süßen Wettstreit mit den Rosenhecken beginnen, in welchen die Nachtigallen flöten — — flöten . . . „als ob auch sie Mavrodaphne genippt hätten," wie Joël übermüthig scherzt.

Ein großer, leuchtender Stern funkelt ihm zu Häupten, und dem jungen Manne deucht es, als sähe er ihn heute zum erstenmal, als sei es jener geheimnißvolle Stern des Glückes, welcher endlich, endlich über dem Suchenden aufgegangen. —

„Schreiten Sie aus, lieber Eikhoff!" — mahnt der Consul, als ein jäher Windstoß von der Hochebene hernieder fährt, „von Spiro Malia's Heimath zieht ein Gewitter herauf, — hier zu Lande schnell und unberechenbar wie das Schicksal im Menschenleben!

Wer weiß wie lange noch und die Sterne über uns versinken in Nacht und Graus!" —

Joël lachte und sprang keck und siegesfreudig wie ein Knabe, von Stein zu Stein zu Thal.

Seinen Stern konnte keine Wetterwolke mehr verhüllen, er hatte ihn gefunden und wird seine Gnadenstrahlen bannen und fesseln, daß sie ihm, dem Herrn und Meister, künftighin unterthan sein müssen. —

— — — — —

Gutland beherbergte einen liebenswürdigen Gast, welcher voll fascinirender Laune und Heiterkeit so viel angenehme Stunden belebte, daß er sich im Sturm die Herzen seiner charmanten Wirthe gewann.

Wie plauderte es sich so amüsant und anregend von Dingen, welche der Reisende aus der lieben, deutschen Heimath berichten konnte, und wie verstand es Joël, durch seine Berichte zu fesseln, wenn er sich bemühte, unterhaltend und einnehmend zu sein. —

„Frauchen," — lächelte Herr Clauß, „erinnert Dich das Wesen unseres lieben jungen Gastes nicht an eine Persönlichkeit, welche geheimnißvoll und reizend einst unser Haus durchschwebte, wie eine Frühlingsschwalbe, welche kurze Rast auf fremdem Dache hält?"

Die Gefragte haftete die sanften Augensterne sekundenlang auf das Antlitz des Gatten.

Plötzlich nickte sie lebhaft, wie in jähem Begreifen.

„An Daphne!" rief sie lächelnd.

„Ganz recht, Frauchen, an Daphne!"

Joël hob auflauschend den Kopf. Er hatte sein

Abenteuer vom Dionysos-Theater im Ereignißwirbel der letzten Tage beinah vergessen. Jetzt plötzlich kam es ihm wie ein Blitzstrahl in die Erinnerung zurück.

„Daphne? — Der Name dieser reizendsten Göttin scheint ja mit Gutland identisch!“ lachte er, „sprechen Sie auch von einer „Mavro“-Daphne, oder von einer irdischen, sterblichen, nicht einer Daphne von Trauben-, sondern von Menschenblut?“

„In diesem Falle meinten wir eine menschliche Daphne, welche jedoch vollauf befähigt ist, für manchen Sterblichen zur Göttin zu werden.“

„Hört, hört! Ich bitte Sie dringend, mich nicht in den Nationalfehler der Griechen, in die Neugierde, verfallen zu lassen.“

„Durchaus nicht! — Könnte ich das Geheimniß unsrer Daphne verrathen, thäte ich es gern, — leider lüftete die moderne Maja ihren Schleier nicht, sondern erlaubt es uns bis auf den heutigen Tag, daß wir uns den Kopf zerbrechen.“

„Wer — wie — was und woher! — Der Fall scheint ja äußerst interessant! Ist es unbescheiden, mitrathen zu wollen an diesem holden Räthsel?“

„Nichts begreiflicher wie das! Hören Sie! Gutland wird, wie Sie wissen, oft von Reisenden aufgesucht und unser Fremdenbuch weist Namen auf, welche es zum werthvollsten Inventarstück des Hauses machen. Die Kaiserin von Oesterreich, die griechischen Majestäten, die Prinzessin Therese von Bayern und eine köstliche Reihe der hervorragendsten Menschen, Künstler, Ge-

lehrte, Schriftsteller, Sänger — kurzum, wir haben die edelsten Autographen gesammelt. Was Wunder, wenn eines schönen Tags auch eine Göttin vom Olympos herabstieg und in genialen „göttlichen" Schriftzügen den Namen „Daphne" in diesen seltenen Kranz flocht!"

„Also doch auf den Olympos heimathberechtigt?"

„Ich taxire mehr auf den Montsalvage!" lachte Herr Riedel, — „denn sie kam und ging genau à la Lohengrin mit der graziösen Zumuthung: ‚Nie sollst Du mich befragen, noch Wissenssorge tragen —!!'"

„Zählten Sie das Silber nach ihrem Scheiden, ob es noch vollzählig war?"

„Pfui, wie abscheulich! — Man sieht, Sie haben Frau Daphne nicht in die Augen geschaut."

„Leider. Aber ich bitte dringend um Fortsetzung. — Also Frau Daphne erschien in der Miethsdroschke grades Wegs vom Olympos und klopfte an die Weinkellerthür ..."

„Pardon. Sie erschien zu Pferd."

„Pegasus?"

„Eine Urenkelin desselben, zierliche braune Stute mit weißem Hinterfuß!"

„Genehmigt. Also ... zu Pferde."

„Aber wie zu Pferd! — Es war ein leuchtender Frühlingstag, ein Tag, welchen Homer schon an und für sich göttlich genannt haben würde. Warm, duftig, still und golden bis in den hochgewölbten Himmel hinein. Riedel und ich wollten just eine kleine Morgenpromenade in die Weinberge machen, als ein ganz

außergewöhnlicher kleiner Zug auf der Landstraße unsere Blicke und Füße fesselte.

Hoch zu Roß nahte eine Reiterin. Aber keine von jenen, die wir — im grauen Regenmantel oder englischen Plaid — so oft schon kommen sahen. Das deuchte uns im ersten Augenblick ein Maskenscherz. In langwehendem weißen Gewand, das Haupt von spinnwebfeinen Schleiern umwallt, thronte eine elfenhaft schlanke Gestalt im Sattel. Blüthengewinde schlangen sich um den Hals des Pferdes, Blumenkelche rieselten über das Kleid der Reiterin. An ihrer Seite ritt eine Dienerin, die hielt den flachen, chinesischen Papierschirm über ihre Gebieterin, aber auch der Schirm gleich einem Blüthenbaldachin und ließ seine duftigen Ranken um das Haupt der Amazone wehen, wie ein origineller Rahmen ein Bild umschließt. Zu Fuß, neben der Dame, schritten zwei sehr elegant und distinguirt aussehende Herren, welche, wie es schien, in heiterster Unterhaltung mit ihr begriffen waren.

„Die ist total verrückt!“ war das erste Wort, welches sich in höchstem Staunen von Riedels Lippen löste, aber ich glaube, er hat es schmerzlich bereut, als sich das reizendste aller Frauengesichter mit lächelndem Gruß ihm zuwandte.

„Auf Wort, ich war zerknirscht!“ lächelte der Genannte.

„Gut. Die seltsame Kavalkade machte vor uns Halt, nachdem der Fremdenführer unsere Souveränität von Gutland verrathen. Aus den Schleierwolken strahlen

uns zwei Augen an, die man eigentlich selber sehen muß, will man ihre Eigenart begreifen. Zwei geist-sprühende, gewaltige Augen, wie man sie sehr selten in einem Frauenantlitz findet, dabei schön, von tiefdunkler Färbung, überwölbt von zwei breiten, sanftgeschwungenen Brauen, wie sorgsam gemalt. Das zarte, feine Oval des Gesichtes war derart, wie ich mir ungefähr das der Königin Kleopatra denke. Es fesselte mehr durch eine eigenartige, wie regelmäßige Schönheit, mehr durch den geistvoll belebten Ausdruck seiner Züge, als durch eine vollendete Form derselben. Das gekräuselte Haar lag tief in der Stirn und war, wie wir leicht unter dem Gazeflor erkennen konnten, genau so arrangirt, wie das der klassischen Statuen; auch bemerkten wir mit einiger Verblüffung, daß die Kleidung der schönen Frau genau dem alten griechischen Schnitt mit Kanten-verzierung und Gürtel nachgeahmt war. Man hätte sich thatsächlich einbilden können, ein moderner Pygma-lion habe eines der Marmorbilder aus Hellas großer Vergangenheit neu belebt, um mit der lieblichen Göttin segnenden Umzug durch das Land zu halten.

Die wundersame Reiterin schien an überraschte und neugierige Blicke sattsam gewöhnt. Dieweil ihre Be-gleitung mit einer Ehrerbietung zurücktrat, als gälte es einer Fürstin Platz zu machen, neigte sich die Fremde mit heiterem Gruße zu uns. In geläufigem Griechisch, allerdings mit dem unverkennbaren Beigeschmack fremder Gymnasialweisheit, redete sie mich an.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Clauß zu begrüßen?“

Ich bejahte, äußerst gespannt, wie sich dieses Abenteuer weiter entwickeln werde.

Sie lächelte. „Ist es hier, in den Kellern von Gutland, wo ein Wein namens „Mavrodaphne“ lagert?“

Abermals stimmte ich zu, noch überraschter wie zuvor.

„Ist es gestattet, diesen Wein direkt von dem Faß im Keller zu kosten?“

„Selbstverständlich, meine Gnädige.“

Ein Wink gegen die Herren, sie hoben die Reiterin aus dem Sattel.

„Haben Sie ein besonderes Interesse an just diesem Wein, schöne Herrin?“

Die Fremde blickte mich wundersam an. „Glauben Sie an Märchen?“

„Wenn dieselben schön sind, ja!“

„So hören Sie ein schönes Märchen. Hoch droben im Norden lag ein Marmorbild in tiefem Schlaf. Man wußte nicht, wie es aus seinem sonnigen Vaterlande Hellas dorthin gelangt war, aber die Leute erzählten sich, ein gewaltthätiger Riese habe die Göttin voll eifersüchtiger Liebe dorthin entführt, dahin, wo kein Mensch einer olympischen Seele Lust und Leid begreifen kann. Als die ewige Sonne nicht mehr auf ihr Lieblingskind hernieder lächelte, erstarrten seine lebenswarmen Glieder, der jugendliche Leib erschauerte in Eiseskälte und ward zu Stein. Der Riese bekränzte es

mit Blüthen und schmückte die Marmorbraut mit Gold und blitzendem Geschmeide, aber seine Thränen und Seufzer weckten kein neues Leben in ihr.

Die Sänger und Dichter knieten und hoben wehklagend die Hände: „O Göttin, schönste von Allen, welch' eine Zauberin würdest Du sein, hättest Du eine Seele!" — und sie versuchten es und mühten sich ab, ihr diese Seele einzuhauchen! Der Eine brachte Liebe, der Andere Ruhm, der Dritte rauschende Freuden, — aber nichts von allem erweckte die schlummernde Seele.

Da kam ein Wandersmann des Wegs, der hatte nichts zu eigen, als einen Schluck Wein. Und weil auch er das Steinbild lieb gewann und nichts Besseres zu geben hatte, nahm er das heiße, feurige Traubenblut und füllte damit der Göttin Adern."

„Und diese „Transfusion" erzeigte sich wirksam?"

Die Sprecherin lachte. „Mehr wie das, sie wirkte Wunder. Der kalte Stein erglühte zu heiß pulsirendem Leben und die Göttin hatte eine Seele erhalten."

„Schade, daß dieser hohe Sieg des Weines nur ein Märchen ist."

„Bekanntlich liegt jedem Märchen ein kleines Korn der Wahrheit zu Grunde."

„So müßten Sie Ihrer Geschichte allsogleich die Nutzanwendung beifügen!"

„Ich bringe sie, indem ich durch mein Kommen das Interesse beweise, das zauberhafte Traubenblut kennen zu lernen."

„Ich glaubte die neu belebte Göttin der Schönheit persönlich vor mir zu sehen?“

„Sehr schmeichelhaft, aber leider nicht zutreffend. Sie sehen in mir nur ein wunderbares Gemisch göttlichster Vollkommenheit und menschlichster Schwäche. Ich schwanke zwischen Beiden und empfinde darum doppelt mein klägliches Nichts.“

„Je geistreicher ein Wesen, desto falscher beurtheilt es sich selbst. — Ihre Heimath ist Griechenland?“

„Wenn nicht nur der Körper, sondern auch die Seele eine Heimath hat, — ja!“

„Wir stehen vor der Kellerei! — Gestatten Sie, Gnädigste, daß ich alsdann mit dem ersten Glase Ihre Seele in der Heimath begrüße!“

— — Wir traten ein.

„Auf der Weinkarte in dem Hôtel zu Patras las ich von einer Sorte, welche „Mavrodaphne“ heißt. — Lagert dieselbe auch in diesem Keller?“

„Sie stehen vor den Fässern. Warum interessirt Sie just diese Sorte? Gutland weist noch verschiedene, ihr sehr ebenbürtige auf.“

„Warum? Wir Frauen sind kleinlich und unser Geschmack wird oft von Bagatellen bestimmt. So hege ich jetzt besonders den Wunsch, eine Namensschwester von mir kennen zu lernen.“

„Eine Namensschwester?!“

Sie lächelte fein. „So weit mich überhaupt Namen nennen! Ich heiße Daphne.“

Und nun hätten Sie das Bild im Keller sehen

sollen. Vor den gewaltig aufgethürmten Fässern die schlanke, phantastisch gekleidete Frauengestalt, mit welcher fluthender Sonnenschein zugleich in den dunklen Raum gedrungen.

Den Krystallkelch hoch in der Hand haltend, die Lichtfunken goldroth in ihm spiegeln zu sehen, das schleierumwehte Haupt selber in flammendes Licht getaucht, so stand sie und nippte den Wein, die Göttin Daphne neben der Schwester!

Die Probe ward glücklich bestanden, sie erkor den Wein zu ihrem Lieblingsgetränk. „Aus Ueberzeugung!“ scherzte sie, „nicht allein darum, weil er meinen Namen trägt.“

„Wollen gnädige Frau nicht noch nachträglich Pathe zu ihm stehen?“

Sie lachte silberhell auf. „Köstliche Idee! Gewiß will ich es!“ und den Blüthenkranz aus ihrem Haare lösend, legte sie ihn auf dem Fasse nieder. „Wie aber, wenn ich gar die dreizehnte Fee wäre?“ Ein wunderlich scharfes Zucken ging um ihren Mund, „noch gereicht es keinem Mann zum Glück, der seine Seele einer Daphne verschrieben! Apollon's Leidenschaft für sie starb nicht im unsterblichen Gotte, und gleich, wie Daphne einst ihm entfloh, so flieht sie auch jetzt noch seine Jünger!“

„Pardon, meine Gnädigste! — Auch die launische kleine Göttin macht ihre Ausnahmen! Ich kenne zum Beispiel einen Musiker, Spiro Malia mit Namen, welchem diese „Mavrodaphne“ die höchste Gunst er-

zeigt, ja, welchen sie sogar erst zum Spielmann machte!“

Ihre langen, dunklen Wimpern sanken zwinkernd über die Augen. „Wahrlich, that sie das? und wenn sie es that, wer sagt Ihnen, ob es aus „gutem“ Herzen geschah? Sie wissen, daß auch unter den Olympiern Danaërgeschenke Mode sind. Es giebt Frauengunst, welche gewissermaßen das Todesurtheil für den Beglückten in sich schließt. — Mag die Daphne und die „Mavrodaphne“ allen andern Sterblichen ehrliche Huld erweisen und den Künstlern ihre Lorbeeren streuen, mit den Musikanten meint sie es nicht ehrlich, mag's auch noch so sehr den Anschein haben, — sie vergiebt es Apollo nie und nimmermehr, daß sie um seinetwillen als Lorbeerbaum ihr junges Leben vertrauern muß!“ Und sie nahm einen goldenen kleinen Bleistift und schrieb ein paar tadellose griechische Verse auf das Holz des Fasses, in der Uebersetzung ungefähr folgendermaßen lautend:

„Es liebte Apollo einst Daphne, doch zürnend entwich sie dem Gott, die Holde zu retten, verwandelte Gäa die Tochter vor ihm; als Lorbeerbaum trauert sie nun. Unsterblich doch ist, wie Apoll, des Gottes Liebe! Sie füllt, ein zehrend Feuer, den Mann der Jünger ihm ward! es zieht zu Daphne unrettbar ihn hin, anlockt ihn ihr Lorbeer, doch wehe, ist's Daphne, welche ihn beut! Fliehe sie Spielmann! Es haßt die Göttin den gierigen Mann, der Lorbeer sich sucht mit Gewalt, nie giebt sie dem Lüsternen Sieg! Nur

Jenem, der nie sie verfolgt, flicht sie die Kränze in's Haar!" —

— — — Joël lachte ironisch auf. „Gut gebrüllt, Löwin, und recht geschickt parirt! — Ein artiges Kind verlangt nichts, bekommt aber auch nichts! — Ich finde, die unartigen Kinder kommen weiter in der Welt. — Ich werde nicht ermangeln, Frau Daphne das zu beweisen!" —

„Recht so! lehren Sie die spröde Schöne, nach Verdienst und nicht nach Willkür ihren Lorbeer spenden!" —

„Aber bitte, erzählen Sie weiter! Lüftete die Geheimnißvolle zum Schluß noch ihren Schleier?" —

„Durchaus nicht! Sie ward von Wort zu Wort interessanter. Manchmal schien mir ihre Art und Weise outrirt und einstudirt, oft überraschte sie durch wirklich originelle und geistreiche Einfälle. Die beiden Herren, den Aeltern hatte sie als Bruder, den Jüngeren als „Opfer einer gemeinsamen Dampfschifffahrt" bezeichnet, gaben mit der Zeit die ehrfurchtsvolle Reserve auf und entwickelten sich als sehr heitere und lebensfrohe Menschen, — das „Opfer" war von Geburt Italiener und sprach Daphne seine Muttersprache mit ihm, wie sie mit uns griechisch und deutsch redete. Ich hatte lange Zeit den Glauben, daß sich ein übermüthiges Künstlertrio, Schauspieler oder Sänger, den Scherz dieser „Götterreise" erlaubt hätten, — aber sehr vieles im Wesen der Olympierin widersprach dieser Ansicht und auch unsere Damen, welchen wir Frau

Daphne und ihre Begleiter zum Frühstück auf die Veranda zuführten, neigten mehr der Ansicht zu, daß wir es nicht mit Schauspielern zu thun hatten. — Außergewöhnlich, oft sogar etwas manierirt, war die Fremde zweifellos, aber soviel wie wir uns auch die Köpfe zerbrachen, zu irgend welcher Ueberzeugung, „weß ihre Art — woher die Fahrt“ — konnten wir nicht gelangen!“ —

„Und was bekommt der Pfadfinder, welcher Ihnen den Weg zu Frau Daphnes Heim ganz genau' im Adreßkalender nachweist??“ — Joël lächelte sehr pfiffig und lehnte sich fester auf den Tisch, um die einzelnen Gesichter voll Genugthuung zu beobachten.

Lautes Gelächter. „Viel magst Du wissen, länder- und völkerkundiger Odysseus! Aber den Faden, welcher uns aus dem Labyrinth dieses größten aller Geheimnisse führt — den hat auch Dir keine Norne gesponnen!“ —

Gelassen zog Joël sein Notizbuch aus der Tasche und blätterte darin. „Schrieb Frau Daphne ein ganz ungewöhnliches „D“ — vielleicht in der Art von Druckschrift, sehr groß und weit gebogt, sodaß die weiteren Buchstaben des Namens gewissermaßen von dem D umschlungen wurden?“ —

Momentan tiefe Stille, — dann ein athemloses Auflauschen, ein tumultuarisches Zustimmen. „Ja! ja! ganz recht! Eikhoff! — Mensch! — wo sahen Sie die Schriftzüge der Daphne?!“ —

„In sehr angemessener Umgebung. Falls es die

Herrschaften amüsirt, der geheimnißvollen Schönen ein kleines Billet-doux zu schreiben, so kann ich mit der genauen Adresse aufwarten. „An Frau Daphne, Berlin W. Potsdamerstraße Nr. 309, eine Treppe links.“

„Eikhoff! — Gottbegnadeter — machen Sie keine schlechten Witze! Sie können gar nicht wissen, ob unser schöner Consul nicht noch Tag und Nacht von der Lichtgestalt dieser „weißen Dame“ träumt!!“ —

„Um so lieber wird er von besagter Adresse Gebrauch machen!!“ —

Ungeheuere Heiterkeit. „Nun aber Scherz bei Seite, lieber Gastfreund! Sie lesen ihre Kenntnisse aus Ihrem Notizbuch ab, — bitte, bekennen Sie jetzt ehrlich Farbe, wie und wo haben Sie dieselben erlangt!“ —

Und Joël erzählte, erzählte von seinem Streifzug durch das Theater des Dionysos, von seinem hochpoetischen Ruhesitz zwischen den Säulen, von der ungewöhnlichen Einladung, welche er dort zwischen Himmel und Erde, im Purpurglanz der Abendsonne, von Frau Daphne erhalten.

Fraglos ist es ein und dieselbe Persönlichkeit. Originell wie sie sich hier in Gutland gezeigt, wird sie ganz Griechenland geschaut haben; die Olympierin hat ihr starres Lorbeergrün abgeschüttelt und eine heitere Rundreise durch das „Vaterland ihrer Seele“ unternommen, — in Menschengestalt, welche von den zierlichsten Füßchen getragen wurde, Füßchen, wie sie

einzig und allein als zarte Wurzelfaserchen in die Erde zurückschlüpfen können, wenn ein neues Liebesstürmen Apolls die Spröde in ihre Verzauberung zurückscheucht. —

„Laßt uns der Geheimnißvollen mit gleicher Münze zurückzahlen! Ihre Adresse ist ja derart genau angegeben, daß die findige deutsche Reichspost auch ohne den Familiennamen der Frau Daphne dieselbe fraglos ermitteln wird! — Feder und Tinte herzu! Sie soll einen Gruß aus Griechenland erhalten, über welchen sie sich genau so das schöne Köpfchen zerbrechen soll, wie wir bisher über das Geheimniß, mit welchem sie sich so graziös umhüllte!" —

Gesagt, gethan.

In der zauberhaftesten Frühlingsnacht, umflüstert von den Blütenzweigen, welche die Veranda gleich einem bräutlichen Schleier umwoben, umglänzt von dem Mondeslicht, aus dessen weit hinfluthender Pracht die Lampen auf dem Theetisch nur wie mattgelbe Sternlein auftauchten, wurden ein paar griechische Reime verfaßt, die wohl seit der Zeit des klassischen Hellas für keine Daphne mehr erklungen:

„Entzaubert dem schützenden Lorbeer, entschwebtest Du wieder als Weib —
Aufs Neue erstrahlte, o Daphne, den Menschen Dein göttliches Aug',
Entzündend aufs neu' auch die Gluth, die niemals erlosch in Apoll!
Von rasender Sehnsucht gefaßt, folgt nun Dir beflügelt der Gott,

Umsonst fliehst Du, Holde, vor ihm! Er kennt Dich und stürmet
Dir nach,
Nicht schreckt ihn Berlins Polizei! Eh' Lorbeer aufs neue
Dich birgt,
Umschlingt Dich des Liebenden Arm — und diesmal entrinnst
Du ihm nicht!" —

— — „Bravo! Was gäbe ich drum, könnte ich ihr Gesicht beim Lesen dieser Zeilen sehen!" —

„Hoffentlich hat sie keinen eifersüchtigen Mann!"

„Einen Mann? — aber gnädigste Frau, welch' prosaischer Gedanke! Wie darf eine interessante Frau überhaupt einen Mann haben!!" —

„Doch ebenso gut, wie ein Herz!" —

„Die Sphynx hatte auch dieses nicht und alle ihre lebenden Nachahmerinnen des neunzehnten Jahrhunderts, welche man geistvolle — originelle — interessante Frauen nennt, haben das Herz ebenfalls als sehr überflüssigen Muskel in ihrer Anatomie gestrichen!" —

„Sie kokettiren vielleicht mit ihrer marmorkühlen Uneinnehmbarkeit, ebenso wie der Ruhm einer jungfräulichen Festung einzig denen gebührt, welche sie vertheidigten!" —

„Und welche Schutztruppen vertheidigen ein Frauenherz?"

„Sehr verschiedenartige. Der Stolz, welcher sich keinem fremden Willen beugen will, der Egoismus welcher nicht theilen, die Feigheit, welche nicht leiden, die Genußsucht, welche nicht entbehren, und die Klugheit, welche sich nicht zur Sklavin ihrer eigenen Schwäche machen will!"

„All' diese Waffen können nur siegen, wenn die Convenienz sie schwingt. Was aber bleibt von Stolz, Egoismus, Feigheit, Genußsucht und Klugheit übrig, wenn die wahre, große, allbezwingende Liebe kommt?"

„Es giebt Frauen, welchen ich die Fähigkeit, wirklich tief und innig zu lieben — abspreche!" —

„Welch' eine Art von Frauen?" —

„Die, welche ihr Herz auf dem Götzenaltar ihrer eigenen Herrlichkeit so völlig zu Kohle verbrannt haben, daß es keiner eigenmächtigen, lebendigen Regung mehr fähig ist!" —

„Rechnen Sie Daphne unter diese wandelnden Leichen?"

„Ja und nein. Ich habe sie zu flüchtig kennen gelernt, um ein Urtheil zu fällen, aber ich hatte ihr gegenüber die Empfindung, ein Weib vor Augen zu haben, welches gewohnt und gewillt ist, nur für sich selber zu leben, nur zu nehmen, ohne dafür wieder zu geben. Fraglos gehört sie zu den grenzenlos verwöhnten Menschenkindern, welche die Welt erst selber zu den weihraucherstickten Opfern ihrer Huldigungen macht, um dieselben nachher desto schärfer zu verurtheilen! Und solche außergewöhnliche Menschen, welche all' ihr Glück meist nur unglücklich macht, nennt man im allgemein gebräuchlichen Sinne: ‚Gottbegnadet!'

Joël hob erstaunt das Haupt. „Welch' eigenartige Ansicht! Jeder Mensch, welcher durch irgend ein Talent ausgezeichnet ist, welcher zu Ruhm und Ehren — kraft desselben gelangt — ist schon durch diese

Thatsache glücklich und darum ein von Gott Begnadeter!"

„Ruhm und Ehren! — Das eben ist des Pudels Kern. Es ist gar Vieles nur Truggold, was der Welt die Augen blendet, ein Scheinleben, welches die tiefinnerste Befriedignng, die reine, ideale Freude am stillen Schaffen, absolut entbehrt. — Unsere Künstler heut zu Tage leben viel zu schnell, zu nervös, zu ruhelos und zersplittert in tausend Interessen, Zielen und Wünschen, daß sie zu dem wahren Bewußtsein friedlicher Gottesgnade gar nicht mehr kommen. Heut zu Tage bildet sich kein Talent mehr in der Stille, sondern es wird — mit Kraft- und Gewaltmitteln aufgepäppelt — schon als Wunderkind von Schaubude zu Schaubude geschleppt! — Sind diese abgehetzten Menschen wahrlich Gottbegnadet? — — Ich denke mir, diese Benennung ist in einer fernen, fernen schönen Zeit entstanden, wo die Künstler noch ihre Werke schufen, um in weihevoll stiller Stunde den Kuß des Gottes, welcher sie begnadet, segnend auf der Stirn zu fühlen."

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, dann hob Joël mit einem undefinirbaren Lächeln das schöne Haupt. „Würde ein Eisenbahnzug ebenso entgleisen, wie soeben unsere Gedanken, gäbe es ein furchtbares Unglück!! — Mit einer äußerst heitern Liebeserklärung an Frau Daphne begannen wir, — mit einem Mollaccord über die verderbten Zustände der Kunstwelt enden wir! — An die Gläser, meine Herrschaften! —

Ein Pereat dem Künstler, welcher an der Aufgabe verzagt, in jedem Weibe ein Herz zu entdecken oder zu wecken!“ — Lauter, einstimmiger Beifall.

Der Brief an Frau Daphne ward adressirt und der Consul erbot sich, ihn noch an dem nämlichen Abend in Patras zur Post zu befördern. — —

Wie ein Traum verflogen die Tage.

Die Laune des jungen Eikhoff ward immer strahlender, je mehr er Gelegenheit fand, Spiro Malia als Componisten kennen zu lernen.

Nahte der Abend, ergriff ihn eine wahrhaft fiebrische Erregung, dem Spiel des berauschten Mannes zu lauschen. Er saß abseits an einem kleinen Tischchen, Notenpapier und Tinte vor sich, und dieweil Spiro Malia den Bogen führte, flog die Feder des Zuhörers in rastloser Eile über die weißen Bogen. Oft sprang Joël nervös empor. „Halten Sie dieses Thema fest, wiederholen Sie diese Partie!“ — und wenn er dann sah, wie der Spieler völlig geistesabwesend zum Himmel auflächelte, wie man eben so gut den Sternen, Sonne und Mond zurufen konnte: „Haltet in Euerm Laufe inne,“ ohne von ihnen gehört zu werden, ebenso wenig gehört und verstanden, wie von diesem braunen Burschen, dann preßte Eikhoff voll ungestümer Erregung die Hände gegen die Ohren und stürmte in den Park davon, dort erst eine Melodie auf das Papier zu bannen, ehe sie von den unerschöpflich aufquellenden neuen Tongebilden Spiros verschlungen wurde.

Ja, das war ein Arbeiten! — Die wundervollsten,

eigenartigsten Gedanken sang die Geige des Cerigoten dem Ohr des Componisten vor, und was Joël sich im Studium an Technik und gutem Verständniß angeeignet, das brachte er nun zur Geltung, um das überreiche Material in genialer Form zu verarbeiten.

Es hätte schon einer barbarischen Unfähigkeit bedurft, um diese Sänge und Klänge erfolglos zu verwerthen, und Joël hatte viel feines und richtiges Gefühl, wenn ihm auch eigene Erfindungskraft, Genialität und namentlich ernste Ausdauer fehlten.

Jetzt war er im richtigen Fahrwasser.

Was der übermächtige Strom der Begeisterung voll Göttergewalt aus der Seele eines Genies hervorsprudelte, wild, ziellos, versprühend und zerschellend an der eigenen Kraft, das leitete Joël in geebnete Bahnen, das lenkte, formte und meisterte er, aus dem Urquell einen funkelnden, stolz und blendend dahinrauschenden Bronnen zu schaffen.

Wie fand er so leicht und so treffend die richtigen Klänge für das richtige Wort, und welch' poesievolle, ergreifende Worte deckten sich mit der Musik eines Spiro Malia! Als ob zwei verwandte Götterfunken sich jählings berührt, um in einer einzigen Flamme mächtig empor zu lodern, so fanden sich hier die beiden Sprachen der Seele und schmolzen harmonisch ineinander, als ob eines Menschen Haupt sie beide geboren!

Mit Riesenschritten näherte sich die Oper ihrer Vollendung.

Die ganze Leidenschaftlichkeit, die etwas wilde Liebesgewalt einer Dorflurle glühte auf in den Liedern Spiro Malias, und je mehr Joël empfand und begriff, daß diese Schöpfung einen großartigen, wohl nie dagewesenen Eindruck auf das Publikum machen mußte, um so berauschender stieg ihm der Lorbeerduft, welchen er sich aus dem Kranze eines armen, fremden Gesellen gestohlen, zu Kopf.

Er versuchte es, sich in jeder Weise mit Spiro Malia näher zu befreunden. Aber seine Bemühungen, dem stillen, meist wie träumend vor sich hinstierenden jungen Menschen bekannt zu werden, scheiterten in erster Linie an seiner Unkenntniß der Sprache und dem unglaublichen Stumpfsinn des cerigotischen Fischers, welcher es gar nicht zu ahnen scheint, daß man sich auch durch Gesten, einzelne Worte und Mienen verständigen kann.

Wenn ein Dolmetscher zu Hülfe kommt, zeigt es sich, daß Spiro Malia nicht das mindeste Interesse für den fremden Herrn empfindet, welcher an ihm selber doch einen so unbegreiflich regen Antheil nimmt. — Manchmal blitzt es durch die abweisenden Worte des braunen Gesellen sogar wie feindseliges Mißtrauen, wenn man gar zu viel von ihm erforschen will.

Er scheint von der Nationaleigenschaft seines Volkes, der Neugierde, nichts abbekommen zu haben. So gleichgültig wie ihm die Welt außerhalb des Weinkellers ist, so gleichgültig will er auch für diese Welt sein.

Es scheint, als ob die Nereïde ihm den Mavro-

daphne mit Lethe gemischt habe, kaum, daß Spiro Malia sich an die Heimath erinnern mag. Es zu erzählen, wie er zu dem wunderbaren Geschick, Geige zu spielen, gekommen, fällt ihm gar nicht ein.

Klipfel entsinnt sich, daß seine Begleiter einmal etwas geringschätzig bemerkt hatten: „In dem Spiro steckt ein gut Theil Zigeunerblut, von der Mutter her. Nach der ist er auch geartet und ist lieber mit den Spielleuten herumgezogen, anstatt ein ordentliches Handwerk zu lernen. Um der schwarzen Totaska, seiner Mutter willen, hat ihm der Dimitros auch seine Chariklia nicht gegeben — und das war der Anfang vom Ende. Da ist der Bursch toll geworden und hat nur noch trinken und spielen mögen."

Darum hatten sie ihn wohl auch so sonder Zureden in Gutland zurückgelassen.

Daß er spielte und was er spielte, davon schien der absonderliche Trinker kaum einen Begriff zu haben. Umsonst hatte Joël ihn oft unterbrochen, beschworen und angefleht: „Spiel diese Melodie noch einmal! wiederhole sie!" — Dann hatte er ihn nur mit verschwommenem Blick angesehen, als schaue er Luft, und hatte die Hand des Störers unwillig von seinem Arm gestoßen.

Wenn ihm Eikhoff am andern Tag, während der braune Gesell arbeitete, eine der Melodien vorpfiff und fragte: „Kennst Du dieses Stück?" so schüttelte er meist den Kopf. „Nein, Kirie, ich kenne es nicht, aber es ist schön." Den Gedanken, welchen Joël anfänglich

so oft in seinem Innern erwogen, „ob er Spiro wohl bestimmen solle, ihm nach Berlin zu folgen," gab er gar bald als eine Unmöglichkeit auf.

Leichter löst man eines Baumes tausend feine Wurzelfäden aus der Erde, ehe man eine Menschenpflanze wie Spiro Malia aus dem heimathlichen Boden in eine fremde, unverstandene Welt versetzen kann. Er hatte ihn einmal gefragt, ob er ihm wohl nach Deutschland, in das schöne, große Land, wo der Kaiser Wilhelm und Bismarck wohnen, folgen möge?

Wie ein Fünkchen schwachen Erinnerns dämmert es in des Gefragten Auge. Er hat einmal von diesen Männern reden hören, als man in Athen die Hochzeit des Königsohnes gefeiert hat, aber von Deutschland selber weiß er nichts, will auch gar nichts davon wissen. Er hatte ja auch nichts mehr von Montenegro hören mögen, seit er der Mavrodaphne heiße Lippen geküßt. Es giebt keine Welt für ihn außer Griechenland, kein Paradies neben Gutland!

Was er von dem Leben als Höchstes verlangt, hatte er gefunden. Seit sein Herz verdorben und gestorben, ist ihm nur noch die Kehle geblieben. Sie hatte er zu dem Götzen gemacht, welchem er Leib und Seele verschrieben, ihm opfert er sich selbst.

Nach Deutschland? Nicht um die Schätze einer Welt!

Dieser Gedanke grenzt in dem engen Begriffsvermögen des Insulaners an Wahnwitz.

Er hält es darum auch kaum für nothwendig, darauf zu antworten.

Ein kurzes, schier ingrimmiges Anstarren, ein Achselzucken und stummes Rückenwenden.

„Hast Du verstanden, Spiro Malia? Du sollst auch in Deutschland so viel Mavrodaphne trinken, wie Du magst, Du sollst gekleidet werden wie ein Prinz und so viel Drachmen in der Tasche haben wie ein Dimarchos!“

Statt aller Antwort spuckt der Gefragte kräftig aus und hackt so mächtig in die Weinbergerde ein, als müsse er einem tiefinnern Zorn energisch Luft machen.

„Du willst nicht, Spiro Malia?“

„Nein, Afèndi!“

„Und warum nicht?“

„Frag die Rebstöcke hier, warum sie nicht die Füße heben und auf und davon laufen!“

„Weil sie es nicht können, wunderlicher Mann!“

„So weißt Du's. Spiro Malia kann's auch nicht!“

„Bist Du angewachsen?“

Die träumerischen Augen flammen auf.

„Mehr wie das, Afèndi! Spiro Malia ist eins mit dieser Erde.“

Dann hat die Unterhaltung ein Ende, weil der braune Bursch hartnäckig schweigt.

Joël giebt einen zweiten Versuch auf.

Es ist ihm zwar niemals Ernst mit der Idee gewesen, den Cerigoten künstlerisch heranzubilden, aber er hat anstandshalber den Versuch gemacht, um einen Vorwand zu haben, sich so lebhaft für Spiro zu interessiren und die Gastfreundschaft auf Gutland anzunehmen.

Die wahren Beweggründe seines Bleibens waren sein Geheimniß und mußten es auch bleiben, wenn die Welt an seinen Ruhm und sein Genie glauben sollte.

Er war darum nicht allzu betrübt, jede Bemühung, den „Edelstein in der Fustanella“ zu schleifen, so kläglich scheitern zu sehen!

Spiro nahm es als persönliche Beleidigung auf, daß man ihn jetzt noch als großen, erwerbsfähigen Mann mit Schulwissenschaften plagen wollte.

Warum sollte er jetzt mit einemmal noch lesen und schreiben lernen?

Hatte er diese überflüssigen Kenntnisse je vermißt? Verdiente er sich nicht auch ohne sie sein Brod?

Er hatte alles Lernen seit Kindesbeinen an gehaßt und der, welcher es wagt, ihm, dem selbständigen Mann, noch jetzt damit zu kommen, der ist sein Feind!

Die Verstocktheit Spiro's grenzte an Haß. — Er widersetzte sich mit der einzigen und wirksamsten Waffe, welche ihm zu Gebote stand, mit dem unverbrüchlichen Schweigen, welches keine, absolut keine Frage beantwortet und von nichts Notiz nimmt, was sich an seine Person heranwagt.

Um so besser.

Joël hat durchaus nicht die Absicht, die Welt mit dem neuentdeckten Genius eines Spiro Malia zu beglücken. Je weniger der renitente Bursche ahnt, welch unermeßliche Schätze in seinem weinumnebelten Hirn lagern, um so besser.

Der Künstler Eikhoff wird dieselben heben, wird sie

als Strandgut betrachten, welches das Lebensmeer ihm dienstwillig vor die Füße gespült.

Er hebt es auf und macht es zu seinem Eigenthum. Nun sollen diese Perlen, welche die Thorheit achtlos von sich wirft, in dem Diadem glänzen, welches die Unsterblichkeit auf die Stirn der Gottbegnadeten drückt.

Die Gedanken hinter Joëls Stirn fiebern, er arbeitet mit rastlosem Eifer an der Dorflurle, und weil ihm die Musik in köstlicher Ueberfülle entgegen strömt, so daß er lediglich zusammenzustellen, auszuarbeiten und zu instrumentiren braucht, fliegt das Werk der Vollendung entgegen.

Eikhoff schickt bereits Brandbriefe in die Heimath; maßgebende Persönlichkeiten in musikalischen Kreisen, welche ihm in freundschaftlicher Weise wohlwollen, müssen schon jetzt die Intendanz für die neue Oper interessiren, damit dieselbe möglichst bald, zu Beginn der Saison, herauskommen kann.

Auch Frau Elly ist gebührend in Kenntniß gesetzt, und ihre jubelnden, von Stolz und Triumph geschwellten Briefe rufen den Sohn so stürmisch an ihre Seite, daß Joël der Lockung, sich von den Einwohnern des „Heiligen Georg“ schon jetzt als Berühmtheit feiern zu lassen, nicht länger widerstehen kann und den Tag seiner Abreise bestimmt.

Er hat genug Material für die Dorflurle gesammelt; momentan bedarf er des Spiro Malia nicht mehr, und wenn es gilt, eine zweite Oper zu schaffen, kehrt

er zu einträglichem Besuch nach Gutland zurück, um neue Lorbeeren aus des armen Fischers unerschöpflichen Melodienquell zu schöpfen!

Wie ein Klang aus ferner, anderer Welt, berührte ihn inmitten seines Glücksrausches ein Brief von Erika.

Entsetzlicher Gedanke, sich hier zwischen blühenden Rosen und unter schon beinah allzu heiß flammendem blauen Himmel die nordische, grabesstille Schneelandschaft von Ellerndörp vorzustellen!

Joël schaudert. Ihm ist es, als wehe ihm ein eisiger Hauch grauenvollster Langerweile aus diesen schwarzgeränderten Briefbogen entgegen! Er sieht im Geist das einsame Gutshaus liegen, ringsum die weißglitzernde Haide, endlos gedehnt, — kein Mensch, kein Gefährt, kein anderes Leben weit und breit als die Schwärme der Krähen, welche melancholisch daher streichen, mit heiserem Schrei den Spruch der Norne zu verkünden, welche dieses Land der Vergessenheit geweiht.

Welch ein Kontrast zwischen dort und hier!

Selbst das egoistische Herz Joëls empfindet in diesem Augenblick aufrichtiges Mitleid mit dem jungen Menschenleben, welches in dieser geisttötenden Umgebung verkommen und vergehen muß!

Es ist ihm unfaßlich, daß es Erika erträgt! Muß sie nicht geistig vollkommen zu Grunde gehn? Muß ihre Seele nicht verkümmern, wie ein beklagenswerthes Pflänzchen, welches kein Thau der Erquickung netzt,

welchem kein einziger Lufthauch frischen Lebensodem zuträgt?

Je nun, Erika ist ja keine Künstlerseele, und die nüchterne Alltagsnatur verlangt wohl nicht mehr als die nothdürftigsten Mittel, um vegetiren zu können. Das ist eben der himmelweite Unterschied zwischen ihm und ihr!

Joël, der heißblütige, rastlos nach oben strebende Mann, er, der Künstler von Gottes Gnaden, in dessen Busen tausend Flammen ungeduldiger Wünsche, Ideen und Begierden lodern — und sie, das schlichte, bescheidene Haideblümchen, welchem nichts so fern und fremd, als eine geniale, künstlerische Eingebung! Sie braucht keine Anregung; die kleine Welt und der enge Horizont, welche ihr prosaischer Sinn verlangt, umfängt sie und wird von ihr ausgefüllt! Ja, wäre sie eine Künstlerin! eine ebensolche Feuerseele wie er, hätte sie den Trieb in sich, etwas Großes, Ideales, Unsterbliches zu schaffen, dann würde sie sicher dem grauenvollen Exil ebenso ungeduldig entfliehen, wie er, um hier im ewig lachenden Frühling, im Wirbeltanz der amüsanten Welt die nothwendige Nahrung für den Geist zu suchen. Heut zu Tage bildet sich kein Talent mehr in der Stille, diese „bleichsüchtige Wertherepoche“ ist ein überwundener Standpunkt.

In einer Welt, wo Dampf, Elektricität, Dynamit und Flugmaschinen kaum noch im Stande sind, die übersättigte, abgestumpfte, nervenkranke Menschheit aus ihrer Blasirtheit und Apathie heraus zu reißen, da

kann ein Talent, welches mimosenhaft, zart in der Stille erblüht, keine Erfolge mehr erhoffen.

Man will keine Lyrik, keine Idealisten, keine Phantasten, welche noch von Lenz, Liebe und Menschenherzen faseln, — man will Realistik! große, nervenmordende Thaten und Ereignisse! keine Tugenden! die Laster will man in ihrer verruchten, vollen Wahrheit, — keine Ehre und Würde! sondern die Schande und Schmach, weil sie der Menschheit näher stehen und ihr begreiflicher sind! — Mord, Ehebruch, Lug, Trug und das ganze scheußliche Gefolge von Verbrechen, welches neben ihnen im Morast aufwuchert, die sind die moderne Schule der Kunst, in welcher krankhafte Phantasie ihre Studien macht!" —

Solche Kenntniß aber, welche ein Wühlen im Sumpf und ein Auspressen der ekelsten Geschwüre des großen Weltkörpers verlangen, die erwirbt man nicht in der Stille, sondern nur in dem hochwogenden, wild daher brausenden Strom der Zeit. —

Und dennoch . . . als Joël den Brief gelesen, den Brief, welchen eine zarte Mädchenhand in schneeverwehter Einsamkeit geschrieben, kommt ihm das Empfinden, als ströme ihm eine warme, frühlingsduftige Begeisterung daraus entgegen, als klopfe durch jedes Wort ein beseligtes, im stillen Glück verklärtes Herz, welches weder die schwül duftenden Rosen des Südens, noch alle Pracht und Herrlichkeit der bunten Welt vermißt.

Warum schreibt sie ihm so geheimnißvoll, daß ein

großes, unaussprechliches Glück ihre ganze Seele erfülle? — Was kann sie so vollkommen befriedigen und mit ihrem trostlosen Exil versöhnen?

Klingen ihre Worte nicht wie mühsam verhaltener Jubel? Athmen ihre Berichte nicht vollste Zufriedenheit, ja beinah ein tiefes, überströmendes Glück?

Joël beißt unwillkürlich die Zähne zusammen. Sollte sie ihn vielleicht um eines Wigand willen vergessen haben? —

Um eines Wigand willen!! — Er lacht scharf auf bei dem Gedanken an den ungelenken, blonden Bär in der Düffeljacke! — Ein Mann wie Joël kann nicht daran denken, ein so unbedeutendes Wegekraut wie klein Erika ernstlich zu begehren; aber es verletzt seine Eitelkeit, daß man ihn, ihn, Joël Eikhoff, um eines Anderen willen vergessen kann!

Er ist es gewohnt und verlangt es, daß die Mädchenherzen in stiller, hoffnungsloser Sehnsucht nach ihm verbluten — und dieses Haideblümchen erkühnt sich, eine Neigung für ihn, wie ein abgetragenes Gewand, von sich abzustreifen? —

Warte nur, Kleine, — du sollst den Componisten der „Dorflurle“ wiedersehen und Wigand soll erfahren, daß es lächerlich ist, sich zum Nebenbuhler eines Joël Eikhoff aufschwingen zu wollen.

Vorerst ärgert er sich darüber und darum wird er Sorge tragen, daß seine Mutter die kleine Weisheit vom Lande zu Gast bittet, wenn ein beifalltrunkenes

Publikum dem Schöpfer dieser Oper in frenetischem Jubel seine Lorbeeren streut! —

— — — — — — —

Die liebenswürdigen Besitzer von Gutland, welche den jungen, amüsanten Gast, der es so gut verstand, die Herzen zu gewinnen, mit aufrichtigem Bedauern scheiden sahen, standen in Patras auf der Landungsbrücke und winkten dem Reisenden ihren letzten Gruß nach. — Der Rauch des Dampfers verschwamm als letztes Wölkchen am Horizont.

„Ich möchte wohl wissen," sagte Herr Clauß, nachdenklich die blaue, leuchtende Ferne mit dem Blick umfassend, „ob der junge, eigenartige Mann nächstes Jahr wieder Einkehr bei uns halten wird, wie er versprochen!"

„Mich interessirt es viel mehr, zu wissen, ob die geheimnißvolle Frau Daphne jemals wieder den Weg zu uns finden wird!" — scherzte der Consul.

Frau Riedel schmiegte sich fester an den Arm ihres Gatten und blickte neckend zu dem Sprecher auf.

„Armer George Brown, welcher vergeblich die weiße Dame ruft!! — Joël Eikhoff und die göttliche Daphne! Wenn beide noch einmal zu uns kommen, — dann kommen sie .... zusammen!!" —

„Möchtest Du recht prophezeihen, o ahnungsvoller Engel Du!!" —

12. Kapitel.

Die Winterstürme waren dem Wonnemond gewichen, vereint schwebten Liebe und Lenz über die frühlingsduftige Welt, und Erika, welche heute wiederum, wie ehemals im vergangenen Sommer, plan- und ziellos über die Haide stürmte, breitete die Arme in übermächtigem Empfinden aus und wußte demselben keinen anderen Ausdruck zu geben, als das Liebeslied Meister Wagners mit glockenheller Stimme in den „befreiten Lenz" hinaus zu jubeln.

Wie sollte sie es selber fassen und begreifen, was mit ihr vorgegangen? Wie sollte sie ihr inneres Gleichgewicht wiedererlangen, nach all' dem Wechsel und Wandel, nach dem großen, traumhaften Umschwung, welchen ihr ganzes Ich erfahren?

Welch' ein gesegneter, gottbegnadeter Winter lag hinter ihr!

Jetzt erst, nachdem sie es schwarz auf weiß gelesen, daß sie ein Großes, ein wahrhaft Schönes und Bleibendes geschaffen, — jetzt erst kam ihr das volle Ver-

ständniß für das Wagniß, welches sie unternommen, für den berauschend hohen Sieg, welchen sie errungen!

Ein Sieg! — Kein Sieg ohne vorangegangenen Kampf. Hatte auch sie gekämpft?

Wer in ganz Ellerndörp könnte dies behaupten, wer hatte wohl eine Ahnung von dem Ringen und Streiten eines Mädchenherzens, von der gewaltigen Revolution in einem Köpfchen, welches doch mit so ruhigen, still-verklärten Augen in die Welt lächelte?

Und doch lag ein schwerer Kampf hinter ihr.

Dieweil draußen die Natur in regungslosem Todesschlaf lag, dieweil Eis und Schnee jedes Sprießen und Keimen erstickte und kaum eine Menschenstimme die bleierne Ruhe unterbrach, — da gährte und arbeitete es hinter Erika's Stirn, da rangen überirdische Gewalten sich frei aus den engen Banden, welche sie gefesselt hielten, da wuchs das Geistesfünkchen Talent zu der gigantischen Flamme des Genies!

Was an kleinlichem Vorurtheil, an beschränkten Ansichten über Frauenemanzipation, an Scheu und Verzagtheit, an entmuthigendem Zweifel an der eigenen Kraft im Herzen des jungen Mädchens schlummerte, wachte jählings auf und zog zu Feld wider den Genius, welcher seinen Liebling mit Silberschwingen zur Sonne emportragen wollte.

Manch lange, einsame Nacht zitterte die Seele in diesem Kampfe, bis endlich die Gnadensonne sieghaft durch das Gewölk brach, bis sich Erika nicht mehr fragte: „Darf ich es wohl wagen? Kann ich es mir

wahrlich zutrauen?“ sondern bis sie, mit Thränen der Begeisterung im Auge, jäh entschlossen aufjauchzte: „Gleichviel, ob ich kann und darf — ich muß!“

Und dann hatte das rastlose, glückselige Arbeiten begonnen. Sie schrieb ihren ersten Roman.

Winterliche, weltverlorene, öde, todte Einsamkeit um sie her — was wollte sie schreiben? Wie sollten originelle, fesselnde Ideen ihren Weg so fern hierher, an das Ende der Welt finden?

Wunderlich, darum befragte sich das junge Mädchen nicht ein einziges Mal.

Sie senkte den Blick nach innen, sie schaute in den Spiegel ihrer eigenen Seele.

Da war es, als sprühe derselbe in tausendfachem Farbenglanz all' die Bilder und Eindrücke zurück, welche er jemals empfangen.

Was Erika zuvor an Welt und Menschen geschaut, das lebte auf in greifbar deutlicher Gestalt; da ward eine Kleinigkeit zum Ereigniß, da funkelten Thautropfen an der rothen Rose der Liebe, die waren an und für sich nur unscheinbare, kleine Tröpfchen, und dennoch spiegelten sie ein Stück Leben und Welt, viel reiner, idealer und anmuthiger, als der geschickteste Pinsel es malen kann.

Was an dem Bild fehlte, ersetzte und vollendete die reiche Phantasie, was der Erfahrung mangelte, ersetzte der wunderbare künstlerische Instinkt, welcher sich sicher und geschickt durch die Probleme hindurch tastet, wie ein Vöglein auch ohne Kompaß und Landkarte den richtigen Weg zur Heimath findet.

Wer vermöchte dies große, geheimnißvolle Räthsel zu lösen!

Wer vermöchte die Sonne am Himmel zu ergründen, die unbekannte göttliche Leuchte, welche selbst das Dunkel menschlicher Blindheit durchleuchtet, welche dem Auge des Künstlers Pfade und Wege weist, welche sonst kein irdischer Verstand zu nennen vermag!

Erika schrieb und ihr übervolles, junges, glückseliges Herz floß hinein in den Strom der Begeisterung, so lebenswarm und innig, daß man es durch jedes Wörtlein klopfen hörte, und wie erst der Duft einer Blume die volle Weihe der Schönheit giebt, so verklärte der Hauch idealster Liebe, welche das ganze Wesen der Dichterin durchflammte, auch die Gestalten derer, welche ihr Geist erschuf.

Darin mochte wohl der Reiz liegen, welcher dem eigenartigen Buch anhaftete.

So lange als es unter der rastlos arbeitenden Feder entstand, dachte Erika nicht an die Zukunft, sondern lediglich an das Jetzt.

Das Schaffen selber war für sie eine Quelle unaussprechlichen Glücks. Sie fand ihre volle, innige Befriedigung an dem Gestalten und Formen, an dem Erfinden und Ersinnen, an dem stets vollendeteren Verschmelzen des Einzelnen zum Ganzen.

So sieht ein Mutterauge das geliebte Kind wachsen und werden, so entzückt es sich an jeder neuen Geistesregung und gedenkt über der Freude des Entwickelns nicht der Vollendung; die Mutter liebt das Kind, wie

sie es just ans Herz drückt, nicht den Mann, der es einst sein wird.

Aber die Geisteskinder wachsen haltlos heran, wie die Kinder aus Fleisch und Blut, — beiden harrt der Augenblick, wo sie hinaus in die Welt treten, wo das Herz des Erzeugers höher klopft in der bangen Erwartung: „Was wird aus ihm werden? Wie wird der Weg sein, welchen Gotteswillen und Menschenwollen ihm bereiten werden!“

Auch Erikas freudige Zuversicht verwandelte sich in ein Gefühl bangen Verzagens, als endlich das vollendete Werk vor ihr lag und des Entschlusses harrte, welcher es hinaus in die Welt schicken sollte, die Wanderschaft von Herz zu Herz zu beginnen!

Was ist solch' ein Buch anderes als ein Wanderbürschlein, ein heiteres oder trauriges, ein siegfreudigkeckes, oder zaghaft-schüchternes Bürschlein, welches an alle Thüren und Menschenherzen klopft mit der Bitte: „Nehmt mich auf bei Euch!“

Oft glückt's, oft findet es nimmer Rast und Ruh.

Noch einmal kämpfte es in Erikas Innern um den Sieg, und abermals war es der Geist der Kunst und der Liebe, welcher ihn errang.

Welch' langes Warten! — welch' ein Hangen und Bangen in schwebender Pein! —

Noch nie haben Wigands Augen so sorgenvoll auf dem anmuthigen Gesichtchen geruht, wie jetzt, wo die Wangen Schein um Schein erbleichen, wo eine fieberhafte, qualvolle Unruhe aus den Augen zuckt.

Und dann haben die Winterstürme ausgetobt, dann glänzt eine Sonne am Himmel, so groß, so golden, so strahlend hell wie nie zuvor, für ewig vereint sind Liebe und Lenz! —

Der Brief! — Der Brief!! —

Kaum vermochte sie ihn zu lesen. Es wallte und wogte vor ihrem Blick, bis die traumhafte, überselige Kunde immer klarer und deutlicher hervortrat, „Truggeister," der vortreffliche, eigenartige Roman, sei zum Abdruck für eines der gelesensten Journale angenommen!

Der Chefredakteur schreibt persönlich, außerordentlich liebenswürdig und sehr eingehend.

Er bittet darum, etliche Kürzungen vornehmen zu dürfen, welche dem Werk sehr dienlich sein werden. Dasselbe findet im Ganzen seinen vollen Beifall. — Wenn gleich man heut zu Tage mehr das Realistische und Grellbeleuchtete liebe, so hoffe er doch, daß die Eigenartigkeit und Gedankenfülle diesem liebenswürdigen, poetischen Werk einen dauernden Erfolg sichern werden.

Der Roman soll bereits mit der ersten Nummer des neuen Quartals beginnen, ob das Fräulein die Korrekturen persönlich durchzusehen wünscht?

Nein, um alles nicht! — Dieselben würden ja ihr liebes Geheimniß rettungslos vor der Mutter und Wigand offenbaren und das darf fürerst um keinen Preis geschehen.

Daß man den Roman bei dem Journal angenommen, ist doch noch keine Garantie dafür, daß er auch dem Publikum gefallen wird! Und ehe der Erfolg nicht

allgemein und sicher ist, eher wird Erika sich niemals zur Autorin bekennen.

Warum nicht?

Sie ist ja so fremd in der großen Welt und das Urtheil unbekannter Menschen kann ihr gleichgültig sein; das ist es auch. Erika fragt nicht nach dem Beifall der Menge, was sie gethan, geschah nur um eines Einzigen willen, aber grade dieser würde wohl auch der Einzige sein, welcher einen Mißerfolg am schärfsten und unbarmherzigsten richten würde. — Joël, dessen ganzes Leben und Dasein ja nur ein leidenschaftlicher Kampf um Erfolg, um Ruhm und Auszeichnung ist, er würde eine abfällige Kritik ihres Buches als Schmach ansehen und eine Dame, deren er sich schämen muß, existirt nicht mehr für den ehrgeizigen jungen Mann.

Wunderlicher Zwiespalt ihres Herzens! Erika liebt Joël mit der ganzen schwärmerischen Innigkeit einer ersten Neigung und dennoch ist sie sich der Schwäche und Charakterlosigkeit ihres schönen Götzenbildes wohl bewußt, dennoch sagt sie sich klar und bestimmt, daß er fähig ist, sie sofort aufzugeben, wenn die große Menge sie verurtheilt, und daß er andererseits egoistisch genug sein wird, ihr zu huldigen und sie an seine Seite zu fesseln, wenn die Welt das unscheinbare Haideblümchen mit dem Strahlenkranz des Ruhmes und der Auszeichnung schmückt.

Oft überkommt sie ein Gefühl leidenschaftlichen Stolzes, welcher sich dagegen aufbäumt, das Spielzeug eines Mannes zu sein, der es willkürlich an sich zieht

oder bei Seite wirft, je nachdem es im Preise steht — und in der Empfindsamkeit solchen Augenblickes war sie zu dem Entschluß gekommen, auf alle Ehren zu verzichten, um Joëls Gefühle nicht dadurch zu beeinflussen.

Ihr Herz zuckte wild auf bei dem Gedanken, nur um eines Erfolges willen von ihm geliebt zu sein. Gab sie ihm ihr volles, reines, ganzes „Ich“ zu eigen ohne zu fragen, ob Joël Eikhoff berühmt sein wird oder nicht, so verlangte auch sie von ihm eine Liebe, welche lediglich ihr selbst und nicht äußerlichem Werthe galt.

Fraglos würde Joël in seiner überlegenen, oft so rücksichtslosen Weise die Vermessenheit der „kleinen Unschuld vom Lande“ verspotten und geißeln, wenn die „Truggeister“ durch Kritik und Publikum gerichtet würden, und dieser Spott würde ihr genau so unerträglich sein, wie die Verehrung, welche er andernfalls lediglich ihrem berühmten Namen entgegen bringen würde.

Darum hatte sie den Entschluß gefaßt, gleichviel, wie das Wagniß ausfallen werde, ihre Autorschaft geheim zu halten, um sie als höchsten Trumpf der Glückseligkeit erst dann auszuspielen, wenn die Liebe ihrem Herzen den Sieg zugestanden.

Nur durch dieses Herz — nicht durch ihren Geist will sie ihr Glück gewinnen.

Ist Joëls Liebe so aufrichtig und wahr, daß er das unbekannte, schlichte Haidekind zu seiner Gattin

machen will, dann soll sie belohnt werden durch die Mitgift an Lorbeer, welche das Wegkräutlein als schönste Ueberraschung mitbringen wird!

Darum schweigen! unverbrüchlich schweigen, auch der Mutter gegenüber, deren Stolz und Freude sich doch vielleicht hie und da zu Andeutungen hinreißen lassen würden, welche mehr verrathen, wie gut thut.

Wigand würde die einzige Seele auf der Welt sein, welcher Erika sich rückhaltslos anvertrauen könnte. In seiner Brust würde ihr Geheimniß verwahrt liegen, wie in der eigenen, er würde sich lieber die Zunge abbeißen, ehe er ihr ein herbes oder spöttisches Wort sagte, falls die „Truggeister“ nicht reüssirten, und ebenso könnte es seine brave, redliche Gesinnung niemals beeinflussen, ihr anders zu begegnen wie jetzt, selbst wenn alle Lorbeeren der Welt ihr huldigend gestreut würden!

Wenn Wigand ein Mädchen liebt, so ist es ganz gewiß nur um ihrer Persönlichkeit, um der Tugend ihres Herzens willen — — ja, Erika hat beinah das Empfinden, als müßten hohe und glänzende Vorzüge des Geistes auf ihn grade den entgegengesetzten Eindruck machen wie auf Joël.

Wigand möchte eine berühmte Frau ebensowenig zu eigen begehren, wie Joël eine unberühmte.

Was dem künstlerisch, ehrgeizig beanlagten Pflegebruder befriedigte, ja entzückte, das würde ihn befremden und abstoßen, wie zwei Gegensätze sich nie harmonisch berühren können. Der bescheidene Sinn

Wigands würde sich scheu zurückziehen von einer Frau, welche die Ritter des Geistes huldigend zu ihren Füßen sieht. Er paßt nicht unter diese Schaar und der künstlerische Erfolg, welcher zu Joëls Herz und Höhe die einzig mögliche Leiter baute, würde zwischen Wigand und sie einen unüberwindlichen Abgrund reißen. Und dieses Bewußtsein schließt Erika auch Landen gegenüber die Lippen. —

Der Gedanke, sich ihm zu entfremden, ist ihr unerträglich; — sie hat ja nur ihn auf der Welt, ihn, den Einzigen, der es treu und gut meint, der für sie sorgt, schafft, denkt und arbeitet.

Kommt Sturm und Wetter, kann nur seine Hand sie schützen. Sie ist eine Waise, ohne ihn aber würde sie verlassen und verloren sein. Er ist ihr Vater und Bruder zugleich.

Sie glaubt an ihn, wie an sich selbst.

Oft hat sie selbst sich schon bei dem Gedanken überrascht, wie schön es doch wäre, könnte Joël so wie Wigand sein!

Joël ist ihr Ideal, aber es ist nicht vollkommen. Sein schönes Angesicht, welches ihre junge Seele blendete und berückte, ist der Schild, mit welchem sich ihre Liebe gegen jeden ketzerischen Gedanken wappnen will, aber der Schild ist nicht fest und stark genug, um ihrem scharfen Geist dauernden Widerstand zu leisten.

Je mehr Erika sich in den Charakter ihres Helden, welchen sie in den Truggeistern schilderte und welcher

das Abbild Joël Eikhoffs ist, vertiefte, umso mehr enthüllte sie sich selber all' die Schwächen und Mängel, welche ihm anhafteten. Und ganz unwillkürlich, sie wußte es selber nicht wie, ward sein Gegner immer mehr und mehr mit den seelischen Eigenschaften eines Wigand ausgeschmückt, ward der stille, bescheidene Mann zum Inbegriff des Guten und Edeln, dieweil die strahlende Heldengestalt sich unmerklich mehr und mehr verdunkelt, — durch die eigenen Schatten, welche er sich vor die Sonne warf.

Dem jungen Mädchen selber unbewußt, vollzog sich heimlich eine Sinnesänderung, über welche sie sich fürerst noch keine Rechenschaft ablegte.

Keine äußere, große, tiefeingreifende Veranlassung hatte dazu beigetragen, ihren Geschmack unmerklich zu vertiefen und zu veredeln; ganz aus sich selber heraus vollzog sich der Wandel, wie ein Läuterungsprozeß welcher tief innen vor sich geht, lediglich angeregt durch die geheimnißvollen Kräfte der Natur, welche sich selber zur Vollendung durchringen, wenn fremde Einflüsse den guten Kern umhüllen und ankränkeln wollen.

Sommer und Herbst vergingen, wieder wehte welkes Laub zur Erde und diesmal breitete Erika dem Winter voll tiefen Verlangens die Arme entgegen und hatte nur noch einen glühenden, sehnsuchtsvollen Wunsch, einmal wieder unter Menschen zu sein! —

Es dämmerte in dem stillen Wohnzimmer. Nur das bläuliche Flämmchen unter dem Theekessel warf

unsicheren Schein und die Cigarre Wigands glühte zeitweise auf, wenn sie die edle, so wohlgepflegte Hand zum Mund hob. —

Die Damen hatten die Arbeit ruhen lassen und nach kurzem Ausblick in die umschattete Welt wandte Frau Koltitz das Haupt plötzlich nach Landen und sagte, wie unter jähem, gewaltsamen Entschluß: „Lieber Wigand — es liegt mir eine Frage an Dich schon seit einiger Zeit schwer auf dem Herzen! Hast Du wohl heute noch ein Weilchen Zeit, um einmal ehrlich und gründlich etwas mit mir zu besprechen?“ —

Der junge Mann blickte ein wenig überrascht empor, ebenso wie Erika, welche unwillkürlich das Köpfchen auflauschend vorneigte.

„Selbstverständlich habe ich Zeit, liebe Tante! bitte, verfüge über sie und über mich!“ —

Frau Koltitz zog die Seidenbällchen der Nähtischdecke nervös durch die Finger und schien nach einem passenden Anfang zu suchen, dann athmete sie tief auf.

„Das Laub färbt sich und der Herbstwind braust über die Haide, — wie lange noch und der Winter hält wieder seinen Einzug bei uns. Ich denke an die trostlose, freudlose Einsamkeit des vergangenen Jahres, und weil ich weiß, das es nicht gut thut, gegen die Natur anzukämpfen und es sich früher oder später rächt, wenn man die Palme an Eis und Schnee, das junge Menschenherz an weltvergessene Einsamkeit gewöhnen will, so ist es mir ein qualvoller Gedanke,

Euch beiden jungen Leute, die Recht und Ansprüche an das Leben haben, wieder in dieser Klosterstille eingekerkert zu sehn!“ —

Wigand lächelte und schüttelte abwehrend den Kopf, Erika aber faßte jählings die Hände der Sprecherin und neigte ihr Gesichtchen tief darauf nieder.

„Dieser Sorge könntest Du ja so leicht enthoben sein, Mamachen, wenn Du uns ein Weilchen beurlauben und in das bunte Leben hinaus schicken wolltest!“ —

Landen zuckte unmerklich zusammen, die alte Dame aber seufzte tief auf. „Ja, könnte ich Euch nur Beide zugleich auf Reisen schicken, mein Liebling, könnte ich Dir unsern treuen Wigand zu Schutz und Trutz an die Seite stellen! Ich selber tauge nicht mehr für die Welt, ich bin zu krank und menschenscheu geworden, um mich von Ellerndörp trennen zu können! Du bist aber noch so jung, meine Erika, Du kennst das Leben so gut wie gar nicht.“ —

„Du würdest die Cousine doch nur in eine Dir wohlbekannte Familie zu Gast schicken, liebe Tante?“

„Eine wohlbekannte Familie! — ja, wäre sie mir nur etwas besser bekannt, die Geheimräthin! Sie war die Einzige, welche mein Kind einlud. All' unsere ehemaligen Freunde sind in den paar Jahren weit in die Welt zerstreut, mit den meisten hat der Verkehr nachgelassen, denn seit Väterchens Tod habe ich nicht

gern mehr Briefe geschrieben und darum auch nur wenig, fast keine mehr erhalten!“

„Die Geheimräthin Eikhoff hat mich eingeladen?“ — Voll zitternder Ueberraschung stieß es Erika hervor und der Klang ihrer Stimme ließ Wigands Herz erbeben. „Die Geheimräthin?! und das sagst Du mir erst jetzt, Mama?“ —

Frau Koltitz wandte das Antlitz zur Seite. „Ich wollte erst mit mir selber einig werden, Erika, um Dir sogleich meine Antwort auf ihre Anfrage mittheilen zu können! Aber ich bin so wenig gewohnt, einen Entschluß zu fassen, Papa hat ja mein Leben lang Alles für mich bedacht und bestimmt, das macht schließlich eine Frau hülflos und unselbstständig wie ein kleines Kind! — Nun muß ich mich doch an Euch wenden, um die Angelegenheit gründlich und ernstlich zu besprechen!“ —

„Aber Mutterchen! was giebt es da zu besprechen? Du setzt Dich hin und schreibst natürlich, daß ich mit tausend Freuden kommen würde!“

Mit tausend Freuden! ja, Wigand hörte es aus dem Jubel dieser Worte heraus, daß tausend freudige Hoffnungen ihr die Brust zu zersprengen droht.

„So natürlich ist diese Antwort durchaus nicht!“ schüttelte Frau Henriette etwas wehleidig den Kopf: „denn es ist für mich keine geringe Verantwortung, Dich zu mir persönlich wildfremden Leuten zu schicken! Ich kenne die Geheimräthin nicht und Alles, was Joël von ihr erzählte — —“

„Was erzählte Joël?“

„Genug, um sie für eine recht lebenslustige, nicht allzu streng denkende Frau zu halten!“

„Mütterchen, welche Deutung! Sie ist eine elegante, originelle, geistreiche Frau, welche die allgemeine Verehrung zum Mittelpunkt der Geselligkeit gemacht hat. Joël hatte vielleicht eine etwas eigenthümliche Art, darüber zu reden. Du weißt, daß sein Geschmack nicht immer mit dem Euern harmonirte, daß er oft ein Lob aussprach, welches Ihr mehr als Tadel empfandet.“

„Das ist es. — Wenn die Mutter dem Sohn in dieser Beziehung ähnlich sieht, so fürchte ich, wird der Einfluß, welchen sie auf Dich ausübt, nicht der günstigste sein. Was meinst Du, Wigand?“

Der Angeredete schrak aus seiner zusammengesunkenen Stellung empor.

„Ist meine Ansicht in dieser Angelegenheit überhaupt maßgebend, liebe Tante?“

„Selbstverständlich; Du weißt, wie hoch ich sie in jeder Beziehung schätze und wie ausschlaggebend dieselbe für mich sein wird.“

Momentane Stille. — Es brauste durch Wigands Hirn wie der Herbststurm, wenn er Flammen zur Feuersbrunst anfacht. Jetzt ein energisches Abreden! Ein leiser Zweifel an der geeigneten Persönlichkeit, ein kluges Ausbeuten der Unentschlossenheit, welche ihn zur Entscheidung anruft. Es liegt in seiner Hand, durch eine kleine Intrigue, durch ein entsprechendes Einwirken auf die Mutter, die Tochter von Joël fern zu halten.

Reist Erika jetzt nach der Residenz, sieht sie Joël wieder, womöglich als gefeierten, lorbeergekrönten Componisten einer applaudirten Oper, — so ist sie für ihn verloren, ewig, unwiederbringlich verloren.

Wie ein wilder, rasender Schmerz der Verzweiflung packt es ihn. Hat er darum Jahr und Tag in selbstloser Treue und Aufopferung hier ausgehalten, gearbeitet, gesorgt und geschafft, damit nun ein Anderer kommt und ihm das Liebste, das Einzige, was die Welt ihm noch an Glück geben kann, zu nehmen?

Nein, nein! Tausendmal nein! Man soll das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, man soll das Täublein unter dem Mantel bergen, ehe der Fuchs es erhascht. Jäh entschlossen, hebt er das Haupt, der Tante freimüthig zu sagen, daß nach seinen Erfahrungen das Haus der Geheimräthin kein passender Aufenthalt für Erika sei! — Warum? je nun! Da finden sich wohl leicht genug Gründe!

Sein Blick trifft Erika. Es ist so dämmrig im Zimmer, daß er ihr Antlitz kaum noch erkennen kann, aber ihre Augen, die sieht er klar und deutlich, die sieht er und wenn er in dieser Minute erblindet wäre!

Ihre Augen! Flehend, angstvoll haftet ihr Blick an seinen Lippen. Ihre ganze Seele liegt darin und diese Seele zittert für ihr junges, morgenschönes Glück!

Seine Lippen, welche er schon zum Sprechen öffnete, schließen sich krampfhaft aufeinander, er schweigt und starrt wie gebannt in diese flehenden Mädchenaugen.

Sekundenlang windet sich seine Seele unter der

Qual, welche ihm Erikas Blick bereitet. Er will nicht schwach sein, er will und muß auch einmal für sein eigenes Glück kämpfen, will er sich's erringen!

Entsagen, immer entsagen! Sein Leben lang hat er nichts anderes gekannt, als tief im Schatten zu stehen, damit Andere der Sonnenglanz desto voller und verschwenderischer treffe!

Soll er denn nie und nimmermehr an sich selbst denken dürfen, soll er jedem Dieb die Thüre seines Gartens selber öffnen, damit man ihm das einzige, so schmerzensvoll gepflegte Röslein muthwillig abreißt und entblättert?

Seine Rose! — Wer sagt ihm, daß sie für ihn blühen mag?

Ist's denn wahrlich ein Glück, ein junges Menschenherz gewaltsam zu eigen zu nehmen, ein Herz, welches mit jedem Schlag einem Andern entgegenbebt, welches nur für diesen fühlen und empfinden kann und naturgemäß jede feindliche Gewalt, welche sich dazwischen drängt, verabscheuen und hassen muß? Nein, das ist kein Glück, das ist ein egoistischer Wahn, welcher sich vor dem Käfig eines gefangenen Vögleins einbildet, seine Lieder der Sehnsucht und Trauer seien Klänge stillzufriedenen Glücks.

Nein, es ist kein Glück. —

Wie ein Schauder rieselt es kalt durch Wigands Glieder.

Die Gluth, welche ihm soeben Herz und Hirn versengen wollte, erlischt und sinkt in Asche zusammen,

nur ein tiefes Weh ist noch das einzige Empfinden, welches bleibt.

Und dann feiert seine treue, selbstlose Liebe abermals einen hohen Sieg. — Mitleid, warme, herzliche Theilnahme erfüllen sein Herz.

Sie liebt Joël, und Gott der Herr, welcher die Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche, der wird vielleicht ein Wunder geschehen lassen, und auch in dem flatterhaften Sinn des jungen Mannes eine Wandlung zum Guten schaffen.

Will er dem Schicksal vorgreifen und zum Splitterrichter werden, dieweil seine Selbstsucht und Gewaltthätigkeit zum Balken im eigenen Auge geworden?

Nein, er will gewiß keine Steine in den Weg rollen, welchen Erika einschlagen will, um Glück und Seligkeit zu finden, im Gegentheil, er wird und muß ihr helfen.

Wer soll sonst für sie eintreten, wenn selbst er zum Verräther werden will?

Wehe der Liebe, welche um der Liebe willen nicht entsagen kann, es ist die echte nicht!

Blitzschnell kreuzten die Gedanken in seinem Kopf und ahnungslos, daß er dem Fenster just gegenüber, in dem Wiederschein des Abendgoldes saß, glaubte er sich von der Dämmerung geschützt, und bemühte sich darum nicht, den Seelenkampf zu verbergen, welcher seine verrätherischen Linien durch sein Antlitz zog.

Erika aber, welche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sein Gesicht beobachtete, las wie in einem offenen Buch darin, und wie schon einmal an der Treppe

des Gutshauses, wich auch jetzt alles Blut aus ihren Wangen bei dem instinktiven Gefühl, von ihm geliebt zu werden. Ihr Herzschlag stockte in dem Hangen und Bangen dieses Augenblicks.

Er liebt sie! Der Gedanke, sie in Joëls Elternhaus in seine unmittelbare Nähe fortgeben zu müssen, hat eine furchtbare Wirkung auf ihn gehabt. Sie sah es in seinem Auge, sie las es in jedem seiner Züge, wie Eifersucht, Schmerz, leidenschaftliche Heftigkeit und Erbitterung in ihnen rangen.

Was ist natürlicher, als die Regung echt menschlicher Selbstsucht, wenn er von der Macht, welche die Mutter ihm in die Hand giebt, Gebrauch macht? Er weiß es ganz genau, daß Frau Koltitz blindlings seinem Rath folgen wird, ohne auf Erikas Bitten und Flehen zu hören, er kann ihr mit Leichtigkeit gar viele Verdächtigungen zuraunen, sein langjähriger Aufenthalt im Hause des Geheimraths giebt ihm den Schein des best' Unterrichtetseins.

Und so sehr Erika auch gegen ihr besseres Wissen ankämpft, so weiß sie doch, daß eine Menge kleiner Thatsachen, welche effektive Thatsachen sind, sich nicht bestreiten lassen.

Erfährt es Frau Koltitz durch Wigand, daß die Geheimräthin in Korfu mitten im übermüthigsten Faschingstrubel gelebt hat, daß sie sogar an der Seite eines Engländers einen Maskenball besucht und sogar getanzt hat, wie durfte Erika ihr Haus betreten?

Joël hatte diese Ereignisse an Wigand geschrieben

in seiner frivolen, übermüthigen Weise, welche die Leichtlebigkeit der verwittweten Mutter „das einzig vernünftige und richtige Temperament“ nannte.

Erika hatte den Brief — auf ihre besondere Bitte — lesen dürfen und sie hatte vergeblich nach beschönigenden Worten und Entschuldigungen gesucht, als Wigand das Benehmen Ellys in schärfsten und entrüstetsten Worten tadelte. Was war jetzt natürlicher, als daß Landen diesen Brief als Waffe gegen Joël benutzte, ein Wiedersehen zwischen ihm und ihr, einen Besuch im Hause der Geheimräthin für immer zu vereiteln? Er müßte ja kein Mensch wie alle anderen selbstsüchtigen Menschen auch, er müßte kein eifersüchtig Liebender sein, wollte er auf solchen Vortheil verzichten!

Erikas Herz krampft sich in ohnmächtiger Angst und Befürchtung zusammen. Die Minuten seines Zauderns und Schweigens deuchen ihr eine wahre Ewigkeit, und als er jetzt endlich mit ruhiger, beinah' monotoner Stimme anfängt zu reden, hat sie das Gefühl, als werde sie nun den Vernichtungsspruch für ihr ganzes Lebensglück hören.

Athemlos starrt sie zu ihm auf und die kleine Hand, welche sie gegen das Herz gepreßt, bebt wie im Fieber. Sie weiß es, daß er all' ihr Wünschen und Hoffen vernichten wird und ein Gefühl bitteren Hasses schleicht sich in ihr Herz.

„Du fragst nach meiner Ansicht, liebe Tante! Du legst eine schwere und verantwortliche Entscheidung in meine Hand —“

„Durchaus nicht schwer und verantwortlich, lieber Wigand!“ unterbricht Frau Henriette hastig. „Wenn Du das leiseste Bedenken gegen Haus Eikhoff hegst, bin ich entschlossen, mit Dir und Erika ein paar Monate des Winters in Italien zu verleben. Ich würde dieses Opfer jedenfalls bringen, also nimmst Du der Kleinen durchaus keine Winterfreude, wenn Du Dich gegen den Besuch in der Residenz aussprichst!“

Erika zuckt zusammen. Entsetzlich! — Die Mutter macht es ihm auch gar zu mundgerecht! Sie befreit ihn von jedem Skrupel und lockt ihn sogar noch mit der Aussicht, als ihr Begleiter nach Italien reisen zu dürfen. Nun ist Alles verloren. Diese Versuchung ist zu groß, er muß ihr erliegen.

Unwillkürlich ringt sich ein leiser Seufzer tiefster Muthlosigkeit von ihren Lippen, und Wigands Blick trifft ihr Antlitz.

Sekundenlang ruht Auge in Auge. Dann wendet Landen das Haupt zur Seite, seine Lippen zucken.

„Ich glaube, liebe Tante, daß ein paar heitere Feste in der Residenz dem Geschmack Deiner Tochter mehr entsprechen würden, wie ein ungemüthliches Hin und Her, wie ein Hôtelleben und Eisenbahnfahren. Ich war, wie Du weißt, lange Jahre im Haus des Geheimraths, und es würde pflicht- und ehrvergessen von mir sein, wollte ich behaupten, auch nur das Mindeste in demselben erlebt zu haben, was Anstoß in Deinen und meinen Augen erregen könnte.“

„Damals, ja damals, lieber Wigand!“ seufzt Frau

Henriette auf. „Die Zeiten und Verhältnisse haben sich aber völlig geändert. Glaubst Du, daß Elly als freie, umschwärmte Wittwe noch ebensolch' soliden Grundsätzen huldigt, wie ehemals, wo ihre Existenz von dem guten Willen ihres Gatten abhing?"

„Ich ... ich hoffe es, liebe Tante. Die Geheimräthin ist eine Frau, welche wohl gegen momentane Schwächen zu kämpfen hat, welche aber, meiner Ansicht nach, nie die Ehre und Würde ihres Hauses außer Acht lassen wird."

„Ich fürchte, daß Joëls leichte Art und Weise keinen guten Einfluß auf sie ausübt. Ihr Charakter bedurfte strenger und energischer Führung, und die Freiheit und die flotte Anregung durch den Sohn taugen ihr nichts. Du korrespondirst ja mit Joël, — was schreibt er eigentlich über die Gemüthsstimmung der Mutter? Trauert sie noch ganz tief oder mischt sie sich schon wieder unter Menschen? Ihrem eigenen Briefe nach scheint sie Erika einem großen, sehr geselligen und lebensfrohen Kreise zuführen zu wollen?"

„Das Trauerjahr ist ja schon seit etlichen Monaten vorüber, liebe Tante," wich Wigand geschickt der heiklen Frage aus, — „und Du mußt bedenken, daß Joëls Carrière ein reges und geselliges Leben erfordert. Will er etwas erreichen, muß er vor allen Dingen einen treuen Stamm von Kunstethusiasten an sein Haus fesseln, jetzt, wo die Première seiner Oper vor der Thüre steht, ganz besonders."

„So glaubst Du wirklich, Wigand, daß man nicht

durch schlechten Einfluß und unvortheilhaftes Vorbild die junge Seele irre leiten kann?“ — Wieder eine kurze Pause. Dann traf Landens Blick wie in fester, stolzer Zuversicht das bleiche, wie versteinerte Antlitz des jungen Mädchens.

„Nein, Tante!“ schüttelte er hochaufathmend das Haupt, „das fürchte ich nicht. Erika ist viel zu gut und edel beanlagt, viel zu scharfblickend und klug, um — trotz ihrer Jugend — Talmi für Gold zu nehmen! Ihr gesunder, reiner Sinn wird sich weder blenden noch irreleiten lassen, sie wird fest und stolz ihren eigenen richtigen Weg gehen, — das versichere ich Dir, kraft meiner heiligsten Ueberzeugung! — Melde ihren Besuch getrost im Hause der Geheimräthin an, und Gott gebe, daß sie einer sonnigen, frohen Zeit entgegen geht!“

Er hatte sich erhoben und Frau Koltitz streckte ihm herzlich beide Hände entgegen. „Ich danke Dir, Du treue, brave Seele, nun bin ich ganz und gar beruhigt und werde Erika ohne Sorge scheiden sehen!“

Landen faßte mit krampfhaftem Druck die feinen, beinah zerbrechlich zarten Hände der Sprecherin und zog sie hastig an die Lippen, dann schaute er nach Erika, in der Erwartung, durch lauten Jubel für seine schwere Mission entschädigt zu werden.

Vergeblich. Die Hände im Schooß gefaltet, das Köpfchen tief, tief zur Brust geneigt, saß sie in regungslosem Schweigen.

Er neigte sich über sie. „Freust Du Dich, Erika?“ fragte er leise und weich.

Eine kurze, heftige Bewegung. Sie sprang empor und schaute zu ihm auf. Wunderlich, ihr Gesicht leuchtete gespenstig bleich aus dem Dämmerlicht. Einen Augenblick stand sie hoch aufgerichtet vor ihm, dann schrak sie jählings zurück und stürmte durch die Thüre.

„Seltsam! Was hat das Kind, Wigand?"

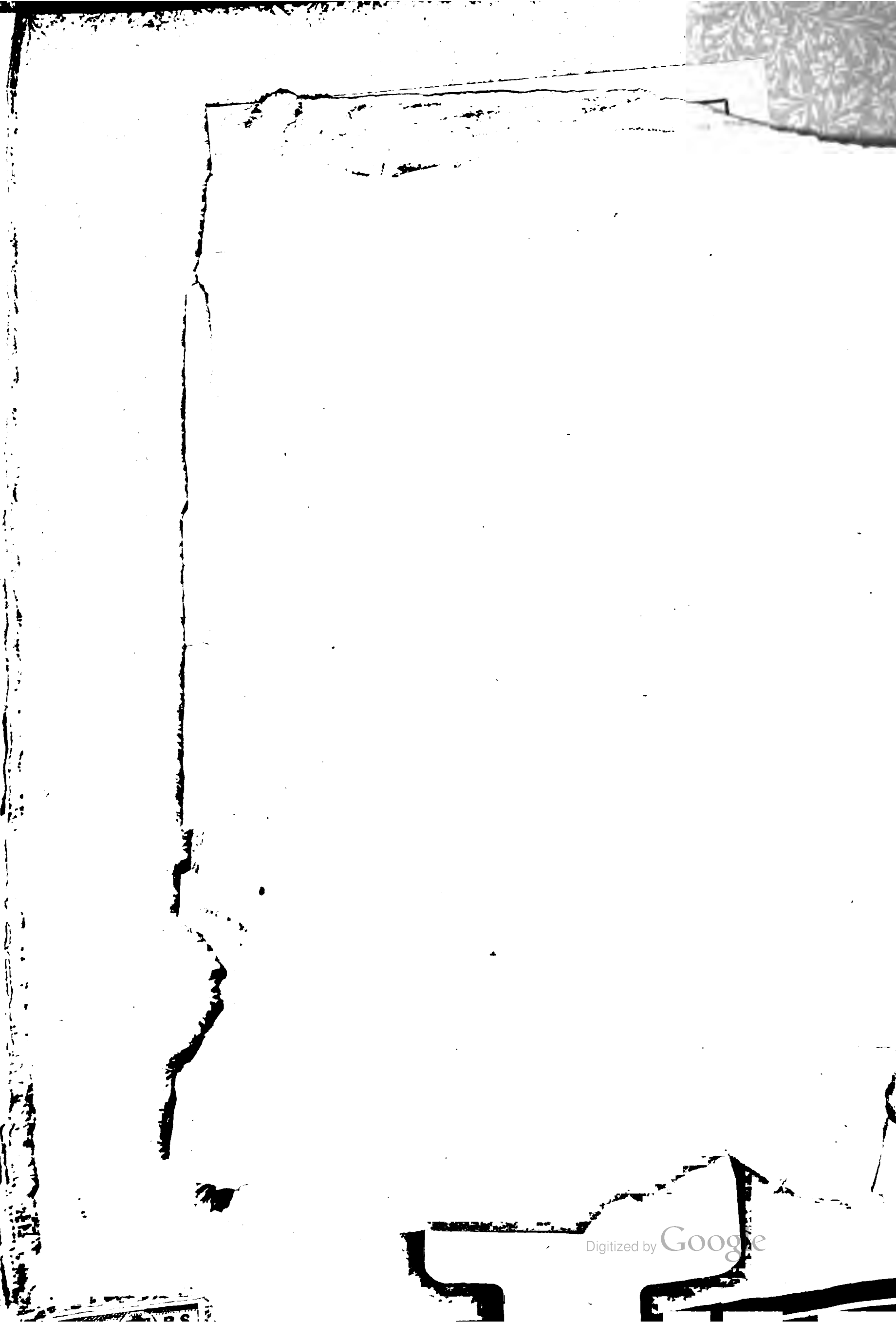
Er strich langsam mit der Hand über die Stirn, seine Stimme klang müde.

„Du kennst ja den alten Spruch, Tante: „Das höchste Glück hat keine Lieder." — Auch Erika verstummt unter der Fülle des Glücks, welches so überraschend auf sie nieder bricht!"

Er wartete keine Antwort ab. Sein Schritt verklang auf dem Teppich.

Ende des ersten Bandes.

Adolf Riese, Saalfeld i. Th.



Werke von Nataly von Eschstruth

D.

A.

Mk.

Mk.

